

Hans-Jürgen Hantke

*Ich war ein begeisterter
Hitlerjunge, bis ...*



Mit 30 Fotos und Dokumenten

Biograph

... ja, bis ich unsanft aus meinen Träumen gerissen wurde,

die Unmenschlichkeit von Diktatur und Gewaltherrschaft erkannte und lernte, in einer bis dahin nie erfahrenen Welt voller Freiheiten sowie Möglichkeiten, aber auch Risiken mich selbständig zurechtzufinden.

Hans-Jürgen Hantke



Vom Ausgang und den Folgen des Zweiten Weltkrieges wissen wir mehr oder weniger alles. Alles ist dies jedoch bei weitem nicht. Die Einzelschicksale der Betroffenen, der Jugend, das Leid und die Nöte werden uns erst jetzt vorgeführt.

Das Schicksal dieses 15-jährigen Hans-Jürgen Hantke, der schwerste Jahre mit seiner Familie in Gefangenenlagern in der

Tschechoslowakei und später in der DDR zu erleiden hatte, Entbehrungen, Demütigungen und Hinrichtungen erlebte, soll besonders der kommenden Generation der Jugend nicht vorenthalten werden. Aus diesem Grunde veröffentlichen wir in einer Reihe Schicksale, die die breite Öffentlichkeit nicht kennt, bevor in einigen Jahren nur noch das Bild des bösen Deutschen des Zweiten Weltkrieges übrig bleibt.

Dr. Hans-Jürgen Hantke ist Physiker und war schon als junger Doktorand durch seine hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen beim Max-Planck-Institut aufgefallen, so daß ihn der berühmte Wernher von Braun in die USA engagieren wollte. Er hielt – trotz den enormen finanziellen Verlockungen, die ihm ein besseres Leben hätten ermöglichen können – stand, weil er wußte, daß der Aufbau von Deutschland solche Leute wie ihn brauchte.



97839051248227



01590

Fr

2.90

Fr 4.00

Biograph

ISBN 3-905248-22-0 TB

Erste Auflage 2004
© 2004 by Dr. Hans-Jürgen Hantke
© 2004 by Biograph-Verlag (Schweiz)
Verlagsadresse: Tgampi sot 184
CH-7083 Lantsch/Lenz,
Tel. 0041-81-681 25 15, Fax 0041-81-681 25 39

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, der Lizenz-
Ausgaben, der Verwendung in den Print- und Massenmedien usw.,
vorbehalten.

Hergestellt und gedruckt auf 90 g holzfrei, gelblich-weißem,
säurefreiem Papier und gebunden bei Steinmeier DE-Nördlingen

ISBN 3-905248-22-0 TB

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader**

*... ja, bis ich unsanft aus meinen Träumen
gerissen wurde,*

*die Unmenschlichkeit von Diktatur und Gewaltherrschaft
erkannte und lernte, in einer bis dahin nie erfahrenen Welt
voller Freiheiten sowie Möglichkeiten aber auch Risiken
mich selbständig zurechtzufinden.*

Hans-Jürgen Hantke

Inhaltsverzeichnis

	Seite
<i>Das Ende des Krieges</i>	9
<i>Die Flucht</i>	45
<i>Zwangsarbeit auf einem staatlichen Gut in der Tschechoslowakei</i>	58
<i>Als Kriegsgefangener im Kohlebergwerk in Kladno (CSR)</i>	79
<i>Heim ins Reich und Neuanfang in Rostock</i>	133
<i>Studium in Frankfurt am Main</i>	170
<i>Das Leben eines ostdeutschen Studenten im Westen</i>	197
<i>Endspurt</i>	256
<i>Rückschau und Ausblick</i>	285

Das Ende des Krieges

Es war höchste Zeit aufzuhören! Was ich jetzt, Anfang Mai 1945, ein paar Tage vor meinem 15. Geburtstag sah und zuletzt erlebt hatte, steigerte mein Gefühl zur Gewissheit: der Krieg ist verloren.

Ich lehnte mich gegen den Rand der Strassensperre an dem von uns ausgehobenen Panzersperrgraben in der Nähe des Hauptbahnhofs von Glatz und kratzte zusammen mit meinem gleichaltrigen Volkssturmpimpf mit Heiss-hunger Marmelade-Ersatz mit einem Löffel von meinem – zu grossen – Soldatenmantel. Endlich sich wieder einmal satt essen können und nicht nur den Bauch mit der immer dünner werdenden Suppe aus der Gulaschkanone mit den paar Brocken Trockengemüse drin (wir nannten es Drahtverhau) vollschlagen und den Hunger mit der Völle betäuben!

Wir waren kurz vorher zum Abladen eines Verpflegungslasters abkommandiert worden. Stapel von klebrigen Holzkästen mussten ins Küchenlager gebracht werden. Ich war schon immer besonders eifrig und schwankte mit mehr Kästen vor dem Bauch als alle anderen Träger zum Vorratslager. Weil der letzte Stapel besonders hoch war, konnte ich den untersten Kasten nur am äussersten Rand halten. Plötzlich platschte es unangenehm; der Boden brach durch, und der Inhalt ergoss sich am Mantel entlang auf die Erde. Das rote Zeug war direkt in die Kästen gefüllt und klebte jetzt überall an meinem Mantel. War das eine Sauerei! Vor allem in den Augen des Einsatzleiters. Er unterstellte mir Absicht und hätte mich am liebsten wegen Sabotage anklagen lassen. Ich durfte nicht mehr weitermachen und bekam ein paar Tage trocken Brot in Aus-

sicht gestellt. – Was er nicht gemerkt hatte: die rote Klebemasse, die sich Marmelade nannte und in Wirklichkeit eine schön rot gefärbte, süsse, klebrige Zuckerrüben-Möhrenpampe war, hatte den Weg in die weiten Taschen des Mantels gefunden, und so war zunächst der Tag gerettet. Während ich mit meinem Kumpel das süsse Leben genoss, beobachteten wir die an uns vorbeiziehenden Fahrzeugkolonnen.

Noch vor ein paar Tagen mussten wir zusehen, wie Flüchtlingstrecks von halbverhungerten Frauen, Kindern und alten Männern mit vollbepackten Leiterwagen über die von Schlaglöchern aufgerissene Strasse an uns vorbei holperten. Einige Karren wurden von abgemagerten Pferden gezogen, denen die Knochen aus der Haut zu treten schienen, und die sich kaum noch auf den Beinen hielten. Die Flüchtlinge beachteten uns Soldaten nicht. Ich fragte eine Frau, die mit vier kleinen Kindern auf einem Planenwagen sass, woher sie käme. Sie hielt das Pferd an und antwortete im harten ostoberschlesischen Tonfall: «Aus Nähe von Krakau! Sind wir abgehauen von Gut, chaben wir gewarrtet auf Rückker bei Neisse! Ist gekommen Stosstrupp von russische T-34 (russische Panzer), haben gerufen: Weg! Weg! – Sind wir jetzt schnell rauf in Glatzer Kessel, wo wir werden geschitzt sein!»

«Ja haben nicht unsere Panzerabwehr-Soldaten die T-34 abgeknallt?» fragte ich. Die Antwort hörte ich nicht mehr, denn unter dem Fluchen der nachfolgenden, aufgestauten Kolonne musste sie mit *hüh* und *hott* ihren Gaul und ihren Karren wieder in Bewegung bringen.

Krakau! Von so fern kamen sie! Ich erinnerte mich an meine Schanzarbeiten in Ost-Oberschlesien, es war in einem Dörfchen bei Kattowitz. Weiter nach Osten bin ich

nie gekommen. Krakau lag noch weitere fünfzig Kilometer östlich. Auch dort lebten Deutsche zusammen mit Polen. Mir fiel ein, was ich in Heimatkunde über die Besiedlung von Schlesien gehört hatte. Im Zehnten Jahrhundert stand Schlesien unter böhmischer Herrschaft, bis es an die polnischen Piasten fiel. Nach zweihundert Jahren holten sie deutsche Siedler in ihr Reich. Im nächsten Jahrhundert überrannten mongolische Horden Schlesien und verwüsteten das Land, das danach unter grossen Entbehrungen wieder aufgebaut wurde. Deutsche Kaufleute erreichten, dass Krakau eine wichtige Hansestadt wurde. Später kam Schlesien zusammen mit Böhmen an die Habsburger und wurde österreichisch. Infolge der drei Schlesischen Kriege (1740-1763) fiel fast ganz Schlesien an Preussen und wurde dann ein Teil des Deutschen Reiches. Entsprechend den Bestimmungen des Versailler Vertrags von 1919 kam der Osten Oberschlesiens an Polen. 1939 wurden die an Polen gefallen Teile Schlesiens wieder mit dem Deutschen Reich vereint.

Und jetzt mussten diese Menschen, die all diese verschiedenen Herrschaften ertragen hatten, vor den bolschewistischen Horden flüchten!

Heute sahen wir keine Flüchtlinge. Stattdessen bestanden die vorbeiziehenden Kolonnen aus Militärfahrzeugen. Aber wie sahen sie aus? Zerbeult, dreckig, zum Teil abgerissene Kotflügel und Lampen. Ab und zu blieb ein Fahrzeug stehen. Der Fahrer kletterte dann nach hinten zum Holzvergaser, stocherte darin herum und legte Holzscheite nach. Mit viel Gestank und krachenden Fehlzündungen stotterte das Gefährt wieder los. Die meisten Lastwagen waren mit solchen Kesseln zum Verbrennen von Holz ausgerüstet. Mit diesem Holzgas wurden die Motoren ange-

trieben. Denn flüssigen Treibstoff gab es so gut wie gar nicht mehr. Diese Reaktoren waren hinter dem Fahreraufbau angebracht und bestimmten mit ihren Massen von bis zu zwei Meter Höhe und einem Durchmesser von einem halben Meter das Aussehen des Fahrzeugs. Sogar gepanzerte Kettenfahrzeuge knatterten an uns mit einem solchen Antrieb vorbei.

Aber was mich am meisten verstörte war das Aussehen der Soldaten: dreckig, zerlumpt, ausgemergelt. Teilnahmslos saßen sie in ihren Karossen. Sie erinnerten mich an die russischen Kriegsgefangenen, die wir im Kino in den Wochenschauen vorgeführt bekommen hatten. Dazu ertönten damals Triumph-Märsche und Kommentare über den Sieg der deutschen Macht über die bolschewistischen Untermenschen. Diese hier waren deutsche Soldaten. Mit leeren Blicken musterten sie uns und unsere – noch offene – Panzersperre. War das das Ende?

Radio hatten wir keins. Was wirklich passierte, wie und wo die Front verlief, wussten wir nicht. Vor ein paar Tagen musste unser Kriegerhaufen vor dem Kompaniechef zum Appell antreten. Zackig informierte er uns, dass Admiral Dönitz das Oberkommando der Wehrmacht übernommen hätte und unser General Schörner den Kampf gegen die feindliche Übermacht bis zum letzten Blutstropfen befohlen hätte. Ich bekam nicht mit, was er über den Führer Adolf Hitler sagte. War er gefallen? – Gerüchte gingen um, er sei umgebracht worden.

Und jetzt warteten wir hier auf die russischen Truppen. Ich gehörte zu einer der Gruppen, die eine Panzer-Strassensperre an einer Strasse verteidigen sollte, wo der Pan-

zersperrgraben, den wir in den letzten vier Wochen ausgehoben hatten, unterbrochen war. Diese Panzer-Strassen-sperre bestand aus Baumstämmen, die im Ernstfall zwischen Betonstützen über die Strasse gezogen werden sollten. Ob sich die T-34-Panzer von diesen Baumstämmen aufhalten lassen? Mit dem Löffel kratzte ich die Manteltaschen aus. Der letzte Rest der Marmelade bestand bald nur noch aus süßen Fäden des Mantelstoffes.

Ich musste an den Dritten unserer Gruppe denken: Georg, unser Gruppenführer. Er war an der Ostfront am Bein verwundet worden, musste aber jetzt mit uns Jungen als letztes Aufgebot im Volkssturm dienen. Wie hatte dieser in meinen Augen uralte Rottenführer – er war bestimmt über fünfzig Jahre alt – gesagt: «Das Wichtigste für einen Soldaten sind das Kochgeschirr, ein Löffel und ein Messer!» – in dieser Reihenfolge. Als er das damals sagte, war ich wütend und empört. Heute war ich froh, dass ich mein Kochgeschirr und einen Löffel bei mir hatte, so konnte ich mich endlich wieder einmal satt essen! Damals glaubte ich, das Wichtigste für ein Mitglied des Panzervernichtungstrupps war doch die Panzerfaust und dann das Gewehr!

Apropos Panzerfaust. Wo blieb denn Schorsch? Er ging zum Zahnarzt und hatte die Panzerfaust mitgenommen. Zu uns sagte er: «Euch lasse ich sie nicht, Ihr schießt sie womöglich ab.» Am späten Nachmittag kam der Zugführer und sagte zu uns beiden Pimpfen: «Eure Panzerfaust ist beim Zahnarzt losgegangen! Ihr kriegt morgen eine andere und einen anderen Gruppenführer.» Hacken zusammengehauen, «Jawoll Herr Leutnant, Heil Hitler!»

Jetzt kam mir zu Bewusstsein: So kann ich doch keinen Krieg gewinnen! Mir kamen Zweifel, ob ich meinen Traum, eine Heldentat zu vollbringen, unter diesen Umständen noch erfüllen könnte. Und ich beschloss abzuhauen. Mein Kumpel machte gleich mit. Zuerst schlichen wir uns weg, dann marschierten wir immer Richtung Glatz Hauptbahnhof. Bis dahin war es nicht weit, vielleicht fünf Kilometer. In unserem dreckigen Aufzug beachtete uns Pimpfe niemand. Selbst die Wehrmachtspolizei, die Kettenhunde, kontrollierten uns nicht. Sie wurden so genannt, weil sie ein silbernes Metallschild trugen, das mit einer Kette um den Hals auf ihrer Brust hing und sie als Wehrmachtspolizei auswies. Ein paar Tage vorher wäre ich noch erbost gewesen, dass man mich als Soldat offensichtlich nicht für voll nahm!

Am Hauptbahnhof trennten wir uns, er fuhr nach Halberschwerdt, ich zum Stadtbahnhof. Von dort waren es nur wenige hundert Meter bis zur Wohnung von Tante Martha.

Hier war ich nicht Zuhause. Die Wohnung von Tante Martha in Glatz war von unserer Familie als Zufluchtsort und möglicher Treffpunkt nach einer für unwahrscheinlich gehaltenen Vertreibung aus Oppeln verabredet worden. Bis dahin hatte ich eine ungestörte, sorglose und verträumte Kindheit und Jugend in dieser Kleinstadt in Oberschlesien verbracht.



Als Arzt mit Belegbetten in einer Privatklinik gehörte mein Vater zur High Society von Oppeln, der Provinzhauptstadt von Oberschlesien mit rund fünfzigtausend Einwohnern. Er hatte offensichtlich einen sehr guten Ruf, obwohl er recht militärisch mit den Patienten umging und

sie gelegentlich auch anschnauzte. Seine Praxis war immer überfüllt. Da nicht alle Wartenden im Wartezimmer einen Sitzplatz bekamen, mussten manche stundenlang – auch im Treppenhaus – stehen. Einmal fiel ein Schuljunge um. Durch den Krach kam mein Vater aus dem Behandlungsraum herausgestürzt, brachte den Ohnmächtigen wieder auf die Beine und herrschte ihn an: «Ein deutscher Junge fällt nicht um!» Trotzdem suchten ihn Patienten aus ganz Oberschlesien auf. Auch der Fürst von Pless gehörte dazu. Der brauchte natürlich nicht zu warten. Er wurde in der Wohnung untersucht. Ich guckte mit meinem Bruder abwechselnd neugierig durchs Schlüsselloch, denn so etwas passierte nicht alle Tage. Viel gab es jedoch nicht zu sehen.

Mittags kam mein Vater von der Praxis oder von der Privatklinik, die beide vielleicht zehn Minuten zu Fuss von der Wohnung entfernt lagen, zum Essen nach Hause. Hatte er operiert, brachte er den Chloroformgeruch mit an den Mittagstisch. Das Essen wurde von der Küchenmamsell serviert. Dies war werktags der einzige Moment, wo die ganze Familie: Vater, Mutter, mein älterer Bruder, meine jüngere Schwester, das Kinderfräulein Ema und ich, zusammen an einem Tisch sass.

«Wie geht's in der Schule, was habt Ihr wieder angestellt?», waren die wesentlichen Gesprächsthemen mit uns Kindern. Konnten wir gute Zensuren vorweisen, lobte er uns, und wir bekamen zwanzig Pfennig. War eine Arbeit verhauen, hagelte es ein Donnerwetter. Er war von kleiner Statur, nur etwas über anderthalb Meter gross, hatte aber einen Bass wie ein Opersänger. Manchmal setzte er sich ans Klavier, spielte etwas und sang dazu: «Im tiefen Keller sitz' ich hier...». Da hörte ich andächtig zu und wollte

auch mal so werden wie er. Wenn er schimpfte, wurden wir Kinder ganz klein. Geschlagen wurden wir von ihm nicht. Nur Mutter hatte eine etwas lockere Hand, da gab es schon schnell mal eine Kopfnuss, wenn wir wieder einmal besonders aufsässig gewesen waren oder etwas kaputt gemacht hatten. Wir Kinder fühlten uns aber nie ungerecht behandelt.

Vor und nach dem Essen wurde von uns ein Tischgebet gesprochen, dann legte sich mein Vater nach einer Zigarettenpause für eine halbe Stunde zum Ausruhen im Esszimmer auf die Couch. Vorher holte eines von uns Kindern eine Decke aus dem Schlafzimmer. Das ging oft nicht ohne Zank ab, wer von uns diesmal dran sei. Fiel die Entscheidung auf mich, holte ich sie und kuschelte mich auf dem Sofa unter die Decke. Ich freute mich riesig, wenn mein Vater es scheinbar nicht merkte und ganz erschrocken tat, als er sich hinlegte und spürte, dass jemand unter der Decke lag.

Nach dem Mittagsschlaf ging er wieder in die Praxis. Spät abends kam er von der Praxis oder vom Operieren aus der Klinik zurück. Dann war er so übermüdet, dass er für uns Kinder keine Zeit fand. Aus diesem Grunde assen wir Kinder abends immer extra im Kinderzimmer mit dem Kinderfräulein Ema. Sie war für die tägliche Aufsicht und die Erziehung zuständig. In den späteren Kriegsjahren gab es für uns Kinder als Abendbrot nur noch Bratkartoffeln, die nicht all zu viel Fett gesehen hatten. Dann maulten wir: «Die Bratkartoffeln stauben aus den Ohren!»

Trotzdem hatte ich meinen Vater gern. Ich hatte den Eindruck, dass er die ganze Familie liebte, für sie sorgte und deshalb für uns keine Zeit hatte. Ich kannte es nicht anders und fand es in Ordnung.

Meine Mutter organisierte den Tagesablauf: Speiseplan zusammenstellen, Essen abschmecken sowie dafür sorgen, dass alles sauber war und alles klappte. Die Routine-Arbeiten, wie Putzen, Aufräumen, Wäschewaschen, Kinderbeaufsichtigen besorgten das Kinderfräulein und die Haushaltshilfe.

Mutter wusste über die Belange der Haushaltsführung sehr gut Bescheid. Beeindruckt war ich, als sie der Haushaltshilfe vormachte, wie mit der Rasierklinge die Parkettböden abgezogen wurden. Nur einmal war ich empört, und ich beschimpfte sie, als sie zeigte, wie mit Brot die Seidentapeten sauber gerieben werden sollten. Brot war doch ein Lebensmittel! «Manche Menschen wären froh, mit einem Stück Brot ihren Hunger zu stillen! Hoffentlich musst Du nicht auch mal dankbar sein, überhaupt ein Stück Brot zum Essen zu bekommen!», rief ich. Prompt kassierte ich eine Ohrfeige.

Die grundlegende Erziehung erfuhr ich in meiner Kleinkind-Zeit durch das Kinderfräulein Ema. Sie war eine ganz einfache, herzensgute Frau. Ich war ihr ganzer Stolz. Nach meinem Bruder hatten sich meine Eltern als zweites Kind auf ein Mädchen eingestellt. Aus dem zweiten Kind wurde ich: wieder ein Junge. Ema wusste Rat. Ich bekam Locken ins Haar gebrannt, und da sie schneidern konnte, bekam ich wie Kleidchen aussehende lange Jäckchen von ihr genäht. So war ich Junge und Mädchen zugleich. Erst als fünf Jahre nach meiner Geburt meine Schwester das Licht der Welt erblickte, konnte ich auch äusserlich wieder ein richtiger Junge werden. Nur mein Vorname wurde vom Baby in Hassa verballhornt, und den behielt ich für immer.

Natürlich wollte Ema, dass ich auch in der Schule der Beste war, und so half sie mir bei den Hausaufgaben – so

weit ihre eigene Ausbildung reichte. Ich erinnere mich nur noch an einen Aufsatz über die SS (Abkürzung für Schutzstaffel, eine paramilitärische Elitetruppe der nationalsozialistischen Bewegung). Es war in der zweiten Klasse der Volksschule. Der Name der Schule war Programm: Horst-Wessel-Schule! (Horst Wessel war ein angeblicher Blutzeuge der nationalsozialistischen Bewegung, für mich ein Held!) In diese Schule gingen nur katholische Kinder. Gegenüber dem angrenzenden Sportplatz stand die Pestalozzi-Schule, die von den Andersgläubigen besucht wurde, mit denen man auch zum Spielen keinen Kontakt suchte. Mir fiel zum Thema SS überhaupt nichts ein, was ich schreiben sollte. Und so diktierte sie: «Die SS-Männer haben eine schöne schwarze Uniform an. Die schwarzen Stiefel sind immer geputzt. Im Hinterhof des Nachbarhauses wird die Fahne aufbewahrt. Wenn Aufmarsch ist, wird sie im Paradeschritt abgeholt. Dann marschieren die SS-Männer zackig ab.» Für diesen Aufsatz wurde ich vom Lehrer besonders gelobt.

Mit Ema hatten wir eine dritte Autorität. Das hatten wir Kinder schnell erkannt. Wenn man etwas wünschte, zum Beispiel zum Spielen gehen, obwohl die Hausarbeiten für die Schule noch nicht fertig waren, wurde sie zuerst gefragt. Erlaubte sie es, war es in Ordnung. Erlaubte sie es nicht, ging's zur nächsten Instanz. Jetzt wurde Mutter gefragt. Und klappte es bei Mutter auch nicht, war ja noch der Vater als oberster Richter da. Natürlich gingen wir zu Vater nur bei wichtigeren Entscheidungen.

Erna war eine sehr religiöse Frau und versuchte aus uns Kindern gläubige Katholiken zu machen. Ich erhielt den Eindruck, nur Katholiken seien wahre Menschen. Sogar

meine Freunde, mit denen ich spielte, wurden überprüft, ob sie zur richtigen Konfession gehörten und damit den geeigneten Umgang für mich gewährleisteten.

Die Spezialität von Erna waren die Heiligen. Sie kannte für jede Gelegenheit einen Helfer. Wenn ich was verloren hatte, sagte sie: «Bete vier Vaterunser zum Heiligen Antonius», wenn ich glaubte, eine Schularbeit wäre verhauen worden oder ich wurde krank: «Bete zu dem oder jenem Heiligen!» Das Tolle war, uns Kindern schien es, als ob die Gebete immer halfen. Mein älterer Bruder war damals schon härter als ich und sagte zu ihr: «Ema, Du bist eine Hexe!» Sie nahm es nicht übel, sie war überzeugt, dass die von ihr empfohlenen Heiligen geholfen hatten.

Mit der Zeit gewann ich als Kind den Eindruck, Mutters Hauptaufgaben waren, für meinen Vater da zu sein, schön zu sein und gesellschaftliche Treffen vorzubereiten. Von den Festlichkeiten bekamen wir Kinder nicht viel mit: Wir wurden stolz vorgestellt, und als wir älter waren, spielten mein Bruder und ich auf dem Flügel immer etwas vierhändig vor. Am besten kam die Petersburger Schlittenfahrt an. Mein Bruder spielte die Bass-Begleitung, ich die Melodie, denn meine Hände waren zu klein, um ganze Oktaven greifen zu können. Dafür jagte ich mit meinen kleinen Fingern die Läufe hinauf und hinunter. Da kam ich manchmal nicht ganz mit, aber während der folgenden langsameren Takte holte ich meinen Bruder wieder ein. Da hatten wir eine rettende Idee. Damit diese Unstimmigkeiten nicht auffielen, banden wir uns kleine Glöckchen an die Handgelenke und die Gesellschaft war begeistert, besonders als meine Eltern darauf hinwiesen, dass wir selbst auf die Idee

mit der passenden Glockenbegleitung gekommen seien. «Ach, die lieben, süssen Kleinen!»

Trotzdem hatten wir nach dem Vorspiel zu verschwinden. Ich war besonders deshalb so sauer, weil bei manchen derartigen Ereignissen, bei denen oft mehr als zwanzig Personen zusammen waren und mehrere Köche aus dem ersten Hotel des Ortes in unserer Küche regierten, ich von den duftenden Gerichten nichts abbekam.

Mich mit Hausaufgaben plagen oder Klavierspielen üben war nicht mein Fall. Ich drückte mich davor so oft es ging. Ich tobte lieber mit meinem Freund Rigobert in den Höfen herum. Oder wir sprangen auf den Dächern der Häuser unseres Viertels von Haus zu Haus. Das war nicht nur verboten, sondern auch nicht ungefährlich. Wir empfanden diese wagemutigen Spiele als Mutprobe. Natürlich durften meine Eltern das nicht erfahren. Sie hielten meinen Umgang mit Rigobert sowieso für nicht standesgemäss. Aber mit den Jungen, die meine Eltern mir vorstellten, bekam ich keinen Kontakt.

Wir wohnten im zweiten Stock eines dreistöckigen beeindruckenden Altbaus. Vor unserer Wohnung erstreckte sich über die ganze Frontseite zur Strasse hin ein Balkon, der auf jeder Seite von einem aus Stein modellierten Riesen in Gestalt eines Atlas getragen wurde. Die Rückseite des Hauses war weniger repräsentativ. Hier schaute man auf das Hinterhaus und in den Hof. In der Mitte des Hofes stand eine Handpumpe. Eine Einfahrt durch das Hinterhaus führte in den Hinterhof. Dort wurden manchmal Unmengen von leeren Kisten gelagert. Wir bauten daraus Burgen, in denen wir uns prima verstecken und gruselige

Geschichten erzählen konnten. Hinter den Kisten wurde manchmal Müll abgelagert. Im Hinterhaus wohnte mein Freund Rigobert. Von dessen Küchenfenster aus konnte man manchmal Ratten über den Müll flitzen sehen. Rigobert holte dann das Kleinkalibergewehr seines Vater, und wir ballerten auf die Ratten.

Rigoberts Vater war ein kleiner Angestellter, aber zum Wochenende wurde er immer ein bedeutender SA-Mann (SA = Abkürzung für Sturmabteilung, die uniformierte Kampf- und Propagandatruppe der Nationalsozialistischen Partei). Dann warf er sich in die Uniform und marschierte stolz zu den Parteitreffen. Spät abends kam er grölend nach Hause. Wenn mein Bruder und ich uns mit meinem Freund Rigobert danach wieder trafen, erzählte er uns in der Kistenburg, wie besoffen sein Vater nach Hause gekommen war. Hatte er nicht genug getrunken, verprügelte er die Familie und schlug alles kurz und klein. Kam er so stockbesoffen von der SA-Versammlung zurück, dass er gleich ins Bett fiel, hielten mein Freund und dessen Bruder ihn fest, drehten ihn auf den Bauch, zogen ihm die Hosen runter und die Mutter prügelte ihn blau und grün. Mein Bruder und ich fanden das furchtbar aufregend, und wir waren jeden Wochenanfang auf die Berichte meines Freundes gespannt, wie die Nacht nach dem letzten Parteitag abgelaufen war. Eines Tages berichtete er, dass sein ältester Bruder von Kommunisten überfallen worden sei, und sie ihn mit einem Messer am Oberarm schwer verwundet hätten.

Ob das, was Rigobert berichtete, so passiert war? – Ich glaubte es jedenfalls, denn diese Geschichte bestärkte mein Bild von den feigen und hinterhältigen Rotfrontkämpfern und Direktionen. Was dieses letzte Wort bedeu-

tete, wusste ich nicht. Ich hatte es öfter mal bei den Unterhaltungen der Erwachsenen gehört. Direktion musste etwas Feindliches sein, hiess es doch in dem Lied, das die auf der Strasse vorbeiziehenden SA-Trupps immer sangen: «Die Fahnen hoch, die Reihen dicht geschlossen ... Kameraden, die Rotfront und Direktion erschossen, marschieren im Geiste mit uns mit!» So verstand ich den Text. (Das betreffende Wort lautete richtig: die Reaktion. Darunter konnte ich mir erst recht nichts vorstellen.) Ähnlich passte ich den Text mancher Lieder an mein Verständnis an. So hiess es in einem Hitlerjungen-Lied: «...wir wollen nicht ruhen, noch rasten, das ist ja der Sieg-Rune Sinn!» was ich in «... das ist ja der Sieg ohne Sinn» umformulierte.

Am Sonntagvormittag gingen wir mit den Eltern im Anschluss an den Kirchgang spazieren. Wir hielten nicht viel davon, denn erstens mussten wir uns fein anziehen und zweitens ordentlich vor den Eltern hergehen. Wir wären lieber herumgetobt. Das taten wir auch nach einer Weile, und dann gab es meistens Ärger, denn die guten Sachen waren entweder schmutzig geworden oder noch schlimmer, zerrissen. Meine Mutter war bei den Spaziergängen immer nach der letzten Mode schick gekleidet. Sie hatte nach meiner und meines Bruders Meinung manchmal solch verrückte Hüte auf, dass wir einmal uns sogar – vergeblich – weigerten, mit ihr spazieren zu gehen. Sonst liefen wir ein paar Meter vor oder hinter den Eltern her mit der Bemerkung: «Damit die Leute nicht merken, dass Du zu uns gehörst!»

Für ernstere Gespräche während der Spaziergänge war ich zu jung. Ich war Anfang des Krieges neun Jahre alt, und irgendwelche Zusammenhänge konnte ich aus eigener Erfahrung nicht überschauen. Ich fing aber dies oder

jenes aus Gesprächen meiner Eltern auf und baute mir daraus mein Weltbild zusammen. Es war geprägt von der Hitlerjugend, dem Kinderfräulein, der Schule und dem Zuhause.

Nach meinem zehnten Geburtstag, als ich in die Oberschule kam und Pimpf im Jungvolk wurde, verlor Erna ihren Einfluss. Für alle Jugendlichen zwischen zehn und achtzehn Jahren war die Mitgliedschaft in der sogenannten Hitlerjugend Pflicht. Die zehn- bis vierzehnjährigen Jungen wurden Mitglied im Deutschen Jungvolk, die vierzehn- bis achtzehnjährigen in der eigentlichen HJ (Hitlerjugend). Jetzt wurde mir klar gemacht, wer ich bin, wohin ich gehöre und wo die Zukunft liegt! Endlich bekam ich richtige Kameraden und viele Gleichgesinnte, mit denen ich mich messen konnte. Die älteren Jungzugführer nahmen mich ernst, nicht wie die Lehrer in der Schule, die mir nur vor Augen führten, wie wenig ich verstand und wie viel ich noch lernen müsse, um anerkannt zu werden. Hier hatte ich Spielkameraden. Wir führten Geländespiele durch, wo jetzt auch Ältere mich beachteten. Nun durften die Lehrer für Donnerstag und Montag keine Hausarbeiten für die Schule aufgeben, denn am Mittwoch- und Samstagnachmittag und immer öfter auch am Sonntag war Jungvolkdienst. Es wurde gesungen, es ging in Ferienlager und überall, wo wir zackig in unseren schicken Uniformen entlang marschierten, wurden wir anscheinend bestaunt. In den Lagern wurden wir sportlich trainiert, wir lernten mit Kleinkalibergewehren schießen und anstatt Märchen und alte Sagen bekamen wir in den Zelten die Heldentaten unserer Soldaten vorgelesen. Wie sie sich, einer für den anderen eingesetzt, ja, sogar ihr Leben für die Kameraden

geopfert haben. Das waren in meinen Augen die wahren Helden, das waren die nachahmenswerten Vorbilder, da hatte das Leben doch einen Sinn! In den Kiosken kaufte ich mir für mein Taschengeld Heftchen und Broschüren mit Erzählungen über die waghalsigen Taten der tapferen und siegreichen Kämpfer. Ganz wild waren wir nach den Postkarten mit den Photos der neuesten Ritterkreuz-Träger. Man musste sich beeilen, sie zu ergattern, denn sie wurden von den Schülern begeistert gekauft. Die Auflagen deckten nicht den Bedarf. So wurde in den Schulpausen getauscht: Ein Ritterkreuz-Träger mit Schwertern und Brillanten, der damit für ganz besondere Heldentaten ausgezeichnet wurde, gegen fünf *normale* Ritterkreuz-Träger. Ich empfand diese Bewertung beschämend, denn ich werde für meine zukünftigen Heldentaten, von denen ich träumte, bestimmt erst einmal mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet werden. Trotzdem tauschte auch ich nach diesem Schema.

Schliesslich gewann ich die Überzeugung, Hitler und der Nationalsozialismus seien die Rettung für Deutschland und damit der ganzen Welt. Den Beweis, dass wir Deutsche die besseren Menschen seien, lieferten die Sondermeldungen von der Front.

Das Klischee, dass die Juden eine ebenso minderwertige Rasse wären wie die Polen und Russen, wurde uns anhand von Photos und Filmen gezeigt. Der Film *Jud Süß* war eines der Beispiele dafür.

In die Schule ging ich weiter. Ich war faul und lernte nur das, was für das Erreichen der nächsten Klasse und dann der Oberschule gerade ausreichte. Erstens gehörte es sich, dass man als Arztsohn in die Oberschule oder ins Gymnasium ging, zweitens wollte ich wie mein Vater Arzt wer-

den, und dazu brauchte ich einen entsprechenden Schulabschluss. In der Oberschule erreichte ich die Klassenziele nur durch Nachhilfe-Unterricht in Englisch und später zusätzlich in Latein. Für das letztere Fach hatten meine Eltern eine Klosterschwester gefunden. Sie tat mir leid, weil ich keine besseren Noten brachte, und ich versuchte mich zu bessern. So half sie mir bei Übersetzungen von lateinischen Texten ins Deutsche. Das heisst, sie übersetzte und wiederholte mit mir immer wieder die Übersetzung. Anstatt Vokabeln und Grammatik zu lernen, bemühte ich mich, die deutsche Übersetzung auswendig zu lernen. Wenn dann in der Schule übersetzt werden sollte, meldete ich mich, und ich konnte zum Erstaunen des Lehrers recht komplizierte Texte fehlerfrei übersetzen. Aber wehe, wenn er hierzu Detailfragen stellte.

Was mich interessierte und meiner Lebenseinstellung entsprach behielt ich, auch ohne zu lernen, selbst in Latein! Es waren die Sprüche, die mir gefielen, wie: *si vis pacem, para bellum in pace* (Wenn Du Frieden willst, bereite den Krieg im Frieden vor!) oder: *dulce et decorum est pro patria mori* (Süss und ehrenvoll ist es, fürs Vaterland zu sterben). Das waren Sprüche, die ich (in Deutsch) beim Jungvolk laufend vorgebetet bekam, jetzt konnte ich sie sogar in Latein hersagen!



Die Lehrer waren fast alle Parteigenossen. Im Unterricht beschränkten sie sich auf Fachfragen. Ich fühlte im Unterbewusstsein, sie waren nur Mitläufer und wollten sich keine Blössen geben. Nur ein Lehrer traute sich uns unaufhörlich zu mahnen: «Jungs lernt, lernt! Nach dem

Krieg werden nicht gute Trommler und Marschierer gebraucht, sondern Bauleute, Ingenieure und Kaufleute!» Was aus ihm geworden ist, weiss ich nicht.

Unter dem Motto, die materielle Not wirklich bedürftiger Volksgenossen zu lindern, die nach ideologischer Massgabe der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) der Hilfe würdig erschienen, veranstaltete das Winterhilfswerk (WHW) jeden Winter mit grossem Propagandaaufwand Haus- und Strassensammlungen. Ich war mit Feuer und Flamme bei den Strassensammlungen. Sie stellten für uns Pimpfe einen ehrgeizigen Wettkampf dar, wer das meiste Geld einbrachte. «Eine kleine Spende fürs WHW!» rief ich und stellte mich provozierend vor die Passanten, während ich mit der gleich halbvollen Büchse klapperte. Denn bevor ich auf die Strasse ging, hatte ich von meinem Vater bereits eine Handvoll Groschen eingeworfen bekommen. Kaum jemand, der es wagte, mir keine Spende in die Büchse zu werfen. Dafür gab es niedliche Anhänger, kleine bunte Porzellanfiguren mit Trachten der verschiedenen deutschen Gaue, Porzellanschmetterlinge oder Porzellanvögel. Natürlich waren diese Anhänger viel weniger als die jeweiligen Spenden wert, aber ich sammelte sie mit Begeisterung.

Zu den Winterhilfs-Sonntagen gab es aus Solidarität mit den ärmeren Bevölkerungsschichten auch bei uns Zuhause Eintopf: in einem Topf gekochtes Hühnchen mit Reis oder Schlesisches Himmelreich: Backobst mit geräuchertem Rippenspeer. Weil ich das so gern ass, (ich ass eigentlich alles gern, nur schmeckte mir das Schlesische Himmelreich besonders gut), freute ich mich immer auf den nächsten Winterhilfs-Sonntag!

Als ich älter wurde und auch eigene Überlegungen anstellte, sprach ich manchmal mit meinen Eltern über das Jungvolk. Dank meines Einsatzes hatte ich mich bis zum Jungzugführer hochgedient und brauchte nicht mehr die Pimpfe meiner Jungenschaft jeden Tag vor dem Dienst zu benachrichtigen und die Anwesenheitsliste zu führen. Nun hatte ich meine drei Jungenschaftsführer, die das für mich taten. Ich durfte den Jungzug mit den jüngsten, neu aufgenommenen Pimpfen übernehmen. Besonders gern hatte ich die Schulungs-Nachmittage, während denen ich ihnen aus den Kriegsheften die Abenteuer unserer tapferen Soldaten vorlas und sie als Vorbilder hinstellte: Einer für alle! Alle für einen! Ich war bereits ein kleiner Herrenmensch geworden. Ich bildete mir ein, die Eltern waren stolz auf mich.

Ich war mir darin nicht sicher. Beide Eltern waren Hitler gegenüber zurückhaltend. Mein Vater war Mitglied der Schlaraffia, einer logenähnlichen Verbindung gewesen. Sie wurde unter Hitler verboten. Mein Vater war während des Ersten Weltkriegs als Unterarzt in Russland eingesetzt. Über Hindenburg und die damaligen Militärs sprach er mit Hochachtung, was bei Gesprächen über Hitler nie der Fall war. Als aber nach Kriegsbeginn von den Fronten eine Erfolgsmeldung nach der anderen durch Sondermeldungen im Radio verbreitet wurde, schienen sich seine Vorbehalte zu vermindern. Als wir einmal mit Vater in einem Ausflugslokal saßen, rief er nach einer Sondermeldung über die Versenkung von einem halben Geleitzug britischer Handelsschiffe ganz laut: «Da haben wir denen aber was reingewichst!» Ich war schockiert. Solche Ausdrücke hatte ich von meinem Vater nie gehört. Und ob-

wohl ich mich auch über die Versenkung der feindlichen Schiffe freute, dachte ich mir: «So durfte man doch seiner Freude nicht Ausdruck geben!»

Erstaunlicherweise war meine Mutter den Nationalsozialisten gegenüber sehr negativ eingestellt. Erstaunlich deshalb, weil ich den Eindruck hatte, sie würde sich nicht für Politik, sondern nur für Mode interessieren. Aber Hitler, den mochte sie nicht. Und den Kriegserfolgen traute sie von Anfang an nicht. Später wurde sie bestätigt. Sie hatte immer Sprüche auf Lager. So sagte sie manchmal: «Geniesse den Krieg, der Frieden wird fürchterlich!» – oder – «Der Optimist lernt Russisch, der Pessimist Chinesisch!» Ich wusste nie, was ich von diesen Sprüchen halten sollte, ob meine Mutter Spass machte, oder ob sie das Gesagte ernst meinte. Oft hörte sie, manchmal mit meinem Bruder – eine Decke über ihren Köpfen und über dem Radio – die Nachrichten des britischen Rundfunks BBC (British Broadcasting Corporation) für Deutschland: «Bummbummbummbumm. Bummbummbummbumm. – Germany calling, Germany calling!» Gleich nach den BBC-Nachrichten wurde die Sendereinstellung wieder verschoben, denn man konnte nicht wissen, ob ein *lieber* Freund die entsprechende Einstellung bemerkte und einen anzeigte. Ich war über dieses Abhören der Nachrichten des Feindes empört. Denn ich war überzeugt, dass alle diese britischen Nachrichten Falschmeldungen waren, um unseren Wehrwillen zu zersetzen. Das Verstellen des Senders am Radio fand ich richtig, denn das Abhören war verboten. Ich konnte mir aber nicht vorstellen, dass deswegen jemand von unseren Bekannten die Eltern anzeigen würde.

Ende des Krieges hatten wir eine Polin «Josephine» als Küchenhilfe, denn deutsche Mädchen standen für solche Dienste nicht mehr zur Verfügung. Sie mussten für das Vaterland als Funkhelferinnen, als Krankenschwestern oder in kriegswichtigen Fabriken am Band arbeiten. Josephine wurde wie die früheren deutschen Küchenhilfen von meinen Eltern behandelt. Sie hatte ihr eigenes Zimmer, bekam denselben Lohn und auch «Ausgang». Wir Kinder waren ihr gegenüber zunächst sehr reserviert. Erstens war sie keine Deutsche und zweitens liessen ihre Deutschkenntnisse zu wünschen übrig. Man konnte sich mit ihr nicht vernünftig unterhalten, und so kamen wir uns nicht näher. Das änderte sich schlagartig nach einer Episode: Sie sollte etwas Spezielles kochen. Meine Mutter hatte sie gefragt, ob sie's könne. Sie hatte bejaht, aber es ging vollends in die Hose. Darauf meine Mutter recht bestimmt: «Liebe Josephine, wenn Sie etwas nicht wissen, und Sie sagen, Sie wissen es und wissen es dann doch nicht, dann ist es mir lieber, Sie sagen, Sie wissen es nicht, als dass Sie sagen, Sie wissen es und wissen es dann doch nicht!» Josephine schaute meine Mutter mit grossen Augen an und sagte langsam: «Frau Doktor sein verrückt um die Kopp!» Diese Antwort beeindruckte uns Kinder so sehr, dass auch wir sie danach als ein weiteres Mitglied der Familie akzeptierten.

Nach meinem vierzehnten Geburtstag wechselte ich nicht in die HJ, die Jugend-Organisation, in die man vom Jungvolk automatisch übernommen wurde. Stattdessen wechselte ich zum Flieger-Jungvolk und wurde dort als Hauptjungzugführer stellvertretender Führer des Fliegerfähnleins.

Normalerweise gab es eine solche Fachausrichtung erst bei der HJ. Aber da der Krieg schon einige Jahre anhielt, trat die militärische Erziehung vor der politischen in den Vordergrund. Durch die hohen Verluste der Luftwaffe herrschte ein Mangel an Nachwuchs. Um ihn zu kompensieren sollten interessierte Jugendliche frühzeitig die Grundlagen der Fliegerausbildung erhalten.

Jetzt machte es mir endgültig Spass, ein Hitlerjunge zu sein, denn nun lernte ich nicht nur Flugzeuge zu erkennen und Flugzeugmodelle zu basteln, sondern ich konnte mit-helfen, richtige Segelflugzeuge zu bauen. Anschliessend ging es zum Fluglehrgang ins Altvatergebirge, wo wir mit den selbstgebauten Schulgleitern fliegen lernten.

Zuerst wurden die Flugzeuge am Hang in eine Vorrichtung gehängt, wir setzten uns rein und konnten so die Funktion der einzelnen Bedienungselemente lernen. Dann konnten wir uns unterhalb des Hanges in den Schulgleiter setzen, zehn Jungen am linken Gummiseil, zehn am rechten und fünf Jungen hielten den Schulgleiter fest. «Ausziehen, Laufen» rief man selbst und der Fluglehrer gab das Kommando «Los». Mit einem Ruck setzte sich das Fluggerät in Bewegung, der erste Hupfer von zehn Meter war vollbracht. Ich fühlte mich wie ein Kriegsheld.

Dann ging es mit dem Startplatz immer weiter und höher den Berghang hinauf. Ich war der Jüngste und Kleinste, die anderen kamen aus der Flieger-HJ, sie waren alle grösser und älter als ich. Zum Austarieren wurden mir jeweils Bleigewichte unter den Sitz gepackt. Die anderen Jungen hatten im Gegensatz zu mir schon Vorträge in Aerodynamik und Flugnavigation gehört. Ich machte mir

meine eigenen Gedanken und flog nach Gefühl. Das war nicht immer ganz richtig.

Wir hatten drei Schulgleiter im Einsatz. Einer stand oben am Hang auf dem Startplatz, einer war gerade unter dem Hang im Feld gelandet und einer wurde von der dritten Gruppe von Hitlerjungen auf einer Roll Vorrichtung den Hang hochgeschoben. «Ausziehen, Laufen» und «Los!», der Schulgleiter, in dem ich sass, sauste pfeifend los, hob ab und ich hatte eine phantastische Übersicht. Ich flog über die Jungen, die das zweite Flugzeug den Hang hochschoben. Unten sah ich, wie der dritte Segler zum Hochschieben fertiggemacht wurde. Ich war nach dem Start recht hoch gekommen. «Jetzt zeig ich denen mal, wie weit ich komme,» dachte ich mir und zog den Steuerknüppel etwas an. Ich steuerte das untenstehende Flugzeug an, um darüber hinwegzufliegen. Was ich jedoch nicht bemerkte, ich verlor zusehend an Fahrt. Plötzlich sah ich, wie alle Jungen vom Flugzeug wegrannten. Was war das? Ich sackte plötzlich wie in einem Fahrstuhl ab und landete fast stehend ein paar Meter vor dem Flugzeug! «Schwein gehabt». Der Fluglehrer war ganz schön sauer. Aber er erklärte mir nicht, was ich falsch gemachte hatte, dass ich einfach zu langsam geflogen war.

Für die Prüfung hatten wir auch eine S-Kurve zu fliegen. Als ich dann in der letzten Kurve absackte und mit der Tragfläche zuerst landete, kam ich selbst darauf. Ich muss das Flugzeug drücken und nicht hochziehen, um mehr Fahrt zu bekommen. Beim nächsten Start schob ich den Steuerknüppel etwas vor. Der Erfolg war einmalig. Ich sah nur, wie die Jungen, die an den Gummiseilen zogen, sich hinwarfen und ich im Tiefflug über sie hinweg raste.

Das Schönste leistete ich mir mit einem Petroleumbohrer! Es sollte die Vorbereitung auf den Prüfungsflug werden, und damit der Flug lang genug dauert, wurden die Gummiseile besonders stark ausgezogen. Nach meinem Kommando «Ausziehen!» und «Laufen!» sah ich, dass die Jungen schon durchtraten und nicht mehr weiter konnten. Dann schaute ich nach dem an der Tragfläche stehenden Fluglehrer, warum der nicht «Los!» rief. In dem Moment gab er dieses Kommando. Ich, nicht darauf vorbereitet, zog durch den Ruck versehentlich den Steuerknüppel an, der Schulgleiter sauste in die Höhe, ich sah nur blauen Himmel, dann sackte er vom ab, und ich sah nur noch grüne Wiese. Die Gänseblümchen wurden immer grösser und rums, sah ich gar nichts mehr. Die Spitze des Schulgleiters hatte sich in die – Gott sei Dank – weiche Wiese gebohrt. Senkrecht steckte der Schulgleiter mit dem Schwanz nach oben in der Erde, und ich hing vornüber hilflos in den Gurten.

Alle Jungen kamen angerannt, das Flugzeug wurde am Schwanz runtergezogen. Mir war nichts passiert, ich konnte mich abschnallen, und ich war für die anderen der Held des Tages. So etwas hatte selbst der Fluglehrer noch nie gesehen. Als er meinen Kunstflug sah, soll er den Helm vors Gesicht gezogen und gesagt haben, jetzt lasst uns schnell ein Vaterunser beten. Allerdings begeistert war er darüber nicht.

Der Schulgleiter hatte den Absturz anscheinend unverseht überstanden. Er wurde untersucht und für in Ordnung befunden. Der Starter nach mir machte eine Bilderbuchlandung. Bevor er stand, brach die Kufe ab. So bekam er die «Hordenkeile», da wir jetzt nur noch zwei Fluggeräte hatten! Alle schauten mich an und ich sagte «Ja, die Welt ist ungerecht!»

Eines Samstagabends sassen meine Eltern und ich vor dem Radio und hörten das «Wunschkonzert». Irgendwie kamen wir auf die Juden zu sprechen, und ich brachte ungestüm meine Abneigung zum Ausdruck. Da fing mein Vater zu erzählen an: Während seines Einsatzes im ersten Weltkrieg in Russland wäre sein vorgesetzter Stabsarzt ein Jude gewesen. Tage- und nächtelang hätten sie zusammen oft ohne Unterbrechung und unter schwerem Artilleriebeschuss Verletzte operiert und versorgt. Viele seiner Kollegen in Oppeln wären gute Ärzte gewesen, auch sie waren Juden. Einige hätten als Offiziere im ersten Weltkrieg Auszeichnungen für ihre Tapferkeit bekommen. Sie alle sind ausgewiesen worden. Obwohl es strengstens verboten war, hatte mein Vater ihnen für ihre Ausreise Geld gegeben oder von ihnen Mobiliar gekauft, damit sie Deutschland verlassen konnten.

Ich war wie erschlagen. Ich konnte oder wollte nicht glauben, dass Juden für das deutsche Volk ihr Leben eingesetzt hätten. Nach dem nächsten Jungvolkdienst sprach ich darauf meinen Fähnleinführer an. Er druckste herum und versuchte mir klar zu machen, dass damals andere Zeiten gewesen seien. Heute wären die zionistischen Verbindungen viel enger und die Juden arbeiteten im Untergrund jetzt viel stärker an einer Ausrottung des Deutschtums. Heute würde kein Jude mehr für Deutschland sterben. Ausserdem sei es möglich, dass sie sich ihre angebliche Tapferkeit nur ausgedacht und ihre Orden nur erschlichen hätten.

Dann spürte ich, so wie der Fähnleinführer seine Argumente zusammenstotterte, konnte es nur erlogen sein? In mir wuchs die Gewissheit, mein Vater hatte die Wahrheit erzählt und ich entgegnete nichts mehr. Als er mich zum

Abschluss fragte, woher ich denn diese Mär wüsste, wurde ich hellhörig und sagte, ich hätte das in einem Restaurant aufgeschnappt. Damit gab er sich zufrieden, schärfte mir aber ein, das nächste Mal solche Subjekte sofort anzuzeigen.

Ich wollte das Gehörte nicht glauben. Bestimmt hatte der Führer nichts von den Einzelschicksalen, die vielleicht von übereifrigen Parteigenossen verursacht worden waren, vernommen. Trotzdem löste das Gespräch bei mir die ersten Zweifel an der Richtigkeit dieses Systems aus. Ich wurde kritischer und sah dann Vorkommnisse und erinnerte mich an Vorfälle, die ich vorher nicht bemerkt oder nicht registriert hatte und die mir zu denken gaben. Warum konnte ich nicht offen über solche Probleme mit den Erwachsenen reden? – Darauf tauchten Erinnerungsbilder auf, die ich schon längst vergessen hatte. Als Achtjähriger schaute ich einmal auf dem Annaberg-Platz zu, wie Möbel, Bilder, Gläser aus dem dritten Stock eines Hauses vor begeistert applaudierenden und johlenden Menschen heruntergeworfen wurden. Mir war das ganz lustig vorgekommen, denn zu Hause wäre ich ausgeschimpft worden, wenn ich meine Sachen zum Fenster hinausgeworfen hätte. Und als ich erfuhr, dass die Synagoge auf der Bolko-Insel abgebrannt sei, rannte ich mit meinem Freund Rigobert an den Ort des Geschehens, obwohl Ema es verboten hatte. Noch nie hatte ich eine Ruine gesehen. Trotz einer Bewachung durch SA-Männer schlichen wir beide durch die noch rauchenden Trümmer, um etwas Wertvolles zu finden. Dort fand ich zusammengeschmolzene Blei-Reste, wie vom Neujahrs-Bleigiessen. Sie stammten vermutlich von den in Blei gefassten Fenstern. Nie hatte ich

nach den Gründen dieser Vorkommnisse gefragt. Noch weniger hatte ich den Eindruck einer Katastrophe empfunden. Zuhause wurde darüber nie gesprochen.

Warum konnte ich nicht offen über solche Probleme mit den Erwachsenen reden? – Warum verschwanden Bekannte von uns, und wenn ich nach ihnen fragte, erntete ich nur Schulterzucken. Ich schnappte hier und da aus Gesprächen von Erwachsenen Bemerkungen auf, dass man vorsichtig sein müsse, um nicht ins Konzentrationslager zu kommen. Warum gab mir niemand eine Antwort, wenn ich nach Konzentrationslagern fragte? – So sah ich einen Pfarrer nicht wieder. Während der Predigt marschierte eine SA-Kolonnie an der Kirche vorbei. Da die SA-Männer so laut sangen, damit der Pfarrer nicht mehr zu hören war, sagte er: «Lasst uns niederknien und beten, bis der Krach vorüber ist». Der Krach war offensichtlich nicht laut genug gewesen. Es hiess, jemand hätte ihn angezeigt, und er verschwand. Alle wussten, dass er verhaftet worden war. Niemand getraute sich, es offen auszusprechen.

Auch mit dem Kriegsruhm schien es nicht mehr so weit her zu sein. Dauernd hörte man im Radio von «Frontbegradigungen». Die Russen fielen in Polen ein, dann bereits in Ostpreussen. Furchtbare Greuelthaten erfuhr man: offen von Russen, hinter vorgehaltener Hand von solchen auf deutscher Seite. Ich war verzweifelt. Mein Weltbild brach zusammen! Das durfte doch nicht wahr sein. Bestimmt waren es die feigen Angriffe der Partisanen aus dem Hinterhalt und die Übermacht der Feinde, die unsere Soldaten zwangen, hart durchzugreifen. Aber wie war es denn dazu gekommen?

Vom Krieg hatten wir bis dahin wenig gespürt. Bis 1944 war Oberschlesien und insbesondere meine Heimatstadt Oppeln von Bombenangriffen verschont worden. Erst im September 1944 fielen einige Bomben, abgeworfen von amerikanischen Kampfflugzeugen, die auf dem Rückflug nach Italien waren. Sie waren ihre Bombenlast bis dahin nicht losgeworden. Sie wollten die Bahnanlagen und die Oderbrücken treffen. Die Bomben fielen aber in Schrebergärten und in ein Wohngebiet der Odervorstadt.

Gut, es gab immer weniger zu essen. Aber mein Vater war Augenarzt, und viele Patienten kamen aus dem Umland und waren Bauern. Da mein Vater anscheinend ein guter Arzt war und ihnen half, bezahlten sie zusätzlich in Naturalien. Mein Vater hatte sich zunächst geweigert, so etwas anzunehmen. Das ging ihm gegen die Ehre. Politisch stand er den Deutschnationalen nahe und meinte wohl, ein echter Deutscher tut so etwas nicht. Für ihn war Pflichterfüllung das Allerwichtigste. Er sagte, für seine medizinische Hilfe bekäme er sein Honorar. Und abgesehen von der als illegale Schieberei anzusehenden Begünstigung, wie sollte er derartige «Geschenke» abrechnen und verbuchen. Aber Mutter drängte ihn, seine Haltung zu ändern: Die Familie bestand aus sieben hungrigen Mäulern: Wir drei Kinder im Entwicklungsalter, Vater, Mutter, das Kinderfräulein und die Küchengehilfin. Die wollten versorgt werden. Mit den Lebensmittelmarken konnte man nicht auskommen. Das sah mein Vater letztlich ein und brachte jetzt Butter, Speck, Gänse und Hühner mit, so dass wir keinen Hunger zu leiden hatten.

Dann kamen die ersten Bombenangriffe auch gegen oberschlesische Ziele. Bei Oderberg, in der Nähe von An-

naberg, waren Hydrierwerke errichtet worden. Sie produzierten aus Kohle synthetischen Treibstoff für die Wehrmacht. Wie beneidete ich meinen Bruder, dass er, noch nicht siebzehnjährig, dort bei der Heimatflak die feindlichen Flieger bekämpfen konnte. Ich durfte nur an der polnische Grenze Panzersperrgräben ausheben. Alles half nicht. Anfang Januar 1945 drangen die Russen auf ober-schlesisches Gebiet vor. Ich verstand das Ganze nicht. Der Führer hatte doch versprochen, uns mit der kurz vor der Vollendung stehenden Geheimwaffe zu retten. Wir hatten gezeigt, dass Deutschland sich gegen eine Welt von Feinden zu wehren verstand, auch wenn sich unsere Verbündeten nicht mit dem uns eigenen Mut verteidigten. Und jetzt drangen die russischen Truppen sogar in unsere geliebte Heimat ein! Bald hiess es, alle Zivilisten dürften Oppeln verlassen. Mein Vater sagte: «Ich hau nicht ab! Ich lass meine Patienten nicht im Stich! Ich bin kein Feigling!» Deren medizinische Versorgung fiel ihm immer schwerer. Es gab kaum noch Arzneimittel oder Verbandsmaterial für Zivilisten. Ema kochte in einem grossen Topf gebrauchte Verbände sauber. Abends sassen meine Schwester und ich mit ihr im Kinderzimmer und pulsten die Mullbinden auseinander. Dann wickelten wir sie auf Stiele von Kochlöffeln, von denen wir sie schön säuberlich abziehen konnten. Sie sahen jetzt wie neu aus. Ich war ganz stolz über meinen Beitrag zur Überwindung des Versorgungsenpasses für die Kranken und Verwundeten.

In den Wochenschauen hatte man furchtbare Greuel-taten der Sowjets in Ostpreussen, besonders den Frauen gegenüber, gezeigt bekommen. Darum brachte ich meine Mutter und meine Schwester per Bahn vorab nach Breslau zu ihrer Schwester – meine Tante Ly –, um sie vor russi-

schen Angriffen zu retten. Wir glaubten, hier seien sie sicher. Denn bis Breslau würden die Russen bestimmt nicht vordringen. Am 18.1.1945 griffen einige russische Bomber Breslau an. In Oppeln erfuhren wir davon. Da wir keine Telefonverbindung zustande brachten, fuhren mein Bruder und ich mit ein paar Koffern noch einmal nach Breslau, um nach dem Rechten zu schauen. Aber wir fanden weder Mutter noch Schwester. Bei dem Fliegerangriff waren Bomben in die Nachbarhäuser unserer Angehörigen eingeschlagen und hatten sie bis auf die Fassaden zerstört. Das Haus, in dem unsere Mutter und Schwester Quartier gefunden hatten, stand noch, aber alle Fensterscheiben waren zu Bruch gegangen. Die Gardinen und Fensterrahmen bewegten sich im kalten Wind. Sie waren vom Regen in die Traufe gekommen.

Kein Mensch war mehr im Haus. Von Nachbarn erfuhren wir, dass Tante Ly mit ihrer Einquartierung zu Verwandten auf dem Lande abgehauen sei. So wussten wir wenigstens, dass sie lebend davongekommen waren.

Abends während unserer Rückfahrt hielt der Zug auf offener Strecke. Wir hörten dumpf grollend die Motoren heranfliegender Geschwader. Es konnten dem Brummen nach nur amerikanische Superbomber sein, die sich in grosser Höhe uns näherten. Über uns leuchteten «Christbäume» auf und beleuchteten gespenstisch die Umgebung. Schon ging das Theater los: Scheinwerfer stakten wie Lichtfinger in den Himmel, Flakbatterien ballerten los und Bomben sausten heulend der Erde zu. Aber man hatte es nicht auf unseren Zug abgesehen. Jetzt war Breslau selbst das Ziel der fliegenden Festungen.

Am 20. Januar 1945 waren die Russen nur noch etwa fünfzig Kilometer von Oppeln entfernt. Es war ein Samstag und mein Vater, mein Bruder und ich saßen im Kinderzimmer. Wir klebten Flugzeugmodelle von britischen, amerikanischen und deutschen Bombern und Jagdflugzeugen aus Papier zusammen, von denen schon eine Vielzahl an der Zimmerdecke hingen, als Erna die Tür aufriß und aufgeregt schrie, jemand von der Reichsbahn hätte angerufen, um drei Uhr Mittags verlässt der letzte Zug nur für Reichsbahnangehörige Oppeln in Richtung Neisse. Mein Vater hatte auch die Augen-Untersuchungen als Eignungstest für die Lokomotivführer der Reichsbahn durchgeführt. Einer von ihnen hatte wahrscheinlich aus Dankbarkeit angerufen und ihn auf die letzte Chance zur Flucht hingewiesen. Nun war es so weit: Wir mussten raus!

Mein Bruder und ich gingen daraufhin durch die Wohnung, um alle Hitler-Relikte, wie Bilder, Hakenkreuz-Armbinden, Uniformen, verschwinden zu lassen. Wenn die Russen sie sähen, würden sie alles kurz und klein schlagen. Wir waren überzeugt, dass wir bald wieder zu Hause sein würden. Da brauchte man die Soldateska nicht unnötig zu reizen, und wir wollten bald wieder in die zerstörte Wohnung einziehen. Zurück im Kinderzimmer fanden wir unseren Vater zusammengesunken vor der Nähmaschine sitzen, weinend und schluchzend den Kopf in den Händen: «Jetzt ist alles aus, mein Lebenswerk ist kaputt, meine Arbeit, meine Mühen, alles war umsonst. Wohin sollen wir gehen? Was soll ich machen?» Mein Bruder und ich waren erschüttert. So hatten wir unseren Vater noch nie gesehen. – Bereitwillig liess er sich von meinem Bruder und dem Kinderfräulein wegziehen.

An diesem 20. Januar 1945 war es bitter kalt: Minus zwanzig Grad Celsius. Wir – mein Vater, das Kinderfräulein, mein Bruder und ich – waren dick ver mummt, alle schleppten in jeder Hand Koffer und Kisten. Wir hatten das «Notgepäck» schon Ende des Jahres 1944 gepackt. Mein Bruder war als Offiziersanwärter Ende 1944 von der Heimatflak entlassen worden, um noch schnell das Abitur machen zu können. Dazu kam er nun nicht mehr.

Mir kam gar nicht zu Bewusstsein, dass ich unser Zuhause vielleicht nie mehr wiedersehen würde. Denn es hiess, wir sollten uns nur für ein paar Tage in Sicherheit bringen. Der Bahnhof war nicht weit. Mit dem Gepäck kämpften wir uns bis zum Bahnsteig durch. Ich kam mir wie in einem Ameisenhaufen vor. Überall liefen schreiende Kinder, Frauen und alte Männer herum. Dazwischen Soldaten, die etwas Ordnung in das Durcheinander bringen wollten. Familien versuchten in diesem Tohuwabohu zusammen zu bleiben. Auf dem Bahnsteig lagen Kisten, zum Teil aufgegangene Koffer, die ihren Inhalt preisgaben, wahrscheinlich von den vorangegangenen Zügen übriggeblieben – vergessen oder nicht mehr mitgenommen worden, damit die Besitzer überhaupt in den Zug kamen. Und was die Menschen alles mitschleppten. Einige trugen ihre Federbetten herum, bei dieser Kälte ein Schatz, aber so sperrig, dass sie gegen die hin- und herwogende Menge nicht ankamen.

Der Hauptbahnhof war überfüllt. Dort war kein Durchkommen. Die Eisenbahner hatten für sich den Zug abseits auf dem Güterbahnhof bereitgestellt. Dorthin durften nur entsprechend Privilegierte. Wir wussten das. Mein Vater zeigte seinen Ausweis und auf Umwegen konnten wir uns

bis zum Sonderzug durchkämpfen. Mein Vater bekam sogar einen Sitzplatz. Ein Ruck, der Zug setzte sich in Bewegung.

Im Tiefflug donnerten deutsche Jagdflieger über uns hinweg. Ich typisierte sie wie im Flugzeug-Erkennungsdienst gelernt: Einmotorig, Tiefdecker, einfaches Leitwerk, ohne Fahrwerk, Reihomotor, rundes Seitenruder: Me 109e! Sie flogen Richtung Westen. Sie waren sicher für unseren Schutz bestimmt, dachte ich. Aus der Tiefe des Abteils hörte ich: «Auch die hauen nach dem Westen ab!»

Unser Ziel war Glatz. Der Zug fuhr nur bis Neisse. Dort mussten wir raus in die arktische Kälte. Wider Erwarten fuhr bald ein Anschlusszug auf dem Nachbargleis ein. Unter Einsatz aller Kräfte und mit viel Gedränge eroberten wir mit unserem Gepäck ein Abteil. Jetzt merkte ich, dass ich meine Füße nicht mehr spürte. Die Züge waren nicht geheizt, das Warten auf dem zugigen Bahnsteig hatte mir den Rest gegeben. Später stellte es sich heraus, dass die Spitzen meiner beiden kleinen Zehen erfroren waren.

In Glatz wohnte meine Tante Martha, Ta Mata genannt. Sie war die Schwester meines Vaters und ihre Wohnung war als einer der Treffpunkte nach einer (für unwahrscheinlich gehaltenen) Flucht aus Oppeln festgehalten worden.

Glatz war ein wunderschönes Städtchen. Abseits gelegen in einem Talkessel mitten im Glatzer Bergland, vom aktiven Kriegsgeschehen unberührt. Dass wir hier wie in einer Falle sassen, kam uns nicht in den Sinn. Nach Nordosten gab es nur den Zugang über Neisse, dort waren wir bald durch die Russen abgeschnitten. Ansonsten war der Kessel begrenzt durch das Sudetenland.

Aber das gehörte ja zu Deutschland. Wir ahnten nicht, dass sich mit dem Zusammenbruch der deutschen Armee überall tschechische Partisanengruppen bilden würden, um die Schmach der Unterdrückung an den jetzt wehrlosen Flüchtlingen zu rächen. Dafür verschwendeten wir keine Gedanken. Wir dachten nur daran, von hier aus wieder schnell in Oppeln zu sein, nachdem die Russen zurückgeschlagen worden waren. Wir glaubten noch immer daran, denn jetzt hörten wir im Radio von den einsatzbereiten Wunderwaffen und den erfolgreichen Bombardements Englands mit den V-2-Raketen.

In Glatz trafen ein paar Tage später auch meine Mutter und meine Schwester ein, die den Bombenangriff in Breslau unverletzt überstanden hatten und über Striegau nach Glatz gefahren waren. Mein Vater meldete sich beim Standortkommandanten und arbeitete zeitweilig im Lazarett oder übernahm ärztliche Vertretungen. Mein Bruder wurde bald nach dem Eintreffen in Glatz zum Militär eingezogen. Für mich vergingen die Tage mit Nichtstun, Blättern in alten Illustrierten und Herumstrolchen. Schulunterricht gab es keinen mehr. Meine Eltern schickten mich zu einem älteren Lateinlehrer. Das passte mir gar nicht. Eines Tages erfuhr ich, dass Männer jeden Alters für den Volksturm zum Bau und danach zur Verteidigung von Panzersperren gesucht werden. Am 9.4.45 meldete ich mich freiwillig, obwohl ich überzeugt war, dass die Russen bestimmt nicht die Sperren bei Neisse durchbrechen könnten. Ich war noch nicht fünfzehn Jahre alt, aber kräftig, und da sah man über die paar Tage bis zu meinem Geburtstag hinweg.

So bekam ich mit anderen Jungen meines Schlages auf die Schnelle eine Wehr-Ausbildung. Ich war stolz, dass

ich zeigen konnte, was ich schon alles in den vorangegangenen Wehrübungen beim Jungvolk gelernt hatte. Neu war für mich das Abschiessen der Panzerfaust. Leider durften wir selbst keine Panzerfaust in die Hand nehmen und abfeuern. Alles wurde nur theoretisch dargestellt, und als Ziele dienten Attrappen. Die Versorgung mit Munition war so schlecht, dass jeder Schuss für den Ernstfall aufbewahrt wurde.

Zunächst begannen wir, an der Strasse von Glatz nach Neisse einen Panzersperrgraben auszuheben. Während ich den Boden aufhackte, dachte ich an meine einschlägige Erfahrung: Von Oppeln aus waren wir als Pimpfe bereits 1944 nach Polen und Ost-Oberschlesien zum Ausheben solcher Hindernisse gegen die russischen T-34-Panzer abkommandiert worden. Gross verzögert hatten sie den Vormarsch der Russen anscheinend nicht.

Maschinen zum Ausheben gab es nicht, alles wurde per Hand getan. Trotzdem wurde der Graben immer tiefer. Pro zwei Meter gruben drei Jungs. Zum Schluss stand einer auf der Grabensohle, schippte die Erde auf eine anderthalb Meter höher verbliebene Stufe. Dort stand wieder ein Pimpf, der den Aushub auf eine weitere anderthalb Meter höher schaufelte und von dort verteilte der letzte Pimpf der Schaufelkette alles auf den Grabenrand. Feindberührung hatten wir während dieser Zeit keine, mit Ausnahme eines Angriffs russischer «RATA»-Jagdbomber. Unser Ausbilder rief nur: «Nicht weglaufen, stehen bleiben, sonst treffen sie Euch!» Und richtig, sie schossen den benachbarten Wald in Brand, sonst passierte nichts.

Nachdem der Panzersperrgraben ausgehoben war, wurden wir in Gruppen zu drei Mann aufgeteilt – je zwei

Pimpfe und ein Älterer, der die Führung übernahm. Jede Gruppe bekam drei Gewehre und eine Panzerfaust. Die Panzerfaust schnappte sich zu meinem Unmut gleich unser Gruppenführer. Nach seiner Knieverletzung an der Ostfront war er zur «letzten Reserve: Lahme, Kinder und Greise», wie er sagte, einberufen worden. Er gab die Panzerfaust nicht mehr aus der Hand. Und mit ihrer Explosion beim Zahnarzt platzten auch meine Helden träume.

Die Flucht

In der Wohnung von Ta Mata war alles in heller Aufregung. Tante Martha schleppte mit ihrer Tochter Susi Kisten und Kästen durch die Wohnung. Sie brachen in Richtung Bahnhof auf. Glatz musste von Zivilisten geräumt werden. Meine Eltern und Erna wären mit meiner Schwester auch schon abgehauen, wenn nicht mein Vater noch nach Bad Altheide, etwa dreissig Kilometer, zu Fuss marschiert wäre, um sich beim Standortkommandanten pflichtgemäss abzumelden. Völlig erschöpft kam er zurück. Alle waren glücklich, dass ich vom Volkssturm desertiert war. Denn jetzt war die Familie bis auf meinen Bruder wieder zusammen. Von meinem Bruder wussten wir, dass er als Offiziersanwärter nicht gegen die Russen im Osten, sondern im Westen eingesetzt werden sollte.

Am nächsten Tag, dem 8.5.45 war es dann soweit. Die Eltern und Ema packten die Sachen ein, die sie für am wichtigsten hielten: Papiere, Schmuck, Tafelsilber, Kleidung, soviel wie man schleppen konnte. Was war das Wichtigste? – Meine Schwester und ich bekamen die Koffer gepackt. Wir konnten uns selbst auch aussuchen, was wir an persönlichen Sachen mitnehmen wollten. Ich holte mir meine Briefmarkensammlung, steckte die Briefmarken in einen grossen Umschlag und legte ihn auf den Boden des Koffers. Dann stöberte ich ungestört in den Schubladen hemm, was hatte Ta Mata nicht alles stehen und liegen gelassen! Am meisten imponierten mir kleine Wachskerzen, die wie dicke Streichhölzer aussahen. Die passten auch noch in meinen Koffer. Dann nahm ich noch meinen Tornister von der HJ mit. Ich hatte ihn vorschrifts-

mässig mit Unterwäsche, Strümpfen, Hosen, Hemden und Pullis gepackt und aussen herum eine warme, zu einer Rolle aufgewickelte Zudecke geschnallt. Hintendrauf kam noch das Kochgeschirr. Aus nicht begründbarer Überlegung steckte ich mir mein HJ-Fahrtenmesser an meinen Gurt.

Obwohl es zu dieser Jahreszeit nicht mehr kalt war, wurde so viel wie möglich angezogen. Alles das brauchte man nicht zu schleppen. Als wir loszogen, fiel mein Blick auf den Flieger-Offiziersmantel von meinem Vater. Mein Vater hatte als Augenarzt in Oppeln auch die Augentests für Flieger durchgeführt. Er hatte es verstanden, sich mit allen möglichen Ausreden vor einem Eintritt in die Partei zu drücken. Aber um die Augentests weiter durchführen zu können, musste er Mitglied einer NS-Organisation werden. So trat er als Obersturmführer in das NSFK (Nationalsozialistisches Fliegerkorps) ein. Die Eltern glaubten, dass mein Vater dadurch auch vor einer Einberufung zur Wehrmacht bewahrt werden könnte.

Der Offiziers-Mantel war richtig schick und passte mir prima. Schnell riss ich die Rangabzeichen ab und zog den Mantel über. Dann schulterte ich meinen sachgerecht gepackten Tornister und schnappte zwei grosse Koffer. So wankten wir zum Bahnhof, wo dasselbe Theater wie damals in Oppeln losging.

Ein Zug fuhr ein. Er stand noch nicht völlig, da wurde er schon gestürmt. Zuerst stürzte ein Teil der Familien in ein Abteil und ans Fenster. Koffer, Kisten, Kinderwagen, alle Sachen wurden durchs Fenster nachgereicht. Danach drängte sich der Rest der Familien in den Zug – wenn noch Platz war. Mein Vater kam nicht mehr rein und blieb

zunächst draussen, denn der Gang bis zum Abteil war von Gepäck und Menschen verstellt. Die Zugtür war bereits geschlossen. Der Zug fuhr an. «Ich muss zu meiner Familie, ich will mit», rief er verzweifelt. Kurzerhand packten ihn zwei Soldaten und hieften ihn durch das offene Fenster in unser Abteil. Kopfüber fiel er auf den Boden. Es dauerte einige Zeit, ihn in der drängenden Enge wieder aufzurichten. Mit einer blutenden Kopfwunde kam er zum Stehen.

Ruckend nahm der Zug Fahrt auf. Ein Koffer rutschte dadurch von der Gepäckaufflage und fiel meinem Vater auf den Kopf. Jetzt hatte er auch auf der anderen Kopfseite eine Blessur. Ihm blieb nichts erspart!

Wohin sollte die Fahrt gehen? – Niemand wusste es. Zunächst fuhren wir nach Waldenburg, dann nach Hirschberg. Schmiedeberg ist mir noch in Erinnerung mit einem letzten Blick auf die Schneekoppe. Der Zug hielt an, fuhr weiter, blieb wieder stehen, und rückwärts ging's weiter. Plötzlich waren wir wieder in Hirschberg.

In der Ferne war Artillerie- oder Bombendonnern zu hören. Wir gewannen den Eindruck, es ging nur noch hin und her. Auch jetzt noch drängten sich die Kettenhunde durch die Menschenmassen, stiegen über Gepäck, über Leute und kontrollierten die Ausweise. Mein Vater war froh, dass er sich seinen Marschbefehl hatte ausstellen lassen. Auch mich beäugten sie misstrauisch. Als sie in meinem Ausweis sahen, dass ich erst morgen fünfzehn Jahre alt würde, wendete man sich anderen Verdächtigen zu. Man fand auch einen angeblichen Deserteur und führte ihn zum Aufhängen ab. Ich wunderte mich, dass er sich nicht wehrte. Er gab einfach seine Waffe ab. Das war doch sein Todesurteil!

Vielleicht hatte er jahrelang den Krieg gut überstanden, und jetzt erwischte es ihn doch noch! Warum standen nicht die anderen im Zug gegen seine Festnahme auf? – Wir wollten doch alle – wie er – unsere Haut retten. Der Krieg war doch verloren! Während dieser Gedanken fuhr mir ein Schreck durch die Glieder. Nie hätte ich früher solche Überlegungen angestellt. Im Gegenteil, wenn ich in den Nachrichten von der Hinrichtung von Deserteuren hörte, empfand ich das Todesurteil als gerechtfertigt, denn sie fielen ja unseren tapferen Soldaten in den Rücken! Jetzt stellte ich mir vor, wenn ich in diese Situation käme, würde ich die Kettenhunde umlegen, ehe diese ihre Waffen ziehen könnten. Ob ich es dann wirklich gemacht hätte, musste ich – Gott sei Dank – nicht beweisen. Überdies fingen meine Knie zu zittern an, denn ich dachte an die Möglichkeit, dass vielleicht mein Zugführer mich zur Fahndung ausgeschrieben hatte, weil ich mich unerlaubt von der Panzersperre entfernte. Ich beruhigte mich schnell, denn die Kettenhunde zogen mit ihrem Gefangenen ab.

Mir wurde auf einmal klar, wie widersinnig das ganze war. Ein Schleier schien mir von den Augen zu fallen. Ich sah die Menschen um mich wie Marionetten herumsitzen. Sie lebten gar nicht, sie wurden gelebt und handelten ohne eigene Initiative. Vielleicht hatten die im Zug sitzenden Menschen so viel Leid und Entbehrungen erlitten, hatten so viele Menschen sterben gesehen, dass sie sich in ihr eigenes Ich zurückzogen und ihnen das Schicksal dieses Deserteurs gleichgültig war.

Es hiess, die Russen sind bei Liegnitz durchgebrochen, und wir kommen nicht mehr durch Schlesien in den Westen. Also jetzt nach Süden durch die Tschechei?! – Dann blieb der Zug in einem kleinen Ort hinter der Grenze end-

gültig stehen. Vor uns sei eine Brücke gesprengt, hiess es. Alle hatten auszusteigen. Wir schleppten unser Gepäck in ein Hotel. Es war noch ein Zweibettzimmer frei. Ich kam zu meiner Mutter ins Bett, meine Schwester schlief bei Ema und mein Vater auf der Couch.

Mitten in der Nacht Poltern, Panzerkettengeräusch, grosser Radau, Geschrei. Türen wurden aufgestossen. Russen mit Maschinenpistolen stürzten ins Zimmer: «rucki werch»; verstand ich. Mein Vater riss die Hände hoch und rief ihnen etwas zu. Ich verstand: «Leck Arsch, Leck Arsch». Ich erstarrte vor Schreck über seine Tollkühnheit. Sie beachteten ihn nicht weiter, hoben die Bettdecken. Sie suchten nach versteckten Soldaten. Dann rissen sie die Uhr vom Arm meiner Mutter, schlugen die Tür zu und eine unheimliche Stille setzte ein. Ich dachte von der Soldateska: «Diese dummen Kerle. Sie wissen nicht, was für einen Fang sie gemacht haben!» Denn die Uhr war ein besonders wertvolles Geschenk meines Vaters aus Platin-Iridium! Mit diesen schadenfrohen Gedanken schlief ich gleich wieder ein. (Später lernte ich, dass lekar das tschechische Wort für Arzt ist.)

Am nächsten Morgen das jetzt schon gewohnte Durcheinander. Ich schnappte mal das, mal jenes auf. Von den Russen war momentan nichts zu sehen. Dann sammelten sich einige Menschen um einen hölzernen Karren. Sie warfen ihre Klamotten auf den Wagen und diskutierten. Wir schleppten ebenfalls unsere Sachen an und luden sie auf. Der Wortführer war ein kräftiger Mann im besten Mannesalter. Er trug eine khakifarbene Afrika-Uniform, von der die Rangabzeichen abgetrennt waren. Als der Wa-

gen vollgeladen war, verteilte er kleine rot-weiße Bändchen, die jeder an sein Mantelrevers stecken sollte. Dann erklärte er seinen Plan. Wir sollten uns als polnische Flüchtlinge ausgeben, die aus einem Arbeitslager heim wollten und schärfte uns ein, kein Wort deutsch zu sprechen.

Dann ging es los. Wohin, wusste ich nicht. Aus dem Gehörten reimte ich mir zusammen, dass wir nun weiter in die Tschechei marschierten, um an eine andere Bahnlinie zu kommen, von wo man nach Deutschland reisen könnte. Wir waren etwa zwanzig Frauen und Kinder, mein Vater und unser «Kapo». Jeder schob und zog soweit es notwendig war. Es ging bergauf und bergab. Wir kamen gut vorwärts. Ab und zu wurden wir von russischen Soldaten überholt. Dann prasselten auf uns Lebensmittel und besonders Schokolade. Die kannte ich gar nicht mehr.

Ich merkte, dass wir immer tiefer auf tschechisches Gebiet kamen. Die Landschaft, die Strassen, die Häuser, alles sah nach meinem Empfinden nicht mehr deutsch aus. An einer Strassenkreuzung wurde warmes Essen ausgeteilt. Unser Kapo stellte uns als angebliche polnische Zwangsarbeiter vor, und wir konnten uns rundum satt essen. Plötzlich zogen mich ein paar Zivilisten in ein Haus, wo eine Siegesfeier veranstaltet wurde. Russische Soldaten feierten mit den Tschechen. Sie redeten auf mich ein. Wie ich mitbekam, hatte einer der Hausbewohner mit seinen polnischen Kenntnissen angegeben und versuchte, sich mit mir zu unterhalten. Jetzt merkte ich zum ersten mal, dass die Lage ernst zu werden drohte. Viel Polnisch konnte ich nicht, denn es war in Oberschlesien verboten gewesen, polnisch zu sprechen. Trotzdem hatte ich von den Bauern auf dem Land 'Wasserpölnisch' mitbekom-

men, ein Kauderwelsch von deutschen und polnischen Ausdrücken. Ich rief «jestem Polska Come Slonsk» – was «ich bin Polen Oberschlesien» heisst, rasselte oberschlesische Flüche vermischt mit wasserpolnischen Brocken herunter und phantasierte in einer Sprache, die bestimmt wie polnisch klang, aber nicht war. Der Erfolg war einmalig: Der Polnischkenner wurde ausgelacht, weil er mich nicht verstand! Endlich kam einmal ein echter Pole und nun war er blamiert!

Ich bekam von den russischen Soldaten einen Becher zum Wodkatrinken gereicht. Und einer nach dem anderen wurde runter gebechert. Die Tschechen brachten mir tschechische Sprüche bei, deren Bedeutung ich nicht kannte. Aber sie jubelten und tranken mir zu, waren begeistert, wenn ich sie ausrief. Selbst die russischen Soldaten freuten sich. Sie waren so begeistert, dass sie mich am liebsten als Maskottchen mitgenommen hätten, wollten mich gar nicht mehr zurückgehen lassen. Seit langer Zeit war ich wieder richtig glücklich und zufrieden.

Wie ich auf unseren Gepäckwagen gekommen war, wusste ich nicht mehr. Es ging wieder weiter. Es wurde Abend. Ich stieg runter und schob mit. Dann fuhren wir in eine Stadt hinunter. Auch hier eine riesige Siegesfeier. Russische Truppen zogen die Hauptstrasse entlang an uns vorbei und wurden mit Blumen begrüsst. Als wir durch das Spalier am Marktplatz zogen, wurde es totenstill. Alle schauten uns voller Spannung an. Ich kam mir wie auf einem Pulverfass vor. Da rief ich die tschechischen Sprüche, wie ich sie während der Mittagsfeier mit den Russen und Tschechen beigebracht bekommen hatte. Wie ich später lernte, lauteten sie im Wesentlichen: «Es lebe die rote Ar-

mee, nazdar!» Letzteres entsprach in der Bedeutung dem deutschen Sieg-Heil! Damit waren wir akzeptiert, und wir wurden durchgelassen.

Wir fuhren jetzt zum Bahnhof von Zelezny Brod. Von hier sollten wir mit dem Zug weiterfahren. Hier war es dunkel, menschenleer und still. Nur von Weitem hörten wir die feiernden Massen. Wir nahmen das Gepäck vom Wagen, denn es hiess, es käme bald ein Zug, setzten uns auf unsere Sachen und warteten. Es wurde langsam dunkel. Ich lungerte am Waldrand neben dem Bahnhof herum. Plötzlich hörte ich Rufen und Schiessen. Mit erhobenen Händen kamen zwei deutsche Offiziere aus dem Gehölz, hinter ihnen ein Trupp bewaffneter Zivilisten. Im Nu war die Szene wie verwandelt. Überall johlende Menschen. Dann packten mich einige der Bewaffneten, durchsuchten mich und fanden bei mir das Fahrtenmesser mit dem Hakenkreuz-Emblem. Das Messer wurde herausgerissen, mir unter Wutgeheul vor Gesicht und Hals hin- und hergeschwenkt, und von allen Seiten hagelte es Prügel. Dann merkte ich, dass ich von der Masse zu den beiden anderen Deutschen geschoben wurde. Wir wurden an eine Mauer geschleppt. Unter dem Gebrüll der Zuschauer gingen die Bewaffneten vor der Mauer in Stellung, um uns zu erschiessen. Der Anführer brüllte noch lauter, stellte sich vor mich, und es entspann sich zwischen ihm und der Menschenmeute eine Diskussion, von der ich nichts verstand. Schliesslich gab er mir einen Tritt, und ich wurde zu meiner Gruppe zurückgejagt. Anschliessend hörte ich eine Gewehrsalve, und das Geheul der Masse ebte ab.

Geduckt sassen wir in einer Ecke des Bahnhofs wie ein Häufchen Elend, von den anderen Tschechen, die von der Siegesfeier kamen und Nachhause fahren oder auf dem

Bahnhof weiter feiern wollten, misstrauisch beäugt. So wie wir uns verhielten, hatten sie in der Zwischenzeit erkannt, dass wir Deutsche sein mussten.

Da lief der Zug ein. Wir stürmten zusammen mit den Tschechen zum Zug. Wohin er fuhr, war uns unbekannt. Hauptsache, weg von hier! Die Waggonen hatten als Einstieg jeweils vom und hinten Plattformen. Doch mit unserem Gepäck wurden wir zur Seite gedrängt und so waren wir die letzten, die in den Zug stiegen. Hinter uns drängte die vom Feiern angeregte Menschenmasse nach. Ich hatte den Eindruck, man wartete auf ein Signal, auf einen mutigen Ersten, zum Losschlagen auf die verhassten Deutschen.

Ich liess alle anderen vor mir einsteigen, und so sah man mich in meinem Offiziersmantel und dem ordentlich gepackten Tornister in voller Klarheit als letzten die Treppe auf die Wagen-Plattform erklimmen. Da rief jemand «Du Soldat!» Die Menge johlte los, einige sprangen auf die Wagenstufen und packten mich. Mein Vater hatte die Erschiessung noch vor Augen und rief in seiner Angst: «Der ist für einen Soldat noch viel zu jung, der ist nur Hitlerjunge!» Da ging die Hölle los. Mein Vater und ich wurden runtergerissen, geschlagen, getreten, hin und her gestossen. Ich spürte überhaupt keinen Schmerz, hatte nur den Gedanken, wieder in den Zug zu kommen. Ich erreichte die Holzstiege des letzten Waggonen, der Zug fuhr ab. Ich klammerte mich eisern an der Stufe fest. Jemand hielt mich mit noch grösseren Kräften am Tornister. Da liess ich ihn von der Schulter gleiten. Ein Ruck und unter Steinwürfen entkam ich dem Inferno. Ich robbte in das Abteil, wo bereits mein Vater mit blutigem Gesicht neben meiner Mutter, meiner Schwester und Erna sass. Mit grossen

ängstlichen Augen schauten sie mir entgegen. Die Tschechen im Abteil sahen uns auch nicht gerade freundlich an, aber sie taten uns nichts. So hatten wir eine Zeit lang Ruhe.

Plötzlich wurde die Abteiltür aufgerissen. Ein Partisan in Phantasieuniform stürzte ins Abteil, packte mich an der Gurgel, zog mich hoch und schrie mich an. Dass ich ihm nicht antwortete, versetzte ihn noch mehr in Rage. Er zog seine Pistole, entscherte sie und legte auf mich an. Ich hatte den Eindruck, jetzt nähert sich der Traum dem Ende. Zwei Gedanken zogen mir durch den Kopf, während ich die Pistolenmündung anstarrte. Ich wollte sehen, wie das Geschoss aus der Pistole fliegt und – «Du musst Deine Arschbacken zusammenkneifen!» Das Sprichwort, jemand macht sich vor Angst in die Hose, deutete seinen Wahrheitsgehalt an. Nach einigen Sekunden, die mir wie Stunden vorkamen, redete eine Frau und dann alle Tschechen im Abteil auf den Revoluzzer ein. Er senkte die Waffe. Es gab ein langes Gerede, von dem ich nichts verstand. Ich schnappte nur manchmal so etwas wie «dieta» (Kind) auf. Schliesslich steckte er die Pistole in seinen Gürtel, schlug mir ins Gesicht und verliess beim nächsten Halt mit vielen Mitreisenden den Zug. Ich ahnte nicht – Ironie des Schicksals – dass sich dreissig Jahre später ein Ingenieur bei mir in der Firma vorstellen würde, der hier in diesen Tagen als Anführer der Partisanen aktiv gewesen war.

Der Zug ratterte weiter. Es fiel kein Wort mehr. Ich schlief ein. Als ich aufwachte, sah ich, dass das Abteil immer voller wurde. Immer mehr Menschen stiegen in den Zug. Ich schaute auf meine Schwester. Sie war damals knapp zehn Jahre. Hoffentlich sprach sie kein Wort! Da es immer voller wurde, nahm ich sie auf meinen Schoss. Wir

stellten uns schlafend. So war die Gefahr, angesprochen zu werden, nicht so gross. Dann lief der Zug in – Prag (!) ein. Auf dem Gegengleis stand ein Lazarettzug, ausgeplündert, ausgeraubt, die Verwundeten lagen auf dem Bahnsteig. Viele der jetzt aussteigenden Tschechen gaben ihnen Fusstritte. Ich dachte mir: «Was muss sich da für ein Hass aufgestaut haben, so feige gegen Wehrlose vorzugehen!» Dabei hatte ich bis dahin den Eindruck gehabt, dass es den Tschechen als Volk während des Krieges besser als uns gegangen war. Die Männer mussten nicht in den Krieg ziehen, ihre Städte wurden nicht von amerikanischen Bombern in Schutt und Asche gelegt, und es gab mehr und besser zu essen als bei uns.

Wir blieben im Zug sitzen. Irgendwann setzte er sich wieder in Bewegung. Reisende stiegen ein und aus. Wohin ging es jetzt? – In einer Stadt, die sich Beroun nannte, blieb der Zug stehen, und alle Fahrgäste stiegen in einen anderen Zug um. Während wir noch unsere Sachen aus dem stehenden Zug räumten, fuhr der andere Zug weg. Nun standen wir – meine Eltern, Erna, meine Schwester und ich allein mit einem Berg von Koffern und Kisten mitten auf dem Bahnsteig. Auch die anderen Mit-Flüchtlinge waren verschwunden.

Der Bahnhof machte einen unwirtlichen Eindruck: Eine weitreichende öde Fläche von vielen parallelen Gleisen, die Bahnsteige leicht aufgeschüttete Kiesbänke; auf der einen Seite der Schienenstränge das Bahnhofsgebäude halb verfallen mit ausgeschlagenen Fenstern und auf der anderen einige ausgebrannte Güterwagen. Überall lag Unrat, Schmutz. Im Hintergrund Schuppen und Häuser, von denen der Putz abblätterte.

Es tauchten bewaffnete Partisanen auf. Nach einigen Diskussionen, während denen mein Vater immer wieder seinen Arztausweis mit dem roten Kreuz vorzeigte, versuchten sie, ihn fortzubringen. «Ohne meine Familie gehe ich nicht weg», rief er mit einer von Angst verzerrten Stimme, wie ich sie nie gehört hatte. In meiner Vorstellung und Erinnerung hatte Vater nie Angst gehabt. Für mich hatte er immer über den anderen Menschen gestanden. Selbst während des letzten Marsches mit der Karre durch die tschechischen Dörfer hatte er keine Angst gezeigt, sondern bald versucht, selbst das Kommando zu übernehmen. Für mein Empfinden manchmal schon überheblich. «Er ist doch nicht in seiner Klinik!» dachte ich. «War das alles nur vorgespült?»

Anscheinend hatte das Geschehen bei ihm das Tragbare überschritten. Er schrie: «Ihr könnt mich erschiessen, aber ohne meine Familie gehe ich nicht weg!» Die Partisanen diskutierten wieder, liefen hin und her und schliesslich zeigte einer auf uns und unsere Sachen und deutete an, gemeinsam ihm zu folgen. Wir wurden in eine Turnhalle gebracht. Sie war voller Verwundeter. Da mein Vater Arzt war, sollte er hier mitarbeiten. So schienen wir in diesem Reservelazarett vorerst sicher untergebracht zu sein.

Mein Vater wurde zur Versorgung der Verwundeten mit herangezogen. Essen war knapp, aber es gab einen grossen Vorrat an Eisernen Rationen und jede Menge Trockenpulver. Mein Vater entwickelte aus Apfel-Trockenpulver einen Stärkungsextrakt, den er den Schwerverletzten mit vollem Erfolg einflösste. Das Leben schien sich wieder in normale Bahnen zu entwickeln.

Es waren auch einige österreichische Ärzte mit ihren Familien im Lazarett; wie sie hierher gekommen waren, erfuhren wir nicht. Aber mit ihrem liebenswürdigen Dialekt, «Hab' die Ähr, liebe gnädg Frau» schufen sie eine angenehme, vertrauenswürdige Atmosphäre. Sie stellte sich bald als trügerisch heraus.

Ich musste an einen Urlaub mit meinen Eltern in Wien denken. Es war in einem ganz vornehmen Hotel am Stephansdom. Wir kamen morgens zum Frühstückssaal die breite Treppe hinunter und der Chef begrüßte uns: „N' guten Morgen, gnädige Frau, und dem Herm Gemoahl a fesch Heil Hitler!« Damals war ich entsetzt: «Mit solch einer Einstellung kann man doch nicht den Krieg gewinnen!«

Zwangsarbeit auf einem staatlichen Gut in der Tschechoslowakei

Es verging etwa eine Woche. Dann kam die Mitteilung, im Lazarett seien zu viele Zivilisten. Wir waren zuletzt gekommen und sollten, ausser meinem Vater, der hier gebraucht wurde, verschwinden. Wieder sagte mein Vater: «Ich lass mich von meiner Familie nicht trennen». So wurden wir zusammen mit meinem Vater von den Militärärzten abgeschoben. Ein Traktor fuhr vor. Er zog einen Anhänger, auf dem etwa vierzig Frauen verschiedenen Alters, einige Kinder zwischen acht und sechzehn Jahren sowie ein Mann mittleren Alters standen. Ich kletterte hoch, um unser Gepäck in Empfang zu nehmen. Auf dem Boden des Anhängers lagen jede Menge Kartons der Mitreisenden. Ich stapelte unbekümmert unsere Gepäckstücke drauf. Die Mitglieder der Familie wurden von den Zurückbleibenden hilfreich hochgeschoben. Die deutschen und österreichischen Zivilisten im Reservelazarett waren froh, uns los zu sein. Das Schicksal hatte sie noch einmal verschont. Sie blieben in ihrem heilen Getto. Wie lange noch?

Während des Ein- und Aufladens sammelte sich eine Menge von Gaffern an. Wutgeheul schwoll an, als jemand «Nazis» rief. Als wir losfuhren, prasselten Steine auf uns hernieder. Es sprach sich in der Stadt herum, und ich hatte den Eindruck, wir wurden weitergereicht. Der Traktorfahrer gab beängstigend viel Gas. Er hatte offensichtlich Angst, uns nicht mehr gesund und arbeitsfähig an den neuen Bestimmungsort bringen zu können.

Wir kamen mit nur wenigen Blessuren dort an. Ein Uniformierter empfing uns. Er konnte deutsch und nannte sich 'Pantator' des staatlichen Gutes von Cerveny Ujezd.

Hier sollten wir auf den Feldern arbeiten. Vom staatlichen Gut wurden wir mit unseren Sachen nach dem etwa drei Kilometer entfernten Häjek gefahren, wo wir wohnen sollten. Wir trauten unseren Augen nicht. Ein barackenähnliches Steinhaus mit vergitterten Fenstern. Drei Zimmer, zusammen vielleicht sechzig Quadratmeter, eine Kammer sechs Quadratmeter und eine Küche.

Als Familie bekamen wir die Kammer zugewiesen. Auf dem Steinboden war Stroh ausgebreitet. An einer Wand war ein Ablagebrett. Licht spendete eine schwach glimmende elektrische Birne, die nackt von der Decke an ihrer Zuleitung herunterbaumelte. Für jeden von uns lag in einer Ecke eine Pferddecke bereit. Auf der Stirnseite der Kammer war hoch oben in der Wand eine vergitterte Fensterluke. Das war nun unser Zuhause! «Zuhause», musste ich denken, «kommt anscheinend von *hausend*

Die anderen waren keine vollständigen Familien. Sie waren während der tschechischen Siegesfeiern wahllos zusammengetrieben und verladen worden. Ich glaube, sie waren bis auf zwei jüngere Frauen Sudetendeutsche aus Komotau. Die beiden waren dem Dialekt nach aus Ostpreussen. Eine sah aus, wie ich mir eine Ostpreussin vorstellte: gross, kräftig, blond, vorspringende Backenknochen. Die andere widersprach meinem Bild einer Ostpreussin: zart, feingliedrig, schlank mit einem edlen Gesicht. Sie gefiel mir von allen Frauen des Lagers am besten. Wie sie hier her geraten waren, erfuhr ich nie.

Alle wurden auf die Zimmer verteilt. In jedem Zimmer standen zwei mit Stroh bedeckte Holzpritschen zum Schlafen, das persönlich Hab und Gut in den Kisten und Kartons wurde drunter geschoben. Auf den Pritschen la-

gen die Schlafenden wie Heringe eng nebeneinander. Vor der Haupttür stand ein hölzerner Waschtrog. Neben dem Haus etwas zurückgesetzt war die Toilette, ein überdachter «Donnerbalken», eine Holzbohle zum Draufsetzen vor einem Graben, durch einen Bretterschlag in zwei Abteile getrennt. Daneben stand eine zerbeulte Tonne mit gebranntem Kalk, der nach Verrichtung des «Geschäfts» zur Desinfektion in die Grube gestreut wurde. Die Küche war eine ehemalige Waschküche. Der dort eingebaute Waschkessel hatte das richtige Format für die Massenverpflegung. Eine alte, buckelige Frau ergriff gleich die Kochlöffel und erklärte sich zur Köchin. Ich musste immer an das Märchen von Hänsel und Gretel denken, wenn ich sie später in der Waschküche sah. Mit einem Tropfen an ihrer Hakennase rührte sie mit einem riesigen Holzlöffel im Waschkessel, der auf dem offenen Feuer am Herd stand und in dem eine undefinierbaren Brühe brodelte.

Der mitgekommene Mann entwickelte sich bald zum Lagerkommandanten, denn er war der Einzige, der Tschechisch konnte. Mir war das Tschechisch als Sprache meiner Peiniger verhasst. Es dauerte lange, bis ich merkte, dass diese Ablehnung die falsche Überlebensstrategie war. Irgendwann beschaffte ich mir ein deutsch/tschechisches Lehrbuch. So weit war ich damals noch nicht.

Am nächsten Tag kamen der Pantator und noch eine Aufsichtsperson mit Handhacken. Wir wurden zum Rübenvereinzeln eingeteilt. Die meisten von uns hatten noch nie auf einem Feld gearbeitet. Alle waren Städter. Wir wussten zunächst gar nicht, was wir machen sollten. Die Aufpasser zeigten uns, wie wir die Reihe der Pflänzchen

Schlag auf Schlag so lichteten, dass etwa alle fünfzehn Zentimeter eine Pflanze – aber die grösste – stehen blieb. Jeder bekam eine Reihe zugeteilt. Das Feld war so gross, dass man das Ende der Reihe nur ahnen konnte. Den Aufpassern ging es zu langsam. Wir wurden mit Fusstritten angetrieben. Dann waren die Abstände zwischen den stehen gebliebenen Pflanzen zu gross: Gleich wurde wieder auf uns eingedroschen. Auch mein Vater musste aufs Feld. «Wir haben keinen Arzt angefordert, sondern Feldarbeiter» hiess es. Ema und ich erreichten auf den Knien rutschend das Ende unserer Reihe und machten jetzt bei der Reihe von meinem Vater weiter.

Trotzdem brach mein Vater als erster zusammen und wurde in die Kammer zurückgeschleppt. Es war nicht nur die ungewohnte, schwere körperliche Arbeit, die ihm zusetzte, sondern er konnte nicht mehr die unwürdige Lage verkraften. Er sah keinen Ausweg mehr, kein Ziel, kein Ende und machte sich Vorwürfe, nicht früher aus Schlesien getürmt zu sein. Jetzt fühlte er sich für die Schmach und das Leid der Familie verantwortlich. Er sprach darüber mit meiner Mutter. Mit mir sprach er darüber kein einziges Wort. Später erzählte mir Mutter, wenn er dies vorhergesehen hätte, hätte er uns vorher alle umgebracht.

Da meine Mutter während des Krieges als Rote Kreuz Helferin ausgebildet wurde, brauchte sie nicht aufs Feld, sondern musste für die Kranken und Zusammengebrochenen sorgen, die aufgrund der ungewohnten Arbeit und der unhygienischen Verhältnisse immer zahlreicher wurden.

Meine Schwester und die zwei Kinder, die auch im Lager waren, gingen nicht aufs Feld. Sie hatten Wasser zum Kochen aus einem Brunnen aus der benachbarten Schwei-

nemästerei und zum Waschen aus der nahe gelegenen Pferdeschwemme zu holen und in der Küche zu helfen.

Während der ersten Tage war ich körperlich und psychisch derartig fertig, dass ich selbst in der Nacht im Traum Rüben vereinzelt. Wir fünf lagen schlafend parallel eng nebeneinander auf dem Boden. Ich rückte, während ich schlief, meiner Schwester immer enger an den Rücken. Die Rübenreihe war noch lang, hinter mir stand drohend der Aufseher. Ich fühlte, dass ich nicht mehr weiter konnte, und mich jemand von meiner Arbeit abhielt. Gleich wird der Aufseher auf mich eindreschen. Entsetzt schrie ich auf: «Das ist meine Rübenreihe!» Ich wachte schweissgebadet auf und merkte, der Rücken meiner Schwester war das Hindernis. Es war nur ein Traum.

In den ersten Monaten gab es fast ausschliesslich Kartoffeln zum Essen. Dies führte bei vielen zusammen mit dem gebückten Arbeiten auf den Feldern zu dicken Beinen, Ödemen, Ekzemen. Für die Kranken wurden die Tagesrationen gestrichen, was nicht gerade zu einem harmonischen Zusammenleben der Eingesperrten führte. Ausserdem mussten die Gesunden das Pensum der Kranken mit abarbeiten.

Besonders schlimm waren die Nächte. Bei den russischen Soldaten hatte es sich herumgesprochen, dass hier ein Lager mit Frauen zur Auswahl stand. Zum Teil wurden sie auch von den tschechischen Frauen hierher geschickt, um sie von sich abzulenken. Dann wurden die Türen aufgebrochen und Horden stürzten sich in die Zimmer. Meine Mutter und unser Kinderfräulein hatten sich mit Russ beschmiert und einige Zähne schwarz angemalt, so dass die Soldaten erschreckt aus unserer Kammer abhau-

ten. Manchmal schoben wir Stroh auf meine Mutter und das Kinderfräulein und dann legte sich meine Schwester darüber, so dass die beiden Frauen nicht entdeckt wurden. Vom Aufseher erfuhren wir, dass derartige Übergriffe von russischer Seite verboten waren. Aber die Soldaten kümmerten sich wenig darum.

Wir wussten, so kann es nicht weitergehen. Wir stemmten Löcher in die Mauern hinter der Haustür, und verriegelten abends mit zwei dicken Balken, die wir in die Löcher steckten, den Eingang. Als am Abend darauf wieder russischer Besuch kam, konnte die Tür nicht aufgetreten werden. Wir hatten uns flach auf den Boden gelegt. Russische Flüche und wütendes Schlagen mit den Gewehrköpfen gegen die Tür blieben erfolglos. Jetzt waren wir froh über die vergitterten Fenster. Dann hörten wir das Durchladen der Gewehre. Schüsse peitschten in die Luft. Wir lagen regungslos da. Irgendwann gaben die Russen auf.

Solche Nächte wiederholten sich: Immer wieder versuchten betrunkene russische Soldaten in das Haus einzudringen; aber die verriegelte Tür hielt stand. Die Fensterscheiben waren schon lange eingeschlagen, die Holz-Fensterläden ausgebrochen, aber die eisernen Gitter verhinderten ein Eindringen. Bis eines Nachts einer der nach Frauen suchenden Russen, ein Bär von einem Mann, an den Gittern so wild und wütend rüttelte, dass sich zwei Gitterstäbe auf der Unterseite der Fensteröffnung aus dem Mörtel lösten. Dann nahm er die beiden losen Eisenstäbe, bog sie unter Stöhnen auseinander und zwängte seinen Kopf durch die Öffnung. Das war der grossen Ostpreussin zu viel. Sie zog den einen Balken aus der Tür-Verriegelung und gab zu unserem Entsetzen dem Eindringling da-

mit einem Schlag auf den Kopf. Der gab keinen Mucks mehr von sich, sackte in sich zusammen, rutschte aus dem Gitter und plumpste auf die Erde. Das Gebrüll war erloschen. In der Stille hörte man sie flüstern, einen Körper wegziehen und danach einen Pferdewagen fortfahren. Danach hörten wir nichts mehr von ihnen. Als die Russen einige Wochen später an der Baracke vorbei wegzogen, sahen wir auf einem der Panje-Wagen einen russischen Soldaten mit einem dicken Kopfverband liegen, der böse in unsere Richtung schaute. Wir bildeten uns triumphierend ein, dass er der verhinderte Eindringling gewesen sein musste.

Ein Problem blieb: Es war keine Toilette im Haus. Wir hatten auch keine Eimer, abgesehen davon, dass hierfür kein Platz gewesen wäre. Das dauernde Kartoffelessen schwemmte nicht nur den Körper auf. Jeder musste mindestens einmal in der Nacht raus. So wartete man innen an der Tür, bis die halbe Belegschaft versammelt war. Vorsichtig wurde die Tür entriegelt, einen Spalt geöffnet, eine Person ging hinaus, horchte, ob Lärm oder verdächtige Geräusche von Russen zu hören war, wenn nicht, stürzten nach einem Zeichen die Wartenden ins Freie, hockten oder stellten sich in einem Radius von ein paar Metern um den Eingang und entledigten sich ihrer flüssigen Last.

Natürlich brachten diese unhygienischen Verhältnisse auch Ungeziefer mit sich. Nie werde ich die Unmengen von Flöhen vergessen. Vor dauernden Juckreizen wachten wir immer wieder auf. Dann wurde Licht gemacht und auf Flohjadg gegangen. Besonders hilfreich waren die Streichholzkerzen, die ich von Ta Mata hatte mitgehen lassen. Da deren Licht nicht so grell war, verkrochen sich die Flöhe nicht sofort. Es waren so viele, dass es einfach

war, sie zu fangen. Auch die groben Decken, die wir hatten, erleichterten die Jagd: In den verfilzten Stoffen konnten sich die Flöhe nicht abstossen. Sie blieben bei ihren Sprungversuchen an den Fäden hängen.

Eines Sonntags kam ein junger, gut aussehender russischer Offizier ins Haus und redete auf Russisch auf die zartere der Ostpreussinnen ein. Dann gab er ihr einen Schinken und zeigte, während er redete, immer in Richtung des Nachbardorfes, wo, wie wir wussten, die Russen Quartier bezogen hatten. Dann kam unser Lagerleiter und versuchte zu dolmetschen. Schliesslich wurde klar, was der Offizier wollte: sie sollte zu ihm die Stube aufräumen kommen. Das kam uns seltsam vor. Ich war neben dem Lagerleiter der einzige Mann unter den Strafgefangenen. Der Lagerleiter konnte wegen einer Kriegsverletzung nur humpelnd laufen, so wurde ich ausgewählt, ihm zur Hand zu gehen. Zunächst schien der Offizier darauf einzugehen, aber dann redete er wieder auf die junge Frau und den Dolmetscher ein. Es war klar, dass wir ihn so nicht loswurden. Also willigte sie ein, aber ich sollte zu ihrem Schutz mitgehen. So zogen wir zu dritt los. Womit und wie sollte ich sie schützen? – Als nach einiger Zeit unsere Unterkunft nicht mehr zu sehen war, deutete mir der russische Offizier mit Handbewegungen an zu verschwinden. Ich gab vor, nicht zu verstehen. Dann wurde er deutlicher, drehte mich um, gab mir einen Tritt in den Hintern und rief dazu: «iddi, iddi, prowaliwai!». Ich verstand, ich sollte abhauen. Aber so leicht gab ich nicht auf, vor allem, da ich merkte, dass er mit der jungen Frau was anderes als Putzarbeiten vorhatte. Denn er streichelte sie dauernd und versuchte, sie immer wieder zu umarmen und zu küssen. So blieb ich

zunächst stehen, trottete aber in einem nur einige Meter grossen Abstand hinter dem Paar her. Er wurde ungeduldig, versuchte mich wütend wegzuscheuchen, aber wie ein Hund folgte ich ihnen. Dann zog er die Pistole und fuchtelte damit herum. Darauf blieb ich stehen, aber folgte ihnen trotzdem in einem etwas grösseren Abstand. Dann verschwand er mit der jungen Frau in einem Kornfeld. Mit ein paar Sätzen war ich wieder bei ihnen. Er war gerade dabei, sich auf sie zu legen und nestelte an seiner Hose herum. Man sah ihm die Verzweiflung über die erneute Störung an. Er nahm die Pistole und schoss mir vor die Füsse, ich sprang weg. Ich wollte gern ein Held sein, kam mir aber stattdessen wie ein Feigling vor. Während ich überlegte, was ich tun, jetzt riskieren sollte, kamen die beiden schon aus dem Feld heraus. Er schaute richtig bedeppt drein, die junge Frau sah zu meiner Verwunderung gar nicht unglücklich aus. Er murmelte etwas und zog in Richtung Dorf ab. Sie umarmte mich und sagte: «Dank Dir ist mir nichts passiert, ihm ist schon vorher alles in die Hose gegangen!» Ich verstand nicht, was sie damit meinte, war aber ganz glücklich, dass ihr offensichtlich nichts passiert war und sie mir nicht vorwarf, ein Feigling gewesen zu sein. Mir wurde ganz warm, wie sie mich an sich drückte. Arm in Arm ging sie mit mir ins Lager zurück.

Nach dem Abzug der Russen aus dem Nachbarort, wurden die Nächte nicht mehr gestört. Eines Nachts wachten wir aber durch eine Prügelei auf. Unser Lagerleiter – er hiess Zuleger und witzelte über seinen Namen immer, besonders wenn Frauen in der Nähe waren: «Der Zuleger ist der Ableger vom alten Draufleger» – bekam von seiner Schlafnachbarin ordentlich Dresche. Sie schlug wie wild auf ihn ein. Die anderen Frauen, die neben ihnen lagen,

konnten sie kaum zurückhalten. Er hatte sicher versucht, die drängende Enge auf der Schlafstätte im Sinne des alten Drauflegers auszunutzen.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich an das karge und menschenunwürdige Leben. Ich passte mich an. Das Essen wurde besser. Es gab ab und zu auch Fleisch, wenn in der benachbarten Schweinemästerei ein Ferkel krepirt war, auch bekamen wir etwas Brot und Marmelade. Zudem wurden wir nicht mehr so oft geprügelt. Wahrscheinlich, weil die meisten von uns sich an die harte körperliche Arbeit gewöhnt hatten und daher den Ansprüchen der Aufsichtführenden mehr genügten. Mein Vater jedoch konnte sich nicht mit der menschenverachtenden Behandlung abfinden. Nachdem er gleich am ersten Tag der Feldarbeit zusammengebrochen war, kam er nie mehr wieder zu Kräften. Er verfiel immer mehr. Wenn ich von der Feldarbeit zurückkehrte, lag er in der dunklen Kammer und sagte keinen Ton. Was sollte ich ihm erzählen? – Dass ich oft an Zuhause dachte? – wie gut es mir gegangen ist, weil ich dort ohne peinigende Flohstiche durchschlafen konnte? – Dass ich in den ersten Wochen hier immer Hunger hatte, weil unsere Familie ja seinetwegen eine Portion weniger zu essen bekam, da er ja nicht auf dem Feld arbeitete? – Dass ich davon träumte, wie ich als Kind zum benachbarten Bäcker ging, um für fünf Pfennig ‚*Kuchenbrinkel*‘ (Krümel, die beim Zerteilen von Kuchen oder Gebäck in der Bäckerei anfielen) zu kaufen und wie gut sie schmeckten? – Damit hätte ich ihm bestimmt nicht geholfen, und so sagte ich überhaupt nichts mehr.

Die Rüben waren vereinzelt, andere Arbeiten musste erledigt werden. Wir wurden jetzt früh morgens von einem

Aufseher abgeholt und marschierten in einer Gruppe zum staatlichen Gutshof. Dort wurden die Arbeiten eingeteilt. Zusammen mit tschechischen Landarbeitern ging's dann auf die Felder. Mit den Landarbeitern kamen wir jetzt ganz gut aus. Sie hatten zwar jemanden, der unter ihnen stand, aber das nutzten sie nicht aus. Sie behandelten einen fast wie ihresgleichen. Ab und zu bekamen wir auch etwas zugesteckt.

Ich avancierte zu einem Pferdeführer und bekam ein Paar Pferde zugewiesen. Man musste sie früh einspannen und auf die Äcker hinausfahren. Abends wurden sie von mir vor dem Rückmarsch ins Lager in den Stall geführt, abgezäumt und gestriegelt. Zwischenzeitlich sammelte sich die Gruppe, ich stiess dazu und wir marschierten mit einem Aufseher zum Lager zurück.

Als Pferdeführer hatte ich auch eine weniger ruhmreiche Aufgabe wahrzunehmen. Wenn jemand von uns Barackenbewohnern vor Unterernährung, Kreislaufversagen oder Überanstrengung durch die ungewohnte körperliche Arbeit starb, hatte ich den Leichnam mit meinem Leiterwagen zum Friedhof zu transportieren. Als erste starb eine ältere Frau. Der Lagerleiter half mir, sie in eine Kiste zu legen. Vorher wurde sie nackt ausgezogen, und die Kleider und Schuhe unter den noch Lebenden verteilt. Ich hatte noch nie einen nackten Leichnam gesehen. Wie alt mag sie geworden sein? Sie sah schrecklich aus, die Knochen zeichneten sich unter der wie gelbes Leder schimmernden, faltigen Haut ab. Die Brüste hingen wie Lappen rechts und links an ihrem Körper herab, und das Gesicht schien eine hämische Grimasse zu schneiden. Ich schauderte, als ich ihre eiskalten Beine fasste, um sie in ihre letzte Ruhestätte zu legen. Sie war viel leichter als ich vermutete. Die ande-

ren Mitbewohner sahen zu, wie ich mit meinem Gespann und der Kiste auf dem Leiterwagen los trabte. Ich bekam nicht mit, ob jemand weinte.

Einmal wäre ich fast strafversetzt worden. Mit den Pferden fuhr ich einen vollen Jauchewagen auf ein entferntes Feld. Mitten auf dem Weg lag ein grosser Stein. Ob ich den Wagen rüberbringe? Krach, die Deichsel schlug zur Seite aus, und der Wagen stand. Nun versuchte ich durch Vor- und Rückwärtsfahren im wahrsten Sinne den Karren aus dem Dreck zu bekommen. Die Räder gruben sich immer tiefer ein. Schliesslich lief ich zu einem Landarbeiter, der mit seinen Pferden auf dem Nachbarfeld ackerte. Der war bekannt für seine leistungsstarken Pferde und sein darüber eingebildetes Getue. Mit mürrischem aber stolzen Gesicht spannte er seine Pferde an die Deichsel des Jauchewagens vor meine Pferde. Mit «hüh» und «hott» versuchten wir den Jauchewagen los zu bekommen. Besser wäre es gewesen, ihn rückwärts raus zu ziehen. Er aber wollte die Kraft seines Gespannes unter Beweis stellen. In der Zwischenzeit waren wir von weiteren Landarbeitern umringt. Unter deren Gejohle und den Peitschenhieben bäumten sich die Pferde auf, ein Krachen und die beiden Pferde rasten mit der abgerissenen Deichsel davon. Die anderen Landarbeiter brüllten schadenfroh. Jetzt musste die kostbare Jauche auf dem Weg abgelassen werden, und der so erleichterte Wagen konnte ins Gut zurückgeschoben werden. Der Pantator hätte mich am liebsten erschlagen, so wütend war er. Die anderen Landarbeiter hielten ihn aber zurück, und schoben die Schuld für das Malheur dem nicht beliebten Kollegen in die Schuhe.

Aber auch hier wurde ich immer wieder an meine Situation eines Strafarbeiters erinnert. Eines Tages erwischte

es mich. Ich bekam hohes Fieber, mir war schwindlig, und ich konnte kaum laufen. Ich wollte nicht zur Arbeit. Ich wurde aus der Baracke vom Nachtlager geholt, mit Knüppeln zu den Pferden gejagt und musste raus aufs Feld zum Eggen. «Deutsche nix Fibber! Deutsche arbeit oder tot!» schrie mich der Pantator an. Wenn mir schwarz vor den Augen wurde, legte ich mich auf die Egge. Die Pferde wussten selbst, wo es lang ging. So schaffte ich mein Pensum, die auf dem Acker gezogenen Linien waren schief und krumm, aber mir ging es langsam besser.

Einmal brach ein grosser Bulle aus. Er wurde zum Decken einer Kuh geführt, aber er hatte keine Lust dazu. Er riss sich los, raste wutschnaubend auf dem riesigen Gutshof hin und her, nahm die Leiterwagen auf die Hörner, dass es nur so splitterte. Wir sprangen alle in Deckung, die Pferde scheuten und jagten davon. Der Bulle wollte folgen. Da sprang ein kleiner dicker Vorarbeiter vor den Bullen, brüllte ihn an und schlug mit einem dicken Stock auf seine Nüstern. Wir waren starr vor Schrecken. Der Bulle aber auch, denn er blieb stehen und liess sich in den Stall zurück prügeln. Irgendwie fühlte ich mich an meine Situation erinnert.

Eines Abends kam ich ins Lager zurück und ich merkte, wie mich die Kinder, zurückgebliebene Alte und Kranke so merkwürdig ansahen. Da kam auch die Ema mit verweinten Augen angelaufen, streichelte meinen Kopf und sagte: «Vati ist tot.» Ich war erstaunt. Ich empfand eigentlich gar nichts. Das war wieder so ein unwirklicher Traum! Wann werde ich endlich aufwachen?

In der Kammer lag mein Vater, blass, fast zu einem Skelett abgemagert. «Wie zerbrechlich er aussieht,» war mein Gedanke. Dann fiel mir ein, dass er in den letzten Wochen

kein einziges Wort mit mir gewechselt hatte. Wenn ich vom Feld kam, lag er in unserer Kammer auf dem Boden im Stroh, sprach kein Wort, starrte nur an die Decke. Wenn ich ihn anredete, wandte er mir den Kopf zu und schaute in meine Richtung. Ich hatte den Eindruck, er sah durch mich hindurch. Mir wurde dann angst und bange, und ich ging wieder schnell ins Freie. Einmal, erzählte Mutter, wäre er von einem tschechischen Arzt untersucht worden. Der hat nur gesagt: «Sie haben Hungerödeme, Ihnen fehlen Vitamine und kräftige Nahrung. So machen sie nicht mehr lange!» Medikamente bekam er keine. «Für Deutsche haben wir keine Arzneien, auch nicht für deutsche Ärzte!» Jetzt hatte sich die Diagnose bestätigt. Wie ich in sein fahles, eingefallenes, lebloses Gesicht sah, konnte ich für einen Moment sein Grauen nachempfinden. Wie schrecklich hatte es für ihn gewesen sein müssen, hier unfähig herum zu liegen. Er, der den Kranken, die zu ihm kamen, bis zur Selbstaufopferung geholfen und der Pflichterfüllung als oberste Maxime seines Handelns angesehen hatte, musste hilflos zusehen, wie sein Lebenswerk und seine Familie zugrunde gingen. Nun war er erlöst und «was hat er jetzt von seinem Leben gehabt? – Wo lag hier der Sinn?»

Am nächsten Tag bekam ich den Auftrag, den Leichnam auf den Friedhof nach Svärov zu fahren, wie bereits drei der bis dahin Umgekommenen. Mein Vater wurde in eine Kiste gepackt, auf den Leiterwagen gehoben, und zusammen mit einem Aufseher fuhr ich ihn mit meinen Pferden ins Nachbardorf zum Friedhof. Dort wurde die Kiste abgeladen, und ich musste wieder zurückfahren. Das war der Abschied für immer. Ob, wann und wie er beerdigt wurde,

bekamen wir nicht zu hören. Meine Mutter bestand auf einen Totenschein. Sie bekam ihn, als wir im Spätherbst vom Gut abtransportiert wurden. Auf ihm war mit wenigen Worten seine ganze Tragödie manifestiert. Dort stand auf Tschechisch: Dr. Johannes Hantke, Arbeiter auf Cervený Újezd; geboren in Kattowitz, Polen; wohnhaft in Opeln, Deutschland; gestorben am 27.9.45 in Hájek, Tschechoslowakei. Als Todesursache wurde die Krankheit bescheinigt, die in allen Arbeitslagern der Welt den dort Umgekommenen untergeschoben wird: «Herzversagen»! Erst Jahre später – 1969 – konnte ich nur anhand dieses Beleges die Stelle seiner letzten Ruhestätte aufsuchen. Ob die Gebeine aber wirklich dort ruhten, konnte ich nicht erfahren.

Die Zeit verging. Ich lebte wie in einem Trancezustand. Früh aufstehen, in der Gruppe zum Gut marschieren, Pferde einspannen, ackern, ausspannen, ins Lager zurück. Tag für Tag dasselbe. Eines Tages trat für mich eine wunderbare Unterbrechung ein. Wir marschierten gerade ins Lager zurück, der Aufseher voran, als wir einen langsam in dieselbe Richtung gehenden Mönch überholten. Er war anscheinend tief in seine Gebete versunken. Als ich an ihm vorbeikam, riss er seine Kutte auf, holte ein Päckchen heraus, stieß es mir unter die Jacke und ging betend, als wäre nichts geschehen, weiter. Das ging alles blitzschnell. Hatte jemand etwas gemerkt? Ich presste das Päckchen an mich und lugte aus den Augenwinkeln zu meinen Nachbarn. Anscheinend niemand, denn alle trotteten wie immer mit denselben ausdruckslosen Gesichtern dahin.

Ich stürzte in unsere Kammer und zog das ganz warme Päckchen unter der Jacke hervor. Es entpuppte sich als eine wasserfeste Tüte mit Klößen, Schweinebraten und

Sauerkraut. Ausserdem lag ein Zettel bei, auf dem etwas skizziert war. Das interessierte mich zunächst nicht. Zuerst wurde das Essen heruntergeschlungen. War das ein Festmahl! Jetzt war Zeit, den Zettel zu entziffern. Eine geschlängelte Linie zog sich an einigen Rechtecken entlang. An einer Ecke war auf der Linie ein Kreuz eingezeichnet mit einem Datum und der Zahl zwölf ein viertel. Was sollte das? – Endlich kam ich dahinter. Die Schlangenlinie stellte die Mauer dar, die sich an unserer Baracke (ein kleines Rechteck) und den benachbarten Scheunen des Gutes (grosse Rechtecke) entlang zog. Vielleicht sollte ich mich an dem betreffenden Tag – er stellte sich als Sonntag heraus – um 12.15 Uhr an der bezeichneten Stelle einfinden.

Ich inspizierte unauffällig die Mauer. Ich hatte sie früher überhaupt nicht bemerkt. Sie hatte wirklich – wie skizziert – gegenüber der einen Scheune eine Ecke. Die Mauer war dort nicht einzusehen, da sie von dichtem Gebüsch verdeckt wurde. Hinter der Mauer musste ein Wald oder ein Park sein.

Es war noch nicht Erntezeit, und so brauchten wir sonntags nicht zu arbeiten. Ich hörte die Glocken einer Kapelle zwölf Uhr schlagen. Noch ein paar Minuten, dann schlenderte ich möglichst unauffällig zum bewussten Gebüsch, in dem ich verschwand. Es war recht dunkel, roch ganz moderig; hier war lange Zeit niemand gewesen. Unvermutet sah ich in der Ecke eine uralte, schmale schmiedeeiserne Tür. Kaum war ich da, ging sie einen Spalt auf, ich wurde gepackt und übergezogen. Ein Mönch stand da und schaute mich lächelnd an. Er war mit einer braunen Kutte bekleidet. Die Kapuze hatte er über den Kopf gezogen, darum konnte ich sein Gesicht kaum sehen. Nur so viel erkannte ich, dass er im Gegensatz zu uns und auch

den tschechischen Arbeitern gut genährt war. Er legte den Finger auf den Mund. Dann deutete er auf sich und sagte «Frater Kuchasch». Er lief durch das dichte Gebüsch mit einer Behändigkeit, die ich bei seiner Körperfülle nicht für möglich gehalten hätte. Er winkte mir, ihm zu folgen. Ich eilte hinter ihm her.

Bald sah ich aus dem Wald eine weisse Hauswand auftauchen. Er ging eine Treppe hinunter, der Klosterbruder schloss eine Tür auf, und durch einen Kellergang führte er mich in einen weiss getünchten, für meine Begriffe unglaublich sauberen Raum. Die Decke bestand aus wuchtigen Gewölben. Durch das ebenerdige Kellerfenster schien die Sonne auf einen geschrubbten Holztisch, um den sorgfältig ausgerichtet Stühle standen. Es gab keinen Wand schmuck, nur ein grosses Holzkreuz mit einer geschnitzten Jesusfigur. Er deutete mir an, mich zu setzen und verschwand durch eine Tür. Ich schaute aus dem Fenster. Ich sah in einen Garten, der von einem Kreuzgang umrahmt war. Ich befand mich in einem Kloster. Jetzt fiel mir ein, dass wir beim täglichen Marsch zur Arbeit immer einen breiten Weg kreuzten, der im Hintergrund an einem grossen Tor endete. Hinter dem Tor war ein kleiner Kirchturm zu sehen. Das war das Kloster Häjek, ein Loreto-Gebäude. Hier drin war ich nun.

Nach ein paar Minuten kam mein Begleiter wieder, in den Händen hielt er ein Tablett und auf dem Tablett – ich glaubte, dass ich träume, so toll duftete es! Er stellte Schüsseln und Teller mit dem Besteck auf den Tisch ab, zeichnete mit der rechten Hand ein Kreuzzeichen in die Luft und zog sich zurück. Jetzt langte ich zu. Es war ein Essen, wie ich es nur vor dem Krieg von Zuhause her

kannte. Ich legte keine Ruhepause ein, bis alle Schüsseln leer waren. Ich war nicht nur satt, sondern fühlte mich wie im Himmel. Aus den oberen Räumen hörte ich die gregorianischen Gesänge der Mönche. Sie strahlten eine überirdische Ruhe und Zufriedenheit aus. Der Kontrast zu meinem bisherigen Dasein rührte mich zu Tränen. Ich schlief ein.

Als ich aufwachte sah ich den Frater Kuchasch in einer Ecke sitzen und beten. Ich räusperte mich, er sah auf, lächelte und sagte etwas auf tschechisch. Dann schlug er ein Kreuzzeichen, winkte mir zu, und wir gingen den Weg, den wir gekommen waren, wieder zurück. An der Mauertür steckte er mir noch ein Päckchen zu und einen Zettel. Ich schlich mich wieder zurück in unsere Kammer und ins «reale Leben». Einen grösseren Kontrast kann man sich nicht vorstellen.

Mutter, Schwester und Ema erwarteten mich. Ich packte das Mitbringsel aus. Es waren wieder Esssachen in der Tüte. Ich konnte nicht mehr. So durften sich die anderen nicht nur satt essen, sondern konnten in Erinnerungen an bessere Zeiten schwelgen. In der Nacht mussten wir alle raus und uns übergeben. Wir waren das gute Essen nicht mehr gewöhnt!

Auf dem Zettel stand wieder ein Datum und eine Uhrzeit. Natürlich war ich wieder zur Stelle und wurde vom Frater Kuchasch abgeholt, bewirtet und mit einem «Fresspaket» zur Mauer zurückgebracht. Diesmal waren wir beim Essen vorsichtiger. Wir schlangen alles nicht mit Gier in uns hinein, sondern genossen es ganz langsam. So behielten wir das Festmahl bei uns.

Bis zum Ende der Erntezeit im Oktober versorgte uns so der hilfreiche Mönch alle zwei bis drei Wochen einmal. Uns war klar, dass er damit ein grosses Risiko einging;

aber es ging damals alles gut. Ich glaube, er hat mitgeholfen, dass ich mit dem Rest meiner Familie aus diesem Loch lebend herauskam. Erst viele Jahre später erfuhr ich einiges über die spätere Tragödie dieses Klosters und deren Bewohner unter dem kommunistischen Regime: Das Kloster wurde verstaatlicht, und die Mönche wurden verhaftet und verschleppt. Das Kloster wurde danach von russischen Truppen belegt. Die Fussböden wurden aufgestemmt, Wände eingerissen, Altäre und Wandschmuck geplündert und zerstört. Der das Kloster umgebende Wald und die zugehörigen Gärten verwilderten, das Kloster verfiel. Davon hatte ich jetzt noch keine Ahnung. Ich wusste nur, hier war ein Mensch, der unter Lebensgefahr uns half.

Es kam der Herbst und die Erntezeit. Ich hatte mich an mein Leben gewöhnt. Bis auf die Flohplage: Abends wurden die Decken ausgeschüttelt, und dann ging es auf Floh-jagd. Trotzdem liess uns das Ungeziefer nachts keine Ruhe. Unser grösster unerfüllbarer Wunsch: Eine Nacht ohne Flohstiche durchschlafen.

Irgendwelche Gedanken über die Gegenwart oder gar die Zukunft machte ich mir nicht. Früh ging's raus aufs Feld, das gemähte Korn zusammenraffen, binden und in Puppen aufstellen. Abends: Heimweg, essen, schlafen. Nur wenn die Mähmaschine ein Rehkitz tödlich verletzte, dachte ich über den Sinn des Lebens nach, konnte jedoch keinen entdecken. Ich empfand plötzlich das ganze Leben, egal ob von Mensch oder Tier als eine einzige Grausamkeit. Die Rehkitze liefen nicht weg, sondern duckten sich im Getreide, weil sie hofften, dass man sie in ihrem Versteck nicht finden würde. Nach solch einem Gemetzel hielt der Lenker der Mähmaschine sein Gespann an. Aus

Erfahrung hatte er einen grossen Knüppel neben sich auf dem Sitz, mit dem er das so schwer verletzte Tier erschlug. Er packte es in einen Sack, sagte niemandem etwas und nahm es als willkommene Ergänzung seines Speisezettels mit nach Hause.

Wenn man Glück hatte, wurde in der Nähe von Feldern mit dem jetzt reifen Mohn gearbeitet. Dann verschwand ab und zu einer oder eine von uns ins benachbarte Mohnfeld, um die eintönige Massenverpflegung individuell aufzupäppeln. Ich habe nie mehr wieder grössere und schönere, knackigere Mohnkapseln gesehen. Nach solchen Zusatzrationen konnte man auch wunderbar tief schlafen.

Als dann die Getreidefelder abgeerntet waren, kamen die Rüben und Kartoffeln an die Reihe. Alles musste von Hand aufgeladen werden. Ich war froh, dass ich mit meinem Pferdegespann die vollen Wagen zu den Silos fahren konnte: Während der Fahrt ruhte ich mich etwas aus. Als jetzt die Rüben und Gemüse reif waren, wurde die Verpflegung mit rohem Frischgemüse aufge bessert. Alle Arten von Rüben wurden versucht. Am wenigsten schmeckten die Zuckerrüben, die waren ekelhaft süss-bitter. Da waren die Futterrüben schon besser. Am besten waren die Kohlrüben, auch Wrucken genannt. Aber auch roher Kohl schmeckte nicht schlecht – im Vergleich zu unserer Massenverpflegung.

Dann wurden die unüberschaubar grossen abgeernteten Felder umgeackert. Es fuhren riesige Dampfmaschinen vor, Stahlseile wurden von einem Rand des Feldes zum anderen gespannt. An den Stahlseiten hing eine Stahlkonstruktion mit bis zu zehn parallel angeordneten Pflugscharren. Die Stahlseile wurden über eine Haspel mit den Maschinen verbunden, und los ging's.

Das heisst, zunächst gab es grosses Gepfeife und Gezi-sche, Taue verwickelten sich, rissen; aber schliesslich zogen die Pflüge ihre Bahnen über die riesigen Felder und warfen die schwarz glänzende Erde wie eine erstarrte Welle neben die Furche. Ich war tief beeindruckt, denn ich hatte noch nie solche riesige Feldmaschinen auf Bildern gesehen, viel weniger in Oberschlesien während der Arbeit beobachten können.

Dann kam das Erntefest. Es gab ein grosses Fest vor dem Kloster. Beim Heimkehren von der Arbeit sahen wir, wie Schiessbuden, Verkaufsstände und Karussells aufgebaut wurden. Am nächsten Tag hörten wir Musik, freudiges Singen, Gelächter; wir aber durften nicht raus. Ich war darüber gar nicht unglücklich, denn wir hatten ja auch kein Geld, um uns etwas zu kaufen oder um uns zu amüsieren. Trotzdem empfand ich es als eine grosse Ungerechtigkeit, dass wir hier eingesperrt waren, obwohl ohne uns die Ernte nicht eingebracht worden wäre.

Mit der Zeit wurde es besonders nachts immer kälter. Wie sollte es weitergehen? In dem Haus waren keine Öfen. Die Fenster waren zersplittert. Abends gab es nichts Warmes weder zu essen noch zu trinken. Nun, wir brauchten uns keine Gedanken darüber zu machen. Wir erhielten eines Tages die Mitteilung, unsere Sachen zu packen, und am nächsten Tag wurden wir wie anfangs auf einen Anhänger verladen. Es war nicht mehr ganz so eng auf der Plattform wie vor einem halben Jahr während der Herfahrt, denn wir waren jetzt fünf Passagiere weniger. Der Tod hatte seinen Tribut von den Schwachen gefordert.

Ein Traktor wurde vorgespannt, und wir rollten wieder einmal einem unbekanntem Ziel entgegen.

Diesmal wurden wenigstens keine Steine geworfen.

Als Kriegsgefangener im Kohlebergwerk in Kladno

Das Gespann mit den vom Gut entlassenen Zwangsarbeitern fuhr durch Kladno. Die Stadt sah nicht einladend aus. Schmutzige Strassen und Plätze, der Putz fiel von den grauen Häusern, und was mir besonders auffiel: überall Fabrikschomsteine und Abraumhalden. Ich dachte schon, wir fahren wieder aus der Stadt heraus, da bog der Traktor in eine Stichstrasse ein. Die Strasse endete an einem grossen Tor. Rechts und links vom Tor erstreckte sich über viele hundert Meter ein hoher Stacheldrahtzaun. Hinter dem Zaun standen viele Holzbaracken, eine neben der anderen. Dazwischen Menschen. Alle hatten eine Nummer an ihren Kitteln. Es war das Arbeitslager Dubi.

Das Tor öffnete sich. Wir fuhren rein und auf einen Platz, wo wir von bewaffneten Uniformierten schon erwartet wurden. Wir mussten vom Anhänger absteigen, unser Hab und Gut abladen und vor der Bewachung antreten. Einer der Bewacher – vielleicht der Lagerleiter – trat vor uns. In einem militärischen Ton herrschte er uns in einem gebrochenen Deutsch an, dass wir hier für unsere Untaten büssen und durch unsere Arbeit Wiedergutmachung leisten müssten. «Wofür?» dachte ich. Aber weiter zu denken hatte ich keine Zeit. Wir bekamen Decken zugeworfen und mussten in Reih und Glied zu einer Baracke marschieren. Zuvor hatten wir Nummern zugeteilt bekommen. Wir hatten ab sofort keinen Namen mehr. Damit verloren wir das Menschsein. Jetzt waren wir nur noch Nummern. Ich hatte den Eindruck, dass das jetzt viel besser zu uns passte.

In den Baracken standen zwei- oder dreistöckige Bettgestelle und einige Holzschränke. Die Räume waren je-

weils mit zwanzig bis dreissig Nummern belegt. Es war hier relativ sauber, denn für jede Woche wurden Alte, Kinder oder Nichtarbeitsfähige zum Schrubben und Stubbendienst eingeteilt.

Früh morgens war Morgenappell. Man musste antreten, die Nummern wurden durchgezählt, mit dem Patientenstand verglichen, und dann wurden wir zu den unterschiedlichsten Arbeiten abkommandiert. Heute würde ich sagen, es war ein ganz normales Zwangsarbeitslager.

In dem Lager blieb ich etwa zehn Tage. Mal hatte ich Strassenfegen, mal Bauschutt wegräumen, insgesamt war die Arbeit bei Weitem nicht so anstrengend wie auf dem staatlichen Gut. Bewacht wurden wir während der Arbeit nicht, denn wir waren gekennzeichnet: wie die Zwangsarbeiter unter den Nazis mussten wir unsere Lagernummern deutlich sichtbar auf unseren Kitteln tragen. Ich dachte an einen der letzten Tage des Krieges in Glatz, als ein Trupp Strafgefangener – vielleicht waren sie aus einem Konzentrationslager – in ihrer gestreiften Sträflingskleidung mit Nummern gekennzeichnet – durch die Stadt geführt wurden. Sie sahen halb verhungert aus. Was war damals mit ihnen geschehen? Ich fragte mich, was wird mit uns geschehen? Werden wir jemals hier rauskommen?

Von den Tschechen, für die ich arbeitete, wurde ich gut behandelt und bekam mittags auch zu essen. Ich dachte darüber nach, ob sich der Hass in der Zwischenzeit gelegt hatte, oder ob wir während des Zusammenbruchs doch nur einer verwirrten Minderheit begegnet waren. Vielleicht kann man nicht von den Tschechen oder den Deutschen sprechen, sondern es gibt hier und dort gute oder schlechte Menschen!

Eines Tages wurde ich in dieser Überlegung bestärkt. Ich erhielt den Auftrag, mit einem Leidensgenossen in der Stadt einen Hinterhof aufzuräumen. Als ich ein menschliches Bedürfnis verspürte, verschwand ich auf einer Toilette. Die Toilette hatte ein kleines Fenster. Ich schaute hinaus und sah zufällig, wie eine Frau zwei grosse Teller mit Suppe brachte, mit dem Alleingelassenen sprach – wahrscheinlich fragte sie, wo ich sei – und wieder verschwand. Kaum war sie weg, fischte mein ‘Kamerad’ die Fleischstücke aus meinem Teller und verschlang sie. Ich war wie erschlagen. Nie hätte ich das einem deutschen Mitgefangenen zugetraut. Als ich wieder zurückkam, schaute ich ihn an. Er sagte nichts, ich auch nicht, denn ich schämte mich so sehr für ihn!

Mit der Zeit merkten die Aufpasser, dass die Arbeit hier im Lager für mich offensichtlich eine zu geringe Belastung darstellte. Eines Tages wurde die Nummer 2678 – das war ich – ausgerufen. Sie erhielt die Order, ihre Siebensachen zu packen und sich für den Abmarsch mit einigen anderen Ausgewählten in ein Nebenlager in Motycin bereit zu machen. Ich wusste, dass in diesem Arbeitslager die Zwangsarbeiter eines Bergwerks untergebracht waren. Mir war’s egal, aber Mutti war ganz aufgeregt. Bis jetzt waren wir nicht getrennt worden, sollte jetzt das Unglück geschehen? Ich beruhigte sie, und sagte, dass ich ja dem Hauptlager angeschlossen bliebe. Von dem Bergwerk sagte ich ihr nichts.

Wieder wurde ich mit meinen Leidensgefährten auf einen Anhänger verfrachtet und ab ging’s zunächst in eine Entlausungsanstalt. Ich hatte mich schon vorher gewundert, dass es in dem Lager in Dubi keine Flöhe gab. Jetzt wurden wir von

Meine Kennnummer
als Zwangsarbeiter
im Arbeitslag Dubl/
Kladno.
Sie musste, wie in den
Konzentrationslagern
sichtbar, auf der Klei-
dung getragen werden.



STŘEDOČESKÉ UHELNÉ A ŽELEZORUDNÉ DOLY
NÁRODNÍ PODNIK Kladno

VÁS DOŘIS
Kladno, 20. dubna 1949.
VEČ
UVEĎTE V COPOVĚH D6/2145/49/Cs.

P o t v r z e n í .

Závodní správa dolu Gottwald v Hnidousích potvrzuje, že
německý příslušník H a n t k e, nar. 9./5.1930 v Opeln,
bydl. Rostock 3, Laurembergstrasse 14., pracoval na našem závodě jako
báňář, válečný zajatec pod zemí od 8. prosince 1945 do 10. července 1946
Toto potvrzení se vystavuje jmenovanému na jeho vlastní
žádost.

Národní podnik
STŘEDOČESKÉ UHELNÉ A ŽELEZORUDNÉ DOLY
Závodní správa
dolu GOTTWALD, Hnidousích

Telefon :
Dubn 2141 2142

Telegramy :
Dob Kladno

Řídké úřady :
Praha 41, 624 Praha

Arbeitsbestätigung über das Arbeiten unter Tage als 15-jähriger
Kriegsgefangener im tschechischen Kohlebergwerk bei Kladno von
Oktober 1945 bis August 1946.

Läusen geplagt. Ob sich Läuse nicht mit Flöhen vertragen? Dann mussten wir unter eine Dusche. Während ich das warme, saubere Wasser genoss, überlegte ich, wie viele Monate ich mich nicht mehr gebadet oder geduscht hatte.

Nachdem wir anschliessend an ein Dampfstrahlbad mit Unmengen von Insektenpulver bestäubt worden waren, bekamen wir unsere desinfizierte Unterwäsche, Hosen, Hemden zurück. Dann wurden wir mit wattierten Jacken (wir nannten sie Russenkittel) und Holzschuhen versorgt. An den Jacken waren unsere Personal-Nummern befestigt. Ich stellte fest, dass ich jetzt die Nummer 302 war. Ob sich dadurch auch meine Persönlichkeit geändert hatte? Dann ging es ins neue Lager.

Das Lager bestand aus einem Schlafsaal, der mit vielleicht vierzig dreistöckigen Bettgestellen voll war. Es schien ein ehemaliger Tanzsaal eines Gasthauses gewesen zu sein. An der Vorderfront am Eingang stand eine Tischreihe, dahinter Stühle. Dort sassen Tag und Nacht die Wachposten. Sie sahen aus wie Hilfs-Sheriffs. Wenn sie mit ihren Maschinenpistolen hantierten, hatten wir immer Angst.

Wie sich später herausstellte, war diese Angst nicht unbegründet. Eines Nachts ballerte jemand mit einer Maschinenpistole los. Mit einem Ruck sprang ich, besser flog ich von meiner Pritsche im dritten Stock auf den Erdboden in Deckung. Ein älterer Wachposten hatte seine Waffe gereinigt, zusammengesetzt und schoss wie wild in die Decke! Er hatte anscheinend geglaubt, die Waffe sei gesichert oder nicht geladen! Ich sah, dass sich auch seine Wachgenossen auf den Boden in Deckung befanden. Zum Glück war niemand verletzt worden.

Das geschah dann später, jetzt mussten wir erst einmal vor den Tischen der Wache antreten, und jeder bekam einen Spind an der Seite des Saals und ein Bett zugeteilt. Die bisherigen Bewohner begafften uns neugierig. Sie waren alle älter als ich. Wie ich später mitbekam, waren auch ein paar unentdeckte Soldaten der Waffen-SS darunter.

Wir wurden den drei Schichten: Früh-, Mittags- und Nachtschicht, zugeteilt. Jede Schicht bestand aus rund vierzig Mann. Es waren hier Männer aus allen Berufszweigen zur Zwangsarbeit im Bergwerk eingesetzt, keiner hatte früher in einem vergleichbaren Beruf gearbeitet. Einer war Kapellmeister, ein anderer Lehrer, Bauer, Handwerker oder auch ungelearnter Hilfsarbeiter. Ich war der Jüngste, aber nicht der Schwächste. Wenn ich unter der Dusche die älteren, klappriegen Männer über vierzig sah, hatte ich Mitleid mit ihnen. Ich musste an meinen Studienrat für Kunsterziehung in Oppeln denken. «Nackt ist der Mensch am schönsten!» war eines seiner geflügelten Worte. Hier wurden sie ad absurdum geführt. Am meisten bedauerte ich einen ehemaligen Barpianisten, der sich immer wieder fragte, ob er jemals wieder werde Klavierspielen können. Ich hatte früher als Kind Klavierunterricht gehabt und sah meine Hände an. Sie sahen alles andere als Pianistenhände aus. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass ich nie berufsmässig hätte Klavierspielen wollen.

Zuerst arbeitete ich während der Nachtschicht Übertage: Als Arbeitsort wurde mir die Abfüllanlage an einer Lastenseilbahn zugewiesen. Hier wurden die an Schienen hängenden Stahlwannen mit Abraum oder Asche aus dem Kraftwerk beladen, ans Zugseil geklemmt und fort ging's zur Halde. Ein tschechischer Vorarbeiter, der die Anlage beaufsichtigte,

zeigte mir, was ich tun sollte. Wir standen auf einer Stahlplattform an dem einen Ende der Seilbahn. Die am Tragseil hängenden Kippwannen kamen mit der Oberseite nach unten leer von der Abraumhalde angegondelt. Sobald sie von dem Tragseil auf die Gerüstschiene rollten, löste sich die Klemme vom Zugseil. Ich musste die Wannen genau vor den Fülltrichter schieben und sie dabei wieder in Auffangposition umkippen und verriegeln, so dass sie gefüllt werden konnten. Dann zog ich an einem Klappenriegel am Silo, und das Füllgut rauschte in die Lore. Der Schieber musste schnell wieder geschlossen werden, wenn die Wanne voll war! Wenn zu wenig drin war oder Füllgut überlief, bekam ich Ärger. Danach wurde die gefüllte Hänge-Lore weggeschoben, mit dem Zugseil verklemmt und sie verschwand schaukelnd in der Dunkelheit. In der Zwischenzeit war schon die nächste leere Lore angekommen, und die Prozedur ging wieder von vorne los. Man musste sich ranhalten, damit kein Stau entstand.

Die Arbeit war einem tschechischen Mädchen aufgetragen worden. Obwohl sie recht kräftig aussah, war sie mit der schweren körperlichen Arbeit nicht klar gekommen. Jetzt half ich ihr. Trotz aller Widrigkeiten hatte mir die Arbeit auf dem Lande körperlich gut getan, und so bereitete mir diese Tätigkeit keine Schwierigkeiten. Bald schaffte ich die Arbeit allein, sehr zur Freude des Vorarbeiters und der Tschechin. Er zog sie immer öfter in eine dunklere Ecke. Ich sah von ihnen nur noch eine schwankende Silhouette und hörte, wie das Mädchen stöhnte. Ich wunderte mich, dass sie sich eine solche grobe Behandlung gefallen liess. Aber ich konnte mich nicht um sie kümmern, denn ich hatte mit dem An- und Abhängen der

Lastgondeln genug zu tun. Ausserdem kamen sie beide nach einiger Zeit kichernd wieder zurück.

Die Nächte waren kalt, und so freute ich mich, wenn Asche abgefüllt werden musste. Sie war ganz heiss, zum Teil noch glühend. Dann empfand ich es hier oben fast ausserirdisch. Die Tschechen tauchten nur sporadisch auf. Meistens war ich allein. Ausser dem monotonen Geklapper der Maschinerie und dem Gepolter, wenn das Füllgut in die Hänge-Loren stürzte, war es still. Nur ein leises Surren aus den entfernt liegenden Maschinenhäusern und Fördertürmen erfüllte die nächtliche Dunkelheit. Die schwache Beleuchtung tauchte die Bedienungsplattform in ein dämmerndes, rötliches Licht. Die wegschaukelnden, mit noch glühender Asche gefüllten Lastgondeln konnte man wie auf einer Perlenschnur aufgezogene Glühwürmchen in der Dunkelheit verschwinden sehen. Unten, in einiger Entfernung sah man schwache Leuchtpunkte der spärlichen Strassenbeleuchtung, die mit der funkelnden Leuchtkraft der Sterne am Firmament nicht mithalten konnten. Dazu kam der eigenartige Geruch der heissen Asche. Vielleicht gaste sie noch aus und betäubte einem dadurch ein klares Empfinden.

Nach ein paar Tagen der Eingewöhnung, vielleicht auch der Beobachtung war es aus mit dem Arbeiten in der frischen Luft. Trotz meiner erst fünfzehn Jahre wurde ich den Untertage-Arbeitern zugeordnet. Von nun an geht's bergab. Aber im Stillen hatte ich gehofft, doch noch die Welt Untertage kennen zu lernen. Ich empfand das Hiersein wie ein grosses Abenteuer. Das Leid, das ich in den vergangenen Monaten gesehen und selbst erduldet hatte, verdrängte ich. Ich hatte mir aus einem Selbsterhaltungstrieb heraus einen Panzer um

mein Ich angelegt, so dass keine Empfindungen an mein Inneres gelangen konnten und auch keine normalen psychischen Reaktionen ins Bewusstsein drangen. Mir war einzig bewusst, um zu leben (und zu überleben), musste ich hier körperlich arbeiten. Und so gewann ich selbst der menschenunwürdigsten Situation eine verborgene positive Seite ab. Was hätte ich nach meiner Entlassung gross vom Kohlebergwerk erzählen können, wenn ich immer nur oben als Abräumhelfer tätig geblieben wäre? Im Nachhinein erstaunte es mich, dass ich überhaupt mit einem Ende dieser Zwangsarbeit rechnete. Oft hatte ich den Eindruck, ich lief neben mir her und beobachtete mich mit grösstem Interesse wie einen Fremden und war gespannt, wie dieser reagieren wird. Es machte mir Spass, während sturer Routinearbeiten oder während der Märsche zum oder vom Bergwerk, die Situation dieses Menschen in der feindlichen Umgebung zu analysieren und zu überdenken.

Wie auch sonst üblich, trat ich mit der Frühschicht im Saal vor der Wache an, die Nummern wurden aufgerufen. Danach mussten wir noch einmal draussen auf der Strasse in Dreierreihen antreten, es wurde noch einmal nachgezählt und mit einem Wachposten vor uns und einem hinter uns marschierten wir los. Der Marsch zum Bergwerk dauerte etwa zwanzig Minuten. Dort ging es zuerst in die Kaue, einen hohen Raum neben den Duschen. In diesem hingen – je nach dem Arbeitsstadium entweder die Arbeitsklamotten oder die Marschkleidung an Ketten an der Decke. Es stank penetrant nach einem Gemisch aus Schweiss, Urin, feuchter Wolle, Desinfektionsmittel und Seife. Auch die tschechischen Bergarbeiter zogen sich hier um. Unsere Arbeitskleidung sah bald wie ihre aus: Hemden und Hosen vom Kohlenstaub geschwärzt, zerrissen

und abenteuerliche Kopfbedeckungen. Die Klamotten wurden so lange getragen, bis sie auseinanderfielen. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie jemals gewaschen wurden. Nach dem Umziehen hatten wir unsere Nummern abgelegt. Wir sahen nun wie die tschechischen Kumpel aus, man konnte uns äusserlich nicht unterscheiden.

Zum Umziehen wurden die Haken mit den Sachen herabgelassen, ausgetauscht und wieder hochgezogen. Das alles lief so wie gewohnt ab. Heute bekam ich eine Karbidlampe ausgehändigt, und ich wurde einer Gruppe von etwa zehn tschechischen Arbeitern und vier Deutschen zugeteilt.

Ich war aufgeregt. Wir gingen in die Förderhalle. Der Raum war völlig schwarz vor Kohlenstaub. Vor uns standen in Zweierreihen geschwärzte Gestalten vor einem Gatter. Das heisst, die Gesichter und Hände waren weiss, aber die Kleidung schwarz von den vielen Schichten Untertage. Wir stellten uns hinter der Reihe an. Die Halle war erfüllt von Maschinenlärm, Klingeln und Quietschen. Plötzlich ein Krachen, das Gatter flog hoch, und aus dem freigegebenen Raum traten verschmutzte Gestalten in die Halle. Sie sahen aus wie wir, nur waren auch ihre Gesichter schwarz. Es waren die Kumpels der Nachtschicht, die wir ablösten. Ein Teil der Menschenreihe vor uns verschwand im leeren Förderkorb, ein Klingeln, ein Krachen, das Gatter fiel herunter, und der Förderkorb sauste in die Tiefe. Dann waren wir an der Reihe.

Mit Herzklopfen betrat ich den schwankenden Förderkorb. Es war ein Blechkasten. Auf dem Boden waren Schienen eingebaut, denn während des Normalbetriebs wurden die vollen oder leeren Loren, die sogenannten Hunde, hoch

und runter befördert. An den Schmalseiten waren die Falltüren. Kaum waren wir drin, klingelte es, die Tür hinter uns schlug runter, und ich fühlte den Boden unter meinen Füßen schwinden! Mit einer unheimlichen Beschleunigung sauste der Förderkorb los. Es polterte und krachte, dass man nichts anderes mehr hören konnte. Im Schein der Berglampen sah man die Führungsschiene und andere Schachteinbauten nach oben fortfliegen. Es erinnerte mich an eine Geisterbahn, die in Oppeln bei Jahrmärkten aufgestellt wurde. Doch diese hier war viel gewaltiger. Hier bekam ich es umsonst geboten, in Oppeln musste ich dafür bezahlen!

Jetzt bekam ich weiche Knie. Was war denn das? – Nun, der Förderkorb bremste so abrupt, dass man die Knie durchdrücken musste, um nicht einzuknicken. Schliesslich fuhr er an einer kleinen erleuchteten Halle vorbei, schwang wieder hoch, und blieb schliesslich wippend auf der Bodenhöhe der Halle stehen. Wieder ein Klingeln, die Türklappe flog hoch, und wir mussten raus, denn von der anderen Seite drängten schon die wartenden Kumpel zum Ausfahren nach.

Wir standen jetzt in einer schwacherleuchteten, ausgemauerten Halle, die an vielen Seiten von dunklen Löchern unterbrochen wurde. Dies waren die Eingänge zu den Stollen, die zu den verschiedenen Abbauorten führten. Die Halle war erfüllt von dem Surren der Lüftungsventilatoren und vom Stimmengewirr der wartenden und aus den Förderkörben drängenden Kumpel. In den Stollen standen lange Schlangen mit Kohle vollgefüllter Hunde. Sie warteten auf den Abtransport, der dann begann, wenn der Schichtwechsel vollzogen war. Die Kohlebrocken auf den Hunden glänzten

im Schein der Lampen. Manche waren so gross, dass der halbe Hund mit einem solchen Kohlestück fast ausgefüllt war.

Ich wurde durch einige Kommandos aus meinen Betrachtungen gerissen. Ein Mann mit einem Lederhelm teilte die Kumpel ein. Er sah so aus wie die Bergarbeiter in einem meiner früheren Schulbücher. Im Gegensatz zu den abenteuerlichen Arbeitskleidungen der übrigen Kumpel trug er einen relativ sauberen, uniformähnlichen, hellen Drillichanzug, Stiefel und, was mir besonders auffiel, in seinem Helm war eine Lampe befestigt, die viel heller als unsere Karbidfunzeln leuchtete. So hatte ich mir immer die Bergmänner vorgestellt. Wie ich erfuhr, war er der Pan Steiger. Später stellte ich zu meiner Verwunderung fest, dass die meisten technischen Bezeichnungen dem Deutschen entnommen waren, auch die der Funktionsträger wie: Assessor, Steiger und Schiessmeister.

Wir gingen einige Schritte einen der ausgemauerten Stollen entlang bis zu einem Holztor. Wie ich später erkannte, waren zur Wetterführung, das heisst zur Einteilung der Felder für eine ausreichende Belüftung, überall solche Windfangtüren in die Stollen eingebaut. Hinter dem Tor wurde es dann ganz dunkel, denn hierher drang nicht mehr der Schein der elektrischen Beleuchtung aus der Förderhalle. Da merkte ich, was für eine elende Funzel man mir angedreht hatte. Selbst nachdem sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte ich dem Schein meiner Lampe nur ein paar Meter folgen.

Nun waren die Wände und Decken nicht mehr ausgemauert, sondern das Gebirge wurde durch Holzstempel getragen, zwischen denen teilweise Bretter dafür sorgten, dass keine Steine nachfielen. Mir fiel auf, dass hinter der Ver-

schalung gar keine Kohle war. Stattdessen hatten sich Kalk- und Sandsteine der verschiedensten Grösse in den Schlitten zwischen den Brettern verklemmt.

Ich musste sehen, dass ich nicht über die Schienen oder Schienenschwellen oder Weichen stolperte. Sie füllten zweigleisig fast den ganzen Stollenboden aus. Kurz hinter dem Tor blieb der Steiger stehen, und wir warteten. Dann sah ich einen Zug kommen. Das heisst zuerst hörte man ihn rumpelnd nahen. Die E-Lok sah richtig witzig aus. Sie bestand aus einem zu einer Sitzbank umgeformten Motor mit vier Rädern. Auf dem Motor sass rittlings der Lokführer. Er hielt an Isoliergriffen die Stromabnehmer und führte sie während der Fahrt per Hand an dicken Kupfer- oder Stahl-drähten entlang, die zur Stromversorgung dienten. Die blanken Kabel waren in Abständen von ein paar Metern mittels Isolierhaken an den Holz-Stempeln einer der Seitenwände befestigt. An die Lok waren keine Hunde, sondern Wagen angekoppelt, die wie Sitzbänke mit Rädern aussahen. Wir setzten uns Rücken an Rücken auf die Bänke, und los ging die Fahrt durch die Unterwelt. Dann blieb der Zug an einer Weiche stehen, drei Kumpel stiegen ab, der Steiger sagte etwas zu ihnen. Sie winkten mir und einem anderen deutschen Gefangenen zu, ihnen zu folgen. Zuvor bekam jeder von uns beiden eine hölzerne Kanne mit etwa zehn Litern heissem Tee in die Hand gedrückt.

Sie verschwanden in einem schwarzen Loch, hatte ich den Eindruck. Wir trotteten mit den Teekannen hinterher. Das Loch stellte sich als anschliessender, schmaler Stollen heraus. Hier waren die Schienen nur noch eingleisig und hinter

den Holzstreben sah man die blanke Kohle, teilweise als glatte Wand; teilweise versuchten riesige Kohlebrocken zwischen den Stempeln in den Stollen vorzudringen.

Der Stollen wurde immer enger und niedriger. Rums, schon hatte ich mit dem Kopf Bekanntschaft mit einem Deckenholz gemacht. Diese verfluchte Funzel, dachte ich. Die Deckenbalken waren nicht alle in einer Höhe. Durch das ungeheure auf der Decke lastende Gewicht hatten sie sich unterschiedlich abgesenkt. Manche waren bereits geknickt, blieb der Hund hängen, wurde mit der Axt die Bruchstelle abgeflacht. Die Deckenstreben lagen derart im Dunkeln, dass ich die Höhe nicht richtig einschätzen konnte und rums, hatte ich mir schon wieder eine Beule geholt. Wenn man gebückt ging, konnte man nicht nach oben schauen, um die Höhe richtig einzuschätzen. Ging man in die Knie, war man in kurzer Zeit geschafft. Mit der Zeit lernte ich den richtigen Gang: Kopf und Körper schräg nach der Seite umbiegen! So wurde man kleiner und konnte trotzdem nach vorne schauen. Wehe, wenn man sich dabei in der freien Höhe unterschätzte, dann wurde man seitlich eingeklemmt, was im Genick mehr weh tat als sich eine weitere Beule zu holen.

An verschiedenen Stellen führten Stollen links oder rechts ab. Dort waren die Schienenstränge durch runde, in der Fortsetzung der Schienen aufgebördelte, fest verankerte Stahlplatten unterbrochen, von denen dann die Gleise in die Anschlussstellen anschlossen. Wir bogen mal links, mal rechts ab. Mir schien, als gingen wir kreuz und quer in einem Labyrinth herum. Allein würde ich nie mehr herausfinden, sagte ich mir.

Bis dahin war es immer auf gleicher Höhe entlang gegangen. Auf einmal ging es steil bergauf. Am Ende des Hanges

stand eine Haspel, eine Trommel, auf der ein Stahlseil aufgewickelt war mit einem Elektro-Motor als Antrieb. Jetzt wurde mir auch klar, warum so dicke isolierte Kabel in den Stollen verliefen. Der eine Tscheche deutete mir an, dass dies hier mein Arbeitsplatz sei. Ich sagte ihm, dass ich von so einem Apparat keine Ahnung hätte. Er winkte ab, hantierte beispielhaft an einigen Hebeln und ging dann mit den anderen weiter. Ich sah, dass nicht weit von mir eine weitere Haspel stand, die der andere Mitgefangene bedienen musste.

Um mich herum wurde es dunkel. Keine Menschenseele war in meiner Nähe. Trotzdem schien mir, als wäre ich nicht allein. Die ganze Umgebung lebte. Überall knisterte, knackte und bummerte es. Mal lauter, mal leiser. Es war unheimlich!

Bald wurde ich in diesen Betrachtungen unterbrochen, ich sah einen der Tschechen zurückkommen. Das heisst, ich sah zuerst nur einen schwankenden Lichtschein, dann die Lampe, dann ihn. Er ging den Stollenhang hinunter und winkte mir zu, ihm zu folgen. Wir gingen wieder zurück bis zur Einmündung des doppelgleisigen Stollens.

In diesem Versorgungsstollen kam wieder eine dieser Loks an, zog aber diesmal lauter leere Hunde. Zwei Hunde wurden abgekoppelt, und der Zug fuhr weiter. Er schob einen der Hunde auf die Stahlplatte, die als Drehscheibe diente, und versuchte – um mir zu zeigen, wie so etwas gemacht wird – mit einem Ruck den Hund auf der Stahlplatte in die Richtung unseres Stollens zu drehen. Irgendetwas passte ihm jedoch nicht, denn er musste noch einmal nachfassen. Anscheinend war das Drehen zu schwer, der Hund rutschte schwerfällig und kreischend auf der Stahlscheibe. Daraufhin

stellte er sich mit durchgedrückten Rücken vor die Drehscheibe, nestelte an seinem Hosenschlitz und urinierte mit einem bedeutungsvollen Lächeln auf die Stahlplatte. Danach nahm er den zweiten Hund, schob ihn auf die Drehscheibe und ohne grössere Anstrengungen liess der sich in die neue Richtung dirigieren. Dann schoben wir zusammen die beiden Hunde bis an den Anstieg, liessen sie stehen und gingen zur Haspel. Dort drückte er mir einen am Seil befestigten grossen Haken in die Hand, zeigte auf einen Hebel, drehte ihn nach rechts, und das Seil wickelte sich ab. Ich hatte kapiert, dass der Haken jetzt in die entsprechende Öffnung am Hund eingehängt werden musste. Er rief mich wieder hoch. Ich setzte mich hinter die Maschine. Er deutete an, den Hebel jetzt nach links zu drehen und prompt setzte sich die Trommel in Bewegung, wickelte das Seil auf und ich sah den Hund von unten herangewackelt kommen. Das war die Einweisung in meine erste Untertagearbeit. Oben koppelte ich den Hund vom Haken und drehte ihn auf der Drehscheibenplatte. Ich staunte, wie leicht das ging. Das war also die ganze Arbeit: vollen Hund ablassen, zum Versorgungstollen schieben, dort leeren Hund holen, bis zu meiner Haspel schieben, einhaken und hochziehen!

Der andere Deutsche, der bereits einen vollen Hund über die Drehscheibe auf die Seite gefahren hatte, nahm den leeren in Empfang und schob ihn zu seiner Haspel. Mit ihm verschwand im Dunkeln auch der Tscheche. Ich war jetzt mit dem vollen Hund allein in der Finsternis. Zuerst musste ich ihn ein Stückchen auf die Drehscheibe zurückschieben. Das ging schwer, nicht nur wegen des Gewichts, sondern weil er immer wieder über die Scheibe hinweg fuhr. Ich zog

zurück, hin und her, schwups, war er wieder zu weit. Dann versuchte ich ihn zu drehen, ich zog und zerrte, er rührte sich nicht, schliesslich ein Ruck, er gab nach, aber er stand noch nicht in der richtigen Richtung. Trotzdem bewegte er sich. Unter meinem lauten Fluchen rollte er von der Scheibe und mit der einen Achse knirschend in den Boden. Ich versuchte die Achse auf die Schienen zu heben. Der Hund rührte sich nicht. In der Zwischenzeit wurde bereits der nächste volle Hund hergeschoben. Und weil kein neuer leerer nachgebracht wurde, kamen auch die tschechischen Kumpel vom Abbauort und sahen die Bescherung. Sie fluchten wie die Rohrspatzen, aber – für mich war es eine neue Erfahrung – sie misshandelten mich nicht.

Jetzt nahm der Tscheche, der mich eingewiesen hatte, den Haken von der Haspel, hängte ihn in die Loren-Kupplung und schimpfte wild gestikulierend. Ich verstand. Ich hatte unwahrscheinliches Glück gehabt, dass der Hund von den Schienen gesprungen war. Denn die Schienen und die Drehscheibe vor der Haspel hatten eine leichte Neigung zum Abhang. Wäre der Hund nach dem Drehen auf den Schienen geblieben, wäre er ungebremst wie ein Geschoss den Abhang runter gerast, alles zerschlagend, was sich ihm entgegenstellt einschliesslich der Wand- und Deckenstützen. Von jetzt an hakte ich als erstes die vollen Hunde vor dem Drehen ein.

Langsam zog er mit der Winde den Hund an, die ganze Mannschaft schob nach, und mit einem Ruck stand er auf der Scheibe und in der richtigen Richtung. Er klopfte mir auf die Schulter und fragte mich etwas, wobei er auf mich mit dem Zeigefinger zeigte. Ich nannte meinen Namen. Er schüttelte den Kopf. Dann zeigte er auf sich und sagte «Pavel». Oh, er meinte meinen Vornamen. Ich sagte auf mich

deutend Hans. Da nickte er, und von da an hiess ich Jendo, die Verkleinerungsform von Jan, dem tschechischen Hans.

Alle griffen nach der hölzernen Teekanne. Erst jetzt merkte ich, wie heiss es hier unten war. Die Kanne ging reihum, und anschliessend wurde gemeinsam die Drehscheibe bepinkelt. Seitdem drehten sich die Hunde wie geschmiert.

Als der letzte volle Hund abgelassen war, sammelte sich die Mannschaft an der Abzweigung des Hauptschachtes. Jeder hakte seine Lampe irgendwo an die Verschalung und setzte sich auf die an den Stollenrändern herumliegenden Holzstämme. Ich hatte unheimlichen Durst, doch der Tee war schon lange alle. Es war eine Knochenarbeit gewesen, denn ich hatte beim Drehen der Hunde noch nicht den richtigen Dreh raus. Ausserdem stellte ich fest, dass ich von allen die mieseste Lampe besass. Dadurch musste ich ein paarmal hingucken, ob der Hund richtig stand, damit er nicht wieder entgleiste.

Während wir auf den Rücktransport warteten, unterhielt ich mich mit meinem deutschen Leidensgefährten. Es war ein kleiner, dicker, vielleicht siebzehn Jahre alter Junge, mit einem zerknautschten Gesicht. Wie ich erfuhr, gehörte er zu einer Gruppe sudetendeutscher Zwangsarbeiter. Sie nannten ihn wie er aussah: Kudlweidl. Er nahm es nicht übel, und so liess er sich ab jetzt auch von mir nennen.

Er war nicht besonders kräftig, aber geschickt und flink. Er war immer lustig und gutmütig, nur durfte er nicht den Eindruck bekommen, dass man ihn ausnutzen oder betrügen wollte. Ich musste dies eines Tages grausam miterleben.



1933: Da meine Mutter sich als zweites Kind ein Mädchen gewünscht hatte, musste ich bis zur Geburt meiner Schwester 1935 als Mädchenjunge (links neben meiner Mutter) mit gebrannten Locken und Kittelchen herumlaufen.



1937: Mutter mit drei Kindern. Nach der Geburt meiner Schwester durfte ich (Mitte) auch äusserlich ein richtiger Junge sein.



1939: Der obligatorische, von uns Kindern nicht geliebte Sonntagvormittags-Spaziergang.



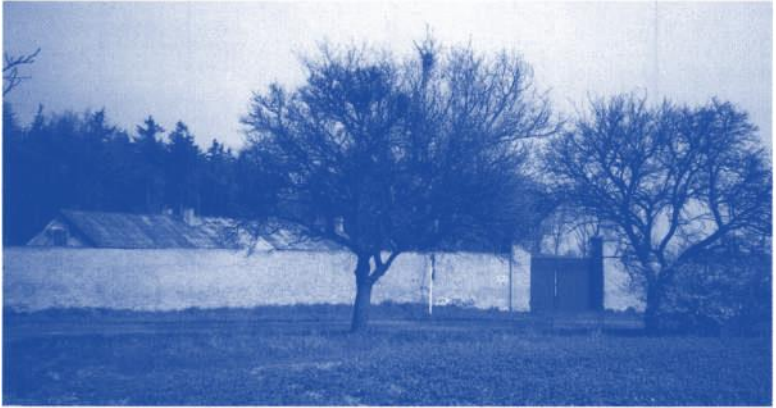
1941: Der stolze Vater mit seinen beiden Söhnen Steffen und ich (rechts).



*1943: Als Hitlerjunge beim Einsatz zum Errichten von Panzer-
sperren in Polen.*



1969: Ich stehe vor dem Bahnhof von Zelezný Brod. Hier sollte ich am 9.5.1945 an meinem 15. Geburtstag von tschechischen Partisanen erschossen werden.



1969: Die Zwangsunterkunft in Hajek, 24 Jahre nach der Internierung – jetzt ummauert. In der Baracke hausten etwa 40 Kinder, Frauen und ältere Männer von Mai bis Oktober 1945, während sie zur Zwangsarbeit auf den Feldern arbeiten mussten.



1969: Der Friedhof von Svarov, den ich besuchte und wo ich vergeblich das Grab meines Vaters suchte, der bei der Zwangsarbeit in Cerveny Újezd 1945 umgekommen war.



Das verwaahlte und halb verfallene Kloster Hajek im Jahr 2000. Ein Mönch dieses Klosters versorgte mich in den letzten Monaten der Zwangsarbeit mit Essen. Nach 1945 wurden diese Patres inhaftiert und verschleppt.



Abbau von Kohle in einem Kohledom, die Mächtigkeit der Flöze betrug bis zu 10 Meter.



Ablassen eines «Hundes» mit einer Haspel.



1948: Auf dem Bauernhof meines Freundes Vollrath in Gross-Schwiesow, links oben befindet sich bereits ein Windgenerator.

Kudlweidl war besonders stolz auf den Brenner seiner Karbidlampe. Dieser hatte eine Doppeldüse, so dass seine Lampe besonders hell leuchtete. Er hatte sich den Brenner für ein Päckchen Zigaretten organisiert und versprach, auch mir gegen entsprechendes Entgelt einen solchen zu besorgen. Wir beide waren eines Tages auf dem Rückweg zum Förderschacht, als wir auf eine andere Gruppe deutscher Gefangener stiessen. Wir kannten sie, unter ihnen war auch einer der unentdeckten Männer der Waffen-SS. Es war ein Vorzeige-Germane: riesig gross, blond, kräftig. Ich hatte ihn jedesmal, wenn ich ihn sah, bemitleidet, wie er fast auf den Knien kriechend durch die niedrigen Stollen schleichen musste, wo wir noch aufrecht gehen konnten. Der ging auf Kudlweidl los, schnappte sich ihn und rief: «Gib mir meinen Brenner wieder, Du hast ihn mir geklaut!» Kudlweidl versuchte loszukommen und beteuerte, es wäre seiner. Er wurde am Kragen ergriffen, durchgeschüttelt, gewürgt und hochgehoben, so dass Kudlweidl keine Luft bekam. In seiner Verzweiflung schlug er dem Angreifer mit der Karbidlampe ins Gesicht. Der Brenner traf ihn ins Auge, er schrie auf und liess den Kudlweidl fallen. Das Gesicht war sofort eine mit Blut verschmierte Masse. Er konnte nichts mehr sehen. Wir hatten keine Zeit, verhindernd einzugreifen, so schnell war das geschehen. Wir führten den Verletzten zum Schacht. Bei den Befragungen hatte keiner von uns etwas gesehen. Auch er selbst gab weder einen Namen preis noch wussten wir angeblich, wie das Unglück geschehen war. Was hätte es genutzt, den Kudlweidl als Täter zu entlarven, er wäre von den Aufpassern halbtot geschlagen worden. Und der Verletzte wäre dadurch nicht gesund geworden. Der SS-Mann hatte den

ganzen Krieg seit 1939 mitgemacht und war relativ heil durchgekommen. Jetzt, – es war Ende 1945 – hatte es ihn doch noch erwischt. Das wegen eines Pfennig-Artikels! Dieses Ereignis zeigte, wie physisch und psychisch fertig der Einzelne war. Es war nicht nur die ungewohnte Umgebung, die Anstrengung, der Stress, auch die Angst, sondern auch das seelische Tief, wie ein Vieh zu vegetieren, keine Abwechslung, keine Erholung, jeden Tag – ob werktags, sonntags oder feiertags – in die Tiefe fahren, ohne Aussicht auf ein absehbares Ende.

Damals kannte ich dieses Ereignis noch nicht. Ich wollte nach dieser ersten Untertagschicht nur wieder Tageslicht sehen. Nach einiger Zeit kam die von mir genannte Geisterbahn. Alle standen auf und sahen mich an. Ich wollte meine Lampe nehmen. Sie hing nicht dort, wo ich sie meiner Meinung nach hingehängt hatte. Da sah ich sie an einer anderen Stelle. Komisch, dachte ich. Während ich mich noch wunderte, ergriff ich sie – und bekam einen elektrischen Schlag, dass ich gegen den gegenüberliegenden Stollenrand flog. Alle lachten schadenfroh: Jemand hatte meine Funzel über die blanke Stromzuleitung für die Lok gehängt! Das waren die rauen Spässe, die sich die Kumpel mit den Neulingen erlaubten. Mit einem Stock angelte ich meine Lampe vom Stromkabel herunter, wir stiegen auf und ab ging's zum Förderschacht. Als ich dann oben das Tageslicht erblickte, die frische Luft atmete, hatte ich das Empfinden eines neuen Lebens. Dieses Gefühl empfand ich jedesmal, wenn ich wieder heil aus dem Untergrund auftauchte. Und auch heute denke ich daran und erinnere mich, was es bedeutet, frische klare Luft atmen zu können!

Danach ging es unter die Dusche. Dann wurden die Klammotten gewechselt. Aber die Schicht war für uns Zwangsarbeiter nicht zu Ende. Nach der Morgenschicht wurde angetreten, abgezählt und zu den Schienen des Eisenbahn-Anschlusses marschiert. Dort warteten schon einige Wagons mit Grubenhölzern. Je nach dem Verwendungszweck – ob als Deckenbalken, Seitenstempel oder Verschalung – hatten sie verschiedene Durchmesser, von zehn bis dreissig Zentimeter. Sie waren alle etwas über zwei Meter lang. Meistens mussten von uns zwei Wagons abgeladen werden. Die Stämme trugen wir auf den Holzlagerplatz, wo sie gestapelt wurden, um später in die Grube transportiert zu werden. Das dauerte so anderthalb Stunden. Dann wurde wieder angetreten, abgezählt und mit je einem Wachmann vor und hinter der Kolonne marschierten wir in unseren Schlafsaal zurück, wo wir etwa dreizehn Stunden nach dem Abmarsch wieder eintrafen. Essen wurde gefasst, dann kletterte ich auf meine Pritsche im dritten Stock und versank in tiefen, traumlosen Schlaf. Ich hörte nicht, wie die Nachtschicht abmarschierte oder die Spätschicht zurückkam. Ich wurde geschüttelt und hörte erst jetzt die Pfiffe und das Gebrüll der Wache: «Stavat, secko stavat!» Aufstehen, alles aufstehen! Es war fünf Uhr: Schnell anziehen, die Kaffee-Plürre empfangen, Brot in acht Stücke teilen, runterschlingen, antreten und abmarschieren. Tagtäglich dieselbe Prozedur. Mit einer Ausnahme: Das Brotteilen wechselte von Tag zu Tag reihum. Jeder, der mit Teilen dran war, bekam das letzte Stück. So konnte jeder einmal sich als erster das grösste Stück aussuchen, oder bekam das übrig gebliebene klein-

ste, wenn er selbst geteilt hatte. Mit der Zeit bekam man eine solche Fertigkeit, dass sich die Gewichte der Brotstücke wie abgewogen einander glichen.

Nach einer Woche kam der Wechsel in die Spätschicht. Sie dauerte formal von vierzehn bis zweiundzwanzig Uhr. Nach Schichtende musste keine Sonderarbeiten durchgeführt werden. So marschierten wir gleich nach dem Mittagessen um 11.30 Uhr ab und wurden zu Entlade- oder Aufräumarbeiten Übertage vor dem Einfahren verdonnert.

Nur wenn wir zur Nachtschicht eingeteilt waren, betrug die Arbeitszeit acht Stunden, so dass wir mit Umziehen und Marschzeiten nur zehn Stunden weg vom Lager waren. Auch hier brauchte man sich keine Sorge um Unterbeschäftigung zu machen, für Nebenarbeit war gesorgt. Die Nachtschicht war zum Hausdienst abgeordnet. Dazu gehörte – den Saal, Küche, Toiletten, Hof und Nebenräume reinigen – Kartoffeln und Gemüse fürs Essen putzen – Wasser holen. Letzteres war im Winter besonders unangenehm.

Das Lager hatte keinen Trinkwasseranschluss. So musste das Trinkwasser von einem Brunnen geholt werden, der etwa fünfhundert Meter entfernt war. Hierfür bekamen wir einen Holzkübel mit Trägern wie ein Rucksack ausgehändigt, schnallten ihn uns auf den Rücken und marschierten mit Bewachung los. Am Brunnen wurde er mit einer Handpumpe gefüllt. Im Winter trug einer von uns heisses Wasser mit, denn der Brunnen war manchmal so zugefroren, dass wir zuerst das heisse Wasser in die Saugleitung einfüllten und warteten, bis der Pumpenhebel sich wieder bewegen liess. Die Holzkübel fassten über zehn Liter. Wir halfen uns gegenseitig, die gefüllten Behälter

so auf den Rücken zu bekommen, dass möglichst wenig in den Hals überschwappte, denn die Holzdeckel waren alles andere als dicht. Die Strassen waren im Winter manchmal vereist, und so wurde der Rückmarsch oft ein Eiertanz. Wir hatten nicht Angst, dass wir uns beim Ausrutschen wehtun könnten. Nein, viel schlimmer war, dass dann das Wasser auslief, die Klamotten nass wurden und wir zurück zum Brunnen mussten, um die Kübel wieder zu füllen. Und bis zum Beginn der Nachtschicht waren dann unsere Sachen noch nicht trocken!

Manchmal kam ein aalglatt, speckig aussehender kleiner Mann mit Glatze ins Lager. Die Wachposten richteten sich dann immer ordentlich auf. Er ging meistens gleich zur Küche. Er sah nicht nur unsympathisch aus, sondern war es auch. Wie ich später erfuhr, war es der Verwalter des Lagers. In der Küche brüllte er herum. Beim Kartoffelschälen schlug er mit der Kartoffelschüssel dem Schäleren auf den Kopf, wenn er meinte, die Schalen wären zu dick. Wenn der Fussboden seiner Meinung nach nicht sauber geputzt war und der Putzende noch nicht fertig, stiess er den Eimer um und verprügelte ihn mit einem Knüppel. Während der Essensausgabe stellte er sich neben den Essenbottich, einen Gummiknüppel in der Hand. War er gereizt, aus welchem Grund auch immer, schlug er zu. Auch ich lernte ihn kennen.

Besonders in der ersten Zeit war das Essen mager und bestand hauptsächlich aus Kartoffeln. Hatte man seine Kelle Essen bekommen, stellte man sich gleich wieder hinten in die Schlange der Essensfasser. So auch ich, als der Lagerleiter wieder einmal mit finsterem Gesichtsausdruck die Essenausgabe kontrollierte. Als ich an der Reihe war, sah er meine Schüssel an: sie war nicht sauber! – Si-

cher nicht, denn ich hatte ja gerade aus der Schüssel gegessen. Er riss sie mir aus den Händen und schrie mich an, dann warf er mir die Schüssel zu. Ich war nicht darauf vorbereitet, sie fiel ihm vor die Füsse und zerbrach. Das reichte! Mit wutverzerrtem, rot angelaufenen Gesicht drosch er mit dem Gummiknüppel auf mich ein. Ich hielt meine Hände über den Kopf und krümmte mich zusammen, so dass er nur mein breites Kreuz, den Hintern und zuletzt meine Füsse traf. Angst hatte ich keine. Ich sagte mir: «Kaputtmachen kann er mich nicht, denn ich musste bald zur Schicht!» Und das hielt den Wütenden offensichtlich von zu brutalem Zuschlagen ab. Da war ich von den ersten Tagen meiner Gefangenschaft andere Prügel gewöhnt und: Er hat ja eigentlich recht, warum fang ich die kostbare Schüssel nicht auf! Aber muss er sich deshalb so aufregen?

Nachdem er von mir abliess, sah ich ihn an. Wie unglücklich musste ein solcher Mensch sein. Vielleicht waren er oder seine Angehörigen im KZ gewesen!

Das mehrfache Essenfassen war gang und gäbe. Später, als das Essen gehaltvoller wurde, waren wir oft nach einer Portion satt, – bis auf einen. Wir nannten ihn Wutz. Sein Gesicht war für seinen Körper relativ gross, aufgeschwemmt, mit einer kleinen Nase mitten drin und noch kleineren Äuglein rechts und links davon. Der stellte sich immer wieder an, selbst wenn er nur noch eine Schlange von einem Mann bildete. Schmatzend und mit dem Löffel die Essschüssel auskratzend stand er vor dem noch nicht vollständig leeren Bottich, auch wenn nur noch trockene Kartoffeln drin waren. Nie werde ich seinen Spruch nach Verteilung seiner Normalportion und von drei Essschüsseln voller Kartoffeln vergessen: «Jetzt ist mir, als ob ein Ochs ein Veilchen gefressen hätte!»

Untertage wechselte oft der Einsatzort. Wir blieben nicht bei ein und derselben tschechischen Gruppe, sondern wurden eingesetzt, wo Not am Mann war. So arbeitete ich nicht nur an elektrischen Haspeln, sondern lernte auch pneumatisch angetriebene kennen. Diese mussten sehr gefühlvoll bedient werden, eine kleine Bewegung des Bedienungshebels hatte gleich einen starken Antrieb zur Folge. Mit der Zeit bereitete mir auch diese Arbeit keine Sorgen mehr.

Immer öfter wurde ich auch vor Ort zum Vollschippen der Hunde eingesetzt. Meistens war die Steinkohle vor Ort so Steinhart, dass sie gesprengt werden musste. Ich wollte schon immer wissen, wie das geschah. Jetzt konnte ich es miterleben. Meistens wurde in der Vorschicht die gelöste Kohle am Abbauort weggefördert. So kamen zu Beginn der Schicht der Sprengmeister und ein Helfer mit einer verschlossenen Kiste, meistens war der Pan Steiger mit dabei. Sie besprachen zusammen mit den tschechischen Arbeitern die Situation am Abbauort, begutachteten das Kohlebild, den Zustand der Stollenabstützung und legten die Lage und die Tiefe der Bohrungen fest.

Mit einem pneumatischen Bohrer wurden je nach Kohlezustand einige bis zu anderthalb Meter tiefe Löcher mit einem Durchmesser von fünf bis sechs Zentimetern gebohrt. Der Sprengmeister öffnete die Kiste, nahm Sprengpatronen heraus und schob sie mit einem Holzstock in die Sprenglöcher, so dass die Zündkabel noch herausragten. Danach wurden aus Lehm oder Ton Würstchen geformt und mit dem Holzstock in die Sprenglöcher nachgeschoben. Wir mussten bis zur nächsten Stollenabzweigung verschwinden.

Als letzter kam der Sprengmeister angerannt. Es krachte, Staub wirbelte auf, wir spürten eine Druckwelle, und es wurde dunkel, denn unsere Karbidlampen wurden ausgeblasen. Nur die Stimlampen vom Steiger und vom Sprengmeister erhellten gespenstisch die Szene. Die Luft war voll von glitzerndem Staub, und man konnte keinen Meter weit sehen. Langsam legte sich der Staub. Die Sicht wurde besser, und wir brachen auf, um das Ergebnis der Sprengung zu begutachten.

Je nach Zustand der Kohle lagen mehr oder weniger grosse Kohlebrocken, manchmal auch Kohlegries auf dem Boden. Besonders beliebt waren die grossen Brocken, die mit vereinten Kräften in den Hund gehievt wurden. Der war dann schnell voll, denn die verbleibenden Hohlräume wurden natürlich nicht aufgefüllt. Die feinkörnige Kohle kam in die nächsten Hunde. Die Kohlenflöze waren so rein, dass nur ganz selten Steine dazwischen lagen, die ausgeklaut werden mussten. Die tschechischen Hauer hatten Blechmarken, die an den Hund gesteckt wurden. So war jeder volle Hund gekennzeichnet und konnte entsprechend dem jeweiligen Team zugeordnet werden.

Wenn die letzte lose Kohle eingeschaufelt war und genügend Hunde beladen waren, war nach dem Wegfahren der Hunde für uns Feierabend. War der Stollen etwa ein bis zwei Meter vorgetrieben, schlug für den Hauer die Stunde. Vorher hatten wir einen Spezial-Anhänger geholt. Er sah aus wie ein Leiterwagen auf Schienen, auf dem die Holzstämme, die wir Übertage von den Eisenbahnwaggons abgeladen hatten, bis vor Ort transportiert wurden. Mit einer Axt bearbeitete der Hauer geschickt und schnell die Enden der Hölzer, die als Seitenstempel dienten, passte

die Höhe an, schlug Kerben in den als Deckenbalken vorgesehenen Holzstamm und mit Hauruck und kräftigen Axtschlägen wurde die Tragkonstruktion in Position gebracht. Solch eine kräftige Abstützung der Kohle flösste einem im ersten Augenblick Vertrauen ein. Als ich mich an die vielen unterwegs gesehenen, durchgebogenen und zerbrochenen Balken erinnerte, schmolz dieses Vertrauen schnell.

Abwechslung brachte der Sonntag. Es war der am meist gehasste Tag, denn an diesem Tag wurde nicht Kohle gefördert. Es war Reparaturdienst angesagt. Da wusste man nie, was auf einen zukommt. Es mussten Schienen Untertage verlegt werden, Stollenabstützungen wurden ersetzt, zusammengebrochene Stollen mussten ausgeräumt werden.

Ich bekam den Eindruck, dass immer an Sonntagen besondere Ereignisse auftraten: So versagten Wasserpumpen, ein Stollen soff ab: Wer musste retten, was zu retten ging: die Zwangsarbeiter! Dann mussten wir Werkzeuge, Maschinen, Schienen und Leitungen zum Teil unter Wasser abmontieren und zu trockenen Stollen wegtransportieren, so lange, bis entweder alles draussen war, oder die letzte Luft verbraucht war. Wie war ich froh, dass es hier wenigstens nicht kalt war.

Ein anderes Mal, auch wieder an einem Sonntag, entzündete sich an einer Abbaustelle die Kohle von selbst und fing an zu brennen. Auch hier hiess der Befehl an uns: Alles noch Verwendbare rausholen. Wir mussten – ohne Gasmasken – in den entsprechenden Stollen. Der tschechische Begleiter zeigte mir, wie man möglichst lange in diesem Bereich aushält. Da die Frischluftzufuhr abgestellt wurde, stand die Luft, und man konnte die Gasschichtung sehen. In der Mitte war eine schmale klare Schicht, dort

kann man atmen, sagte er. Darüber und darunter sind zum Teil giftige Gase: Methan und Kohlenmonoxyd oben, Kohlendioxyd und schwere, unverbrannte Kohlenprodukte unten. Während wir zum Demontieren in den Bereich eindringen, fingen andere an, eine Brandmauer zu errichten. Holzstämme wurden parallel zum Stollen aufeinandergelegt und mit feuchtem Lehm und Dreck verkleistert. Eine Öffnung blieb für uns, die wir ausräumten, frei, bis wir nicht mehr konnten. Dann wurde die Mauer zugekleistert, und der Brand wurde sich selbst überlassen, bis der Sauerstoff verbraucht war. Irgendwann, wenn der Schwelbrand verlöscht war – Monate oder Jahre später, – wurde der so abgeschlossene Stollen wieder geöffnet. Während einer solchen Schicht kam ich bis zur noch offenen Brandmauer, legte mich auf einen Holzstamm und schlief selig ein! Ich fühlte mich wie im Himmel. Mit dröhnendem Kopf merkte ich, wie jemand an mir herumdrückte. Ich lag auf einer Bank, und mit Arme hoch und runter und ins Gesicht schlagen holte man mich vom Himmel in die Unterwelt wieder zurück. Ich hatte zu viel von den giftigen Gasen eingeatmet. Mir erschien der Tod durch Gasvergiftung recht schön zu sein; nur sollte man das gründlich machen, so dass man danach nicht mehr aufwacht. Solche Kopfschmerzen wie nach dem Wiederaufwachen habe ich nie mehr wieder gehabt!

An einem anderen Sonntag mussten wir Gleise tiefer legen. Ich war gerade dabei, mit meiner Spitzhacke den Boden aufzuhacken. Der Steiger kauerte vor mir, um zu sehen, wie weich der Untergrund war. Viele von uns Deutschen schauten mir zu und warteten auf das Ergebnis. Plötzlich schrammte ich bei einem Schlag ganz unglück-

lich einen Stein schräg an, so dass der Holzgriff ausschlug und meinen Arm wie elektrisiert vibrieren liess. Vor Schmerz schrie ich auf und liess die Hacke fallen. Der Steiger lachte höhnisch auf. Darauf schien sich die in mir angestaute Wut über das nicht enden wollende Elend, die demütigenden Erniedrigungen, das sinnlose Dahinvegetieren zu entladen. Alles wollte ich erdulden, nur nicht, dass man mich in meinem Schmerz auslacht. Was folgte ging rasend schnell. Ich packte die Hacke und holte aus. Sein dreckiges Gelächter musste aufhören. Sein Kopf war mein Ziel. Ihm blieb das Lachen im Hals stecken. Jetzt sah ich in ein mich mit grossen Augen ansehendes, von Angst verzerrtes Gesicht. Mich durchzuckte der Gedanke: «Du kannst doch einen so furchtsamen, wehrlosen Menschen nicht erschlagen!»

Alle schauten mich gespannt an. Ich kam schnell zu mir, drehte mich von ihm ab und hackte weiter. Das alles lief in Bruchteilen von Sekunden ab. Der Steiger stand auf, sagte keinen Ton und ging fort. Mir zitterten danach noch lange die Knie. Dieses Ereignis hatte erstaunlicher Weise kein Nachspiel.

Im Gegensatz zu einem anderen Vorfall. Meine Karbidlampe brannte so vor sich hin, und ich dachte, wahrscheinlich kommt nicht genügend Wasser aus dem Behälter in den Reaktionsraum. Daher schlug ich die Lampe gegen einen Stempel. Ein Krachen, ein Fauchen, ein Feuerstrahl und ein Schrei von mir: Der verstopfte Brenner war durch den Schlag aus der Halterung geflogen und das ganze angestaute, unter Überdruck stehende Gas strahlte aus der Lampe wie ein Flammenwerfer mir auf die linke Hand. Ich kam zur Erste-Hilfe-Abteilung, wurde verbunden, und

anschliessend gab es ein grosses Verhör. Man unterstellte mir, ich hätte mich selbst verstümmeln wollen, um von dem Bergwerk wegzukommen. Da ich jedoch mit dem Verband Weiterarbeiten konnte, verlief das Verfahren im Sand.

So verging ein Tag nach dem anderen. Die Tage wurden kürzer, die Nächte länger. Auch das merkten wir nur daran, ob es hell oder dunkel war, wenn wir aus der Tiefe auftauchten. Es kamen die Weihnachtsfeiertage und Neujahr. Wir merkten es nur daran, dass jetzt mehrere Sonntagsschichten hintereinander geleistet werden mussten. Jeden Tag waren wir unter der Erde. Nur einmal durfte niemand aus dem Haus.

Es zeichnete sich ein grösseres Ereignis ab. Wir merkten es an verschiedenen Vorzeichen. Statt Holzabladen vor oder nach der Schicht wurden wir zu Säuberungsarbeiten in den verschiedenen Betriebsgebäuden, zum Ausbessern der Anfahrtsstrasse zum Bergwerk und zum Buddeln von Löchern rechts und links der Strasse verdonnert. Anschliessend wurden in die Löcher Fahnenstangen gesteckt und verankert. Dann mussten wir abziehen, die Wachen wurden verstärkt, und vierundzwanzig Stunden durfte niemand von uns aus dem Haus. Selbst wenn wir aufs Klo im Hof gingen, kam ein Wachposten mit. Diese einmalige Ruhepause verdankten wir dem designierten Ministerpräsidenten der tschechischen Volksrepublik: Gottwald. Das Bergwerk erhielt seinen Namen: *DUL GOTTWALD*. Wir genossen nicht nur diesen ersten – und einzigen – Ruhetag, sondern waren alle recht stolz, wie viel Angst die tschechischen Offiziellen noch jetzt vor unserem erbärmlichen Häufchen von Strafgefangenen hatten.

Jetzt wurden die Tage wieder länger, die Hin- und Rückmärsche lagen nicht mehr so sehr im Dunkeln, obwohl mir das Marschieren in der Nacht im Freien wie ein besonderes Geschenk vorkam. Hier war es dunkel und doch war es hell im Vergleich zur absoluten Dunkelheit Untertage. Besonders wenn der Himmel sternenklar war, fühlte ich mich wie einer der Sterne am Firmament. Ich fühlte mich frei und trotzdem gefangen, wie unter einer riesigen Glasglocke. Ich fing dann in Gedanken an, über Sinn und Unsinn des Lebens, Wert und Unwert des Einzelnen zu philosophieren. Wie kann ein Gott auf mich aufpassen, wenn es unzählig viele Sterne gibt, auf denen es vielleicht ebenso viele Individuen gibt wie auf der Erde. Hatte er einen Schutzengel für mich abgestellt? – Eigentlich hatte es Anzeichen dafür genug gegeben. Wie oft war ich mit einem unguuten Gefühl ins Bergwerk eingefahren, und es war nichts passiert. Oder wie oft war ich eingefahren, und es passierte doch etwas: die Lampe explodierte in der Hand, oder ich wurde bis zum Bauch verschüttet, ich holte mir die Gasvergiftung, und ich hatte vorher nichts gemerkt, keine böse Vorahnung gehabt. Aus allen Situationen war ich wieder gesund herausgekommen. Und das nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch Zufall, Dusel oder doch aufgrund eines unsichtbaren Aufpassers? – Selbstironisch meinte ich, «ich bin doch noch zu etwas Grösserem auserseren!»

Ich sinnierte weiter. In den vielen dunklen Häusern, an denen wir vorbeimarschierten, lebten Menschen, die uns vielleicht hassten, ohne uns zu kennen, die selbst nicht wussten, was eines Tages mit ihnen geschehen würde. Manchmal gingen Lichter an oder aus, und ich dachte, jetzt stehen die tschechischen Bergarbeiter auch auf, oder

jemand war von der Schicht nach Hause gekommen und ging schlafen. Welche Hoffnungen, welche Ängste hatten die Menschen, die in diesen kleinen, äusserlich schmutzigen, armseligen Katen lebten? – Ging es ihnen viel besser als uns? – Auch deren Häuser hatten anscheinend nicht alle fliessend Wasser, denn während unserer Märsche hatten wir oft ältere Menschen gesehen, die mit Eimer und Kanne an den Brunnen Wasser schöpften.

Ich dachte an Oppeln. Wo war jetzt meine Heimat? Vertrieben nicht die Polen und Tschechen uns Deutsche aus ihrer – der Deutschen – Heimat? Beanspruchten nicht Polen, die in Oberschlesien geboren wurden, dasselbe Recht auf Heimat in Oberschlesien wie wir? – Unter den Nazis durfte in Oberschlesien kein polnisches Wort fallen! – War nicht dieselbe Situation im Verhältnis Deutsche und Tschechen hier in der Tschechei? Wie oft hatte die Zugehörigkeit dieser Gebiete zu verschiedenen Staaten gewechselt! Eine lange Zeit lebten die Menschen friedlich nebeneinander, bis Politiker die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Nationalität bevorzugten oder benachteiligten, um daraus für sich Vorteile zu ziehen. Oder solche Andersartige wurden für wirtschaftliche Schwierigkeiten verantwortlich gemacht. Daraus entstanden Hass, Mord und Totschlag und zuletzt Kriege. War das dann nicht eine verständliche Reaktion, dass man eine Radikallösung anstrebte und alles Fremde einschliesslich der Menschen vertrieb? – War das die Lösung zur Vermeidung aller Konflikte? – Ich gab mir selbst eine pessimistische Antwort: «Nein»! Man wird immer Gruppen suchen und finden, die angeblich schuld am Unvermögen und an den Unzulänglichkeiten der Mehrheit sind.

Zuletzt waren es die Juden, jetzt sind es wir Deutsche! Müssen Menschen erst durch Leid und Elend erschüttert werden, um einen solchen Widersinn einzusehen? Oder werden dadurch Hass und Gewalt nicht noch verstärkt?

Die Strassen hallten von unserem Gleichschritt wider. Ob meine Nebenmänner auch so dachten? Ich hatte – mit Ausnahme von Kudlweidl – mit keinem von ihnen persönliche Kontakte, von Freundschaft ganz zu schweigen. Sie kannten sich von zu Hause, waren eine Clique und kapselten sich ab. Sie waren Sudetendeutsche und ich war Reichsdeutscher. Selbst in solchen Situationen behielt man seine Ressentiments. Auch ich hatte kein Interesse an ihnen und ihrem Schicksal. Meines genügte mir. Kudlweidl gehörte nicht zu ihnen, obwohl auch er ein Sudetendeutscher war. Er kam aus einem anderen Ort im Sudetenland. Auch er wurde nicht in die Clique aufgenommen. So hatten wir beide etwas Gemeinsames, das uns näher brachte.

Trotzdem hätte er mich einmal am liebsten umgebracht. Es war wieder einmal Sonntagsschicht. Ich verlegte mit anderen Kriegsgefangenen Untertage Schienen. Der Druck der über uns lastenden Kohle drückte den Stollen so zusammen, dass die Schienen tiefer gelegt werden mussten. Wir wühlten wie die Berserker. Die Schicht war bald zu Ende, und die Gleise waren noch aufgerissen. Dann kam noch der Steiger, beschimpfte uns und trieb uns an. Diese Scheiss-Sonntage! Wir waren fix und fertig. Da kam Kudlweidl mit einem voll Kohle geladenen Hund an. Er schob ihn flott vor sich her, denn es ging etwas bergab. Er sah nicht die aufgerissenen Gleise vor sich. Wir schrien ihm zu anzuhalten. Er versuchte vergeblich den Hund an

den Griffen zurückzuhalten. Der Hund rumpelte von den Gleisen in den Kohleboden und durch das schlagartige Abbremsen kippte er nach vorn um. Kudlweidl hielt die Griffe krampfhaft fest, um das Kippen zu verhindern. Dadurch wurde er hochgeschleudert und zwischen dem Hund und dem Deckenbalken eingeklemmt. Da hing er in der Luft, vom sah man seinen Kopf und die hin- und herbewegten Arme, hinten die strampelnden Beine. Das Ganze erinnerte an einen auf dem Rücken liegenden Maikäfer, nur dass Kudlweidl nicht auf dem Rücken lag. Er schrie, man solle ihn runterholen. Wir konnten es nicht. Es war ein so tragikomischer Anblick, dass alle lachten und lachten. Er schrie: «Ich bring Euch um!» Er war so wütend, dass er es getan hätte – wenn es ihm möglich gewesen wäre. Wir lachten, dass uns schlecht wurde. Erst als er blau anlief, das Strampeln nachliess und wir merkten, es wird ernst, kamen wir zu uns und befreiten ihn aus seiner misslichen Lage. Er war jetzt so schlapp, dass er überhaupt nicht mehr daran dachte, seine Drohung wahr zu machen.

Nach einigen Monaten, es muss so um Ostern gewesen sein, trat eine wesentliche Änderung ein. Man munkelte, das internationale Rote Kreuz hätte wegen der Behandlung von Kriegsgefangenen interveniert. Das Resultat: Wir bekamen pro Woche einige Kronen als Sold und zwanzig Zigaretten! Viel konnten wir mit dem Geld nicht anfangen. Wir kauften uns dafür zwei Stamperl Schnaps in dem an unseren Schlafraum anschliessenden Gasthaus. Aber die Zigaretten waren viel wert. Das erste war ein neuer Luxusbrenner, den ich mir eintauschte. Ich durfte nur nicht vergessen, ihn bei der Rückgabe der Karbidlampe abzuziehen. Doch mit den Zigaretten konnte ich auch meiner Familie etwas helfen.

Mutter, Erna und meine Schwester befanden sich weiterhin im Hauptlager. Ich hatte einmal Zahnschmerzen bekommen, und so marschierte ich mit einem Wachposten von unserem Lager in Motycin nach dem Hauptlager in Dubi, das etwa sechs Kilometer entfernt war. Hier gab es einen Zahnarzt. Auch er war Strafgefangener, obwohl er Tscheche war. Vielleicht war er deutschfreundlich gewesen oder hatte auch Deutsche behandelt. Trotzdem vertraute ich ihm nicht. Wer weiss, ob er mich verraten hätte, wenn ich ihm gesagt hätte, ich käme nur um meine Familie zu sehen zur Behandlung? Die Zahnärzthelferinnen waren Deutsche. Sie bat ich, meine Familie zu informieren, und so lagen wir uns nach einigen Monaten wieder in den Armen. Kurzes Erzählen über Wohl und Wehe, dann musste ich wieder zurück. Aber jetzt wusste ich wenigstens, wie wir uns ab und zu sehen konnten. Ich bekam regelmässig Zahnschmerzen, und, anstatt als Nachschichtler Kartoffeln zu schälen, ging es zum Zähnebohren ins Hauptlager. Und, nachdem wir entlohnt wurden, brachte ich Geld und Zigaretten mit.

Das Leben in diesem Arbeitslager war noch schlimmer als meine Situation. Ich konnte wenigstens meine Lage durch die Arbeit vergessen. Mutter und meine Schwester hatten nur selten etwas Sinnvolles zu tun. Sie warteten von einem Tag auf den anderen auf die Erlösung. Die Verpflegung war katastrophal. Ema ging arbeiten. So bekam sie etwas bessere Rationen, oder sie brachte etwas von der Arbeit mit, um es mit den anderen zu teilen. Aber das war, wie sie sagten, zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Man war auf den selbst unter dieser Bewachung blü

henden Schwarzhandel angewiesen. Jetzt konnte ich etwas zur Aufbesserung beitragen. Natürlich war das verboten. Wir durften von aussen nichts mitbringen. Ich wusste das und hatte entsprechend vorgesorgt. Und wirklich, eines Tages wurde ich am Toreingang festgehalten, ich musste mich vor dem Wachhabenden ausziehen, und alle Taschen, Nähte, das Jackenfutter, alles wurde untersucht. Nichts wurde gefunden. Ich konnte mich wieder anziehen, nahm meine Mütze, die ich dem Wachhabenden auf dessen Schreibtisch gelegt hatte und überbrachte nach der obligatorischen Zahnbohrerei meiner Familie fünf Zehnerpackungen Zigaretten und fünfzig Kronen. Ich hatte alles ins Futter der Mütze eingesteckt. Wie gehofft, hatten die Kontrolleure es nicht für möglich gehalten, dass jemand so unverfroren war, das Schmuggelgut ihnen direkt vor die Nase zu legen. Das waren dann die Freuden von uns Unterdrückten, es war ein Zeichen von Leben.

In der Zwischenzeit hatte ich etwas tschechisch gelernt. Insbesondere konnte ich fluchen wie die tschechischen Bergarbeiter. An die Arbeit in der Unterwelt hatte ich mich auch gewöhnt. Ich schaffte während der Schicht genau so viel wie die tschechischen Arbeiter. So verschwand – zu mindestens Untertage – die Diskriminierung. Hier unten waren wir alle denselben Belastungen, Bedrohungen und Gefahren ausgesetzt. Wir hatten eine gemeinsame Aufgabe: Kohle zu fördern, zum Teil unter schwierigsten Bedingungen! Und das führte zu einer Art von Gemeinschaftsgefühl. Hier unten fühlte ich mich nicht mehr wie der letzte Dreck.

Eine Anhebung des Selbstwertgefühls erfolgte weiterhin dadurch, dass wir jetzt mit Menschen zusammenkamen, auf die wir herabblicken konnten. Ich war sozusagen

nicht mehr das letzte Glied in der Hackreihe. Verbunden war dies auch mit einer Verbesserung der Sonntagsschichten.

Doch der Reihe nach, was war geschehen? Die Tschechei war in Energienot und brauchte dringend Kohle. Wir schafften schon Tag und Nacht und konnten die Produktion nicht mehr anheben. So kamen die Regierenden auf die Idee, dass die Arbeiter des Geistes auch einmal produktiv werden müssten und als Arbeiter der Faust Kohle fördern könnten! Das tschechische Volk wurde aufgerufen, für das Wohl der Partei und des Sozialismus Sonder-schichten Untertage einzulegen. Ganze Verwaltungsfir-men wurden zu freiwilligen Förderschichten an Sonntagen abgeordnet. Jetzt kamen diese Bürohengste, wie wir sie nannten, hatten nie eine Schaufel in der Hand gehabt, sie kamen unvorbereitet von ihren lichten Büros in die finsterste Finsternis und sollten Kohle fördern! Sie hatten schicke Kleidung an, kamen fröhlich, teilweise ganz grossmäulig unten am Ausstieg des Förderschachts an. Dort erwarteten wir Kriegsgefangene sie zusammen mit einigen tschechischen Hauern, die sich jetzt mit uns völlig solidarisierten. Dann konnten wir beobachten, wie diese Büromenschen von Minute zu Minute, von Sekunde zu Sekunde immer stiller und ängstlicher wurden, wie sie hinter uns her trotteten. Wir waren auf einmal keine Zwangsarbeiter mehr, sie waren es!

Trotzdem taten sie mir leid. Ihre Versuche, Kohle in den Hund zu schippen, wenn gerade nur ein paar Zentimeter zwischen Hund und Stollenstreben frei blieben, waren frustrierend. So konnte nie ein Hund voll werden. Jetzt nutzten wir unsere Überlegenheit aus. Wir handelten einen Preis in Zigaretten und ein gutes zweites Frühstück für ei-

nen Hund aus, der von uns im Nu voll geschippt war. Der tschechische Hauer sah weg, denn der Hund bekam seine Blechmarke und ging so offiziell auf sein Konto. Dann ging es zu den anderen tschechischen Gruppen. So viele Hunde hatte der Hauer bei keiner Schicht auf sein Konto buchen können. Alle waren zufrieden und fuhren nach der Schicht mit vor Stolz geschwellter Brust aus: Der tschechische Hauer, weil er noch nie ein so gutes Förderresultat vorweisen konnte, die tschechischen Freiwilligen, weil sie die Sonderschicht überstanden hatten und jetzt von ihren Erlebnissen erzählen konnten, und wir, weil wir uns selber zeigen konnten, dass wir doch noch als Menschen Anerkennung fanden.

Und die Tage vergingen. Ich kam an Abbauorte, wohin man nur kriechen konnte. Steile, schmale Flöze von einer Schichtdicke von einem halben Meter. Hier konnten keine Hunde hingebacht werden. Die Kohle wurde auf Schüttelrutschen geschaufelt. Das waren Blechrinnen, die sich krachend hin und her bewegten und dabei die Kohle wegforderten. Von dem Lärm konnte man taub werden.

An anderen Abbaustellen war die Kohleschicht viele Meter dick. Erreichte man das Ende des Kohlefeldes, mischten sich nach der Sprengung immer mehr Steine unter die Kohle. Ab nun begann der Raubbau. Die am weitesten vom stehenden Hölzer wurden abgebaut, und dann wurden in die Kohle der Stollendecke Sprenglöcher gebohrt. Die freiliegende Kohlendecke brach teilweise ein und wurde weggeschaufelt. Nun wurde nicht mehr weiter abgestützt, sondern, wenn alles weggeschaufelt war, immer weiter in die Decke gebohrt und gesprengt. So ent-

standen Hohlräume von mehr als zehn Meter Höhe. Sie sahen aus wie riesige Dome. Die Decke war manchmal glatt, manchmal zerklüftet, und an einigen Stellen hingen Felsbrocken, die auf den unten auf dem Boden Schaufeln zu stürzen drohten. Während einer Schicht stand ich in einem solchen Dom und schaufelte einen Hund voll. Der stand am Ende des Stollens, der in diesen Riesenraum mündete. Immer wieder hielt ich inne und horchte. Es klopfte, knackte über mir, ab und zu fiel ein Kohlekörnchen von der Decke auf meinen nackten Rücken. Das spürte ich wie einen elektrischen Schlag. Als ich wieder einmal zu schaufeln aufhörte, um die Lage zu bedenken, kam der Hauer und fragte: «Jendo, co jest, – was ist los?» – Ich entgegnete: «Das bummert jetzt so gefährlich, und Kohlenstaub fällt von der Decke!» – «Ach,» meinte er auf tschechisch, «das bedeutet nichts!» Kaum hatte er das gesagt, begann ein Donnern, ein Krachen; ich versuchte mich auf der einen Seite am Hund vorbei in den Stollen zu retten, sah, dass dieser Ausgang durch Schaufeln und Hacken versperrt war und weiss bis heute nicht, wie ich es hinter dem tschechischen Hauer auf der anderen Seite des Hundes noch geschafft habe, vor dem Zusammenbruch in den Stollen zu gelangen. Wir rannten weiter, bis unsere Karbidlampen verlöschten, denn auch um uns krachte und donnerte es gewaltig. Langsam wurde es wieder stiller, wir entzündeten unsere Lampen. Alles war voll glitzern-dem Kohlenstaub. Viele Stämme der Stollenabstützungen waren wie Streichhölzer geknickt. Wir blickten zurück. Im Hintergrund sahen wir den Hund, der auf weniger als die Hälfte seiner Höhe zusammengestaucht war, als wäre er aus Pappe. Dort hatten wir vor ein paar Sekunden ge-standen! Wir sahen uns an.

Überall glitzerten an uns die Kohleplättchen, die auf der schweissnassen Haut klebten. Das Gesicht des Hauers leuchtete ganz weiss, die hohlen Wangen bildeten tiefe Schatten durch das punktförmige Licht der Karbidlampe. Er schlug mir auf die Schulter, nickte anerkennend und sagte: «Da haben wir Schwein gehabt!» Ich hatte ein Empfinden wie ein Soldat nach überstandener Schlacht.

Durch den Raubbau war offensichtlich das ganze Gebirge instabil. Einmal fing es zuerst leise, dann immer lauter zu grollen und zu donnern an. Wir waren gerade auf dem Weg zum Verteilerstollen. Dann zitterte der Stollen wie bei einem Erdbeben, Stempel barsten, knickten ein, es krachte, als würden rechts, links, über uns Bomben einschlagen. Die Karbidlampen verlöschten durch Luftdruckschwankungen. Dann wurde es wieder ruhiger und die Lampen wurden angezündet. Zuerst war vor lauter Kohlenstaub in der Luft nichts zu sehen. Als er sich langsam absetzte, konnte man den Schaden begutachten. Alle Deckenbalken waren eingeknickt, und über die Hälfte der Seitenabstützungen waren, so weit man sehen konnte, im ganzen Stollen zerbrochen.

Es wurde Herbst 1946. Immer noch war ich in dieser Tretmühle. Ich fühlte mich wie ein Hamster, der im Käfig in seiner Rolle lief und doch nicht vom Fleck kam. Seitdem ich hier im Bergwerk war, hatten wir Kriegsgefangene einige Verluste zu beklagen: Drei Mann waren verschüttet, durch Steinschlag erschlagen worden, einem war der Kopf wie eine Nuss geknackt worden, als er volle Hunde zusammenkoppelte und die Lok die Lorenreihe anstiess. Einer war mit einem leeren Hund in den Förder-

schacht gestürzt, als das Tor zum Förderkorb offen hängen blieb und er nicht merkte, dass der Förderkorb schon nach unten sauste. Ich hatte alles – bis auf die Löcher in den gesunden Zähnen – ohne Blessuren überstanden.

Ich lag gerade auf meiner Pritsche und wollte mich von der Nachtschicht ausschlafen, da wurde die Nummer cislo tristodwa aufgerufen. Nummer 302. Das war ich! Ich sprang auf. «Sachen packen, Du sollst zurück ins Hauptlager!» Wie wild packte ich meine spärlichen Habseligkeiten. Vor dem Schlafsaal stand schon ein Wachmann, und so marschierte ich mit persönlichem Geleitschutz das letzte Mal – hoffentlich, dachte ich – vom Bergwerkslager nach Dubi. Dort wartete schon sehnsuchtsvoll meine Restfamilie. Es geht heim, hiess es. Was heisst heim? – Wohin werden wir jetzt transportiert werden?

Zunächst wurden die Habseligkeiten gesichtet. Ich war erstaunt, was meine Mutter hier noch alles behalten hatte. Fast allen Schmuck hatte sie gerettet. Der musste jetzt auch sicher weitergebracht werden. Wir hatten im Bergwerk von Amerikanern Care-Pakete mit Seife bekommen. Die hatte ich gehamstert. Es waren schön grosse Stücke, richtig geeignet, um Schmuck, wie Ringe, Armbänder, Ketten und dergleichen in ihnen zu verstecken. Zu diesem Zweck weichte ich die Seife im warmen Wasser ein, höhlte sie aus, steckte Schmuckstücke rein und verschloss die Öffnung mit dem vorher ausgeschnittenen Endstopfen. Dann wusch ich die Seife so ab, dass sie wie gebraucht aussah. Keiner würde auf die Idee kommen, dass das Seifenstück wertvoller als ein Stück Seife wäre. Die grösseren Wertsachen bekam meine Schwester anvertraut. Hierzu wurden die paar Puppen, die sie bis hier gerettet hatte,

aufgeschlitzt, die 'Innereien' wurden heraus operiert und mit Gold- und Diamant-Armreifen vollgestopft. Dann wurde der Körper mit einem Teil der ursprünglichen Füllung weich ausgefüllt. Die Puppen sahen jetzt wie schwanger aus, aber wer wird sich um schwangere Püppchen kümmern?

Auch meine Briefmarkensammlung war noch da. Was auf den Briefmarken alles abgebildet war: Hitlerköpfe, Panzer, Kriegsschiffe, Flieger. So konnte ich das nicht über die Grenze bringen. Also wurden sie auf dem Kofferboden verteilt und mit einer Zeitung der Boden ausgelegt und am Rand verklebt.

Endlich war es so weit: Wir mussten auf einem Sammelplatz antreten. Hier hatten sich schon viele Lagerinsassen versammelt. Zahlen wurden aufgerufen. Auch unsere Ziffernfolgen waren darunter. Wir hofften, das letzte mal eine Nummer zu sein. Wir wurden auf Lastwagen verteilt und fuhren aus dem Arbeitslager. Wohin jetzt? Diesmal fuhren wir länger. Wir passierten einige Dörfer, bis wir in einer Stadt ankamen. Dort steuerten wir wieder ein Baracken-Lager, diesmal in der Nähe von Pilsen an.

Heim ins Reich und Neuanfang in Rostock

Das Lager bei Pilsen bestand wie das in Dubi aus einer Vielzahl von Baracken. Auch hier waren die Gebäude hinter einem geschlossenen Stacheldrahtzaun. Übertagt wurden sie in gewissen Abständen von Wachtürmen. Dieses Lager machte einen ganz anderen Eindruck als das in Dubi. Ich merkte zuerst nicht, worin der Unterschied bestand. Erst langsam fiel mir auf, was anders war. Es liefen hier viel mehr Menschen herum, sie trugen an ihren Revers keine Nummern. Es herrschte eine dauernde Unruhe. Koffer und Kisten wurden anscheinend hin und her geschleppt. Es schien ein laufendes Kommen und Gehen zu bestehen. Es war hier schmutzig, überall lagen Kisten, Kartons, Lumpen, alte Kleider herum. An manchen Baracken standen lange Schlangen. Im Hintergrund sah ich einen Güterzug, um ihn standen Wachposten, und eine Menschenkolonne marschierte auf den Zug zu.

Ich hatte nicht viel Zeit, das neue Lagerleben von der erhöhten Position des Anhängers zu studieren. Wir mussten absteigen, unser Gepäck nehmen und wurden von einem Posten zu einer Baracke geführt, wo wir uns hinter einer Menschenschlange anstellen mussten. Langsam rückten wir weiter, bis wir in einem Raum in der Baracke vor einem der vielen Tische standen, hinter dem eine energisch wirkende, uniformierte Kommandantin sass. Neben ihr sass eine Frau, die Formulare ausfüllte. Unsere Personalien wurden aufgenommen. Wir wurden in deutsch nach Herkunft, nach unserem Aufenthalt in der Tschechei und nach dem Grund unserer Internierung gefragt. Dann hatten wir Angaben über unseren mitgeführten Besitz wie Wert-

sachen, Gold, Silber, Uhren und Bilder zu machen. Wir hatten nichts mit, alles war uns gestohlen worden, sagten wir. In Bezug auf die Uhren war das ja die Wahrheit.

Dann sollten wir Adressen im deutsch gebliebenen Reich angeben. Da wir keine Verwandten oder Bekannten ausserhalb Schlesiens hatten, konnten wir keine Angaben hierzu machen. So sollten wir uns entscheiden, wohin wir ausgewiesen werden wollten: nach Ost- oder Westdeutschland. Wir hatten vom Osten genug, wir wollten in den Westen. Wie sich später herausstellte, wollten das alle, die sich nicht für Verwandte in Ostdeutschland entschieden hatten. Zum Schluss bekamen wir eine Kopie des ausgefüllten Fragebogens, einen Zettel mit Baracken- und Bettnummer, einen Spindschlüssel sowie eine Decke in die Hand gedrückt. Wir fragten uns durch und schleppten dann unsere Klamotten zu dem für uns neuen Heim. Neu war es nicht, genauso wenig wie sauber. Das Lager war, wie sich herausstellte, ein Durchgangslager zur Abschiebung der Sudetendeutschen. Wir waren hier die einzigen Reichsdeutschen, die in die Mühle des perfekt durchorganisierten tschechischen Vertreibungsprogramms geraten waren.

Bald merkten wir, dass es immer wieder Steigerungsmöglichkeiten gibt: In der Nacht fielen Wanzen über uns her! Während wir versuchten, möglichst viele zu erlegen, stellte ich Betrachtungen über das uns plagende Ungeziefer an. Ich kam zu dem Schluss, dass Wanzen die fiesesten Vertreter dieser Blutsauger sind. Wie Läuse stehen sie mit Schmutz in Zusammenhang, aber, wenn man sie zerquetscht, stinken sie nach altem Öl!

Darüber hinaus spottete die Massen Verpflegung jeder Beschreibung. Nur wenn man einer Arbeit nachging, be-

kam man annehmbares Essen. Ich wurde aufgrund meiner Vergangenheit gleich zur Arbeit in einem Steinbruch eingeteilt. Für mich war damit klar: Ich musste hier schnellstens weg.

Fast jede Woche ging ein Güterzug mit Menschen aus dem Lager ab. Wir erkundigten uns, wann der nächste Transport nach Westdeutschland fährt: In zwei Wochen, doch bis wir dran wären, müssen wir noch vier Güterzüge passieren lassen. «Wann geht der nächste Zug nach dem Osten?» – «Nächste Woche, und dort sind noch Plätze frei!» – Damit war die Entscheidung klar. Wir beschlossen, nach Ostdeutschland umzubuchen, und so geschah es.

Es war Ende Oktober 1946, als wir aufgerufen wurden, unsere Sachen zu packen. Hinter einigen hundert Leidensgenossen wankten wir mit unserem Gepäck zum Zug. Er bestand aus etwa dreissig geschlossenen, zweiachsigen Güterwagen und einem Personenwagen direkt hinter der Dampflok. Im Personenwagen wurden die Wachposten und das Begleitpersonal untergebracht. Wir wurden in einen geschlossenen Güterwagen zusammen mit etwa dreissig bis vierzig Personen verfrachtet, die Schiebetüren wurden zugeschoben und von aussen verriegelt. Durch kleine Sehschlitze fiel Licht ins Innere. Auf dem Boden des Waggons war Stroh aufgeschüttet, in der Mitte standen einige Eimer mit Deckel: das waren unsere Toiletten. Ausserdem lag in einer Ecke ein Stapel mit Decken.

Wir schauten durch die Schlitze, Wachposten liefen hin und her. Rufe, Pfiffe, Rucken und Stossen, und der Zug setzte sich wahrlich in Bewegung. Das passierte alles unheimlich schnell. Ich kapierte es nicht. Sollte die Odyssee ein Ende haben? Ging es jetzt wirklich nach Deutschland?

Sollte ich endlich wieder ein Deutscher unter Deutschen, ein Mensch unter Menschen werden? – Aber wohin führen wir? Die Erinnerung an die vielen Stationen unserer letzten Reisen ging mir durch den Kopf.

Von innen konnten wir die Tür nicht öffnen. Eine Zeit lang schaute ich durch die Schlitze auf die Landschaft. Die Fahrt führte über abgeerntete Felder, durch Wälder, an Städten und Dörfern vorbei. Mir schien, die Gegend wurde gebirgiger. Es wurde dunkel, und ich kroch zu meiner Familie, die sich in eine Ecke zurückgezogen hatte. Auf dem Boden verstreut lagen die anderen, zum Teil schliefen sie schon.

Der Zug blieb wieder stehen. Rufen, Fluchen in Tschechisch, der Waggon ruckte vor und zurück. Durch die Schlitze fiel das Licht von Handlampen, die hin und her geschwenkt wurden. Sie formten gespenstische Figuren an die Waggonwände und Decken. Plötzlich wurde die Schiebetür entriegelt und aufgestossen. Uniformierte kletterten in den Wagen und leuchteten den Insassen ins Gesicht. Jeder wurde anhand einer Liste aufgerufen und überprüft. Uns wurde angst und bange. Sollte unsere Fahrt jetzt schon wieder zu Ende sein? Wir waren noch immer auf tschechischem Gebiet. Dann wie ein Spuk verschwanden die Kontrolleure, die Türen wurden zu geschoben, und nach einiger Zeit setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Bevor ich aufwachte, hörte ich im Halbschlaf das rhythmische Rattern des dahinschleichenden Zuges. Es wirkte beruhigend. Wir fahren immer noch. Tageslicht fiel durch die Waggonsschlitze. Ich hatte einen Mordshunger. Wir hatten seit unserer Abfahrt gestern früh morgens nichts zu essen bekommen. Ich stand auf und ging zur Schiebetür:

Sie liess sich bewegen. Sie war nicht mehr verriegelt. Alle sprangen auf, um rauszuschauen. Im Waggon lag eine Eisenstange, die man hinter die Tür einhängen konnte. So konnte man sich an die Waggonöffnung stellen oder setzen, ohne gleich hinauszufallen. Die Sonne ging gerade auf, und es war so warm, dass es eine Lust war, der vorbeiziehenden Landschaft nachzuschauen. Wir waren in Deutschland!

Es war nach wie vor bergig, ab und zu fuhren wir über einen Fluss. Dann hörten wir die Lok pfeifen, und der Zug blieb auf freier Strecke stehen. Ich sprang raus. Das Signal vor dem Zug stand auf Halt. Neben dem Bahndamm erstreckte sich ein Feld mit Kohlrüben. In der Nähe der Gleise war es zertrampelt und teilweise schon abgeerntet. Das störte uns nicht: Die Insassen des Zuges stürzten hinaus und rissen die verbliebenen Rüben aus dem Boden. Endlich etwas zu essen! Von Weitem hörten wir Geschrei, Geschimpfe, Gebell. Drohend Knüppel schwingend kamen Bauern mit Hunden angerannt. Die Lokomotive piff zweimal, wir rannten in die Waggon und liessen die Bauern, die wilde Verwünschungen hinter uns herschickten, zurück. So einen Empfang hatte ich mir in Deutschland nicht vorgestellt. Für mich war klar: Die hatten hier überhaupt nichts mitgemacht und vollführten wegen der paar Rüben so ein Theater. Was ich nicht bedachte: Vor dem Signal war schon eine Vielzahl von Zügen mit hungrigen Vertriebenen stehen geblieben. Sie hatten fast alle in der Nähe des Bahndamms liegenden Rübenfelder geplündert.

Dann fuhren wir durch eine Ruinenlandschaft: Dresden! Es wurde im Waggon still. Ich hatte irgendwann erfahren, dass ein Grossangriff auf diese Stadt geflogen worden sein

sollte, aber dass eine Stadt durch einen Bombenangriff so verwüstet werden konnte, übertraf meine Vorstellungen.

Ab und zu blieb der Zug in einem Bahnhof stehen. Überall liefen russische Soldaten herum. Wir durften aussteigen und konnten Essen fassen, das von Rotkreuz-Helfern und Helferinnen ausgegeben wurde. Ich erinnerte mich an Oppeln. Auch dort hatte es auf dem Bahnhof solche Gulaschkanonen gegeben, aus denen Rotkreuz-Helferinnen den zur Front ziehenden oder von der Front kommenden Soldaten Essen ausgaben. Diesmal waren wir die Soldaten. «Zogen wir in den Krieg, oder kamen wir zurück?» fragte ich mich.

Dann ging es wieder weiter. Wir waren den dritten Tag unterwegs, als der Zug an einem kleinen Behelfsbahnhof hielt. Alles aussteigen! Wir waren im neuen Heimatland angekommen. Wir nahmen unsere Sachen auf und schleppten sie einige hundert Meter, bis wir eine Barakensiedlung erreichten. Wir standen vor dem Auffanglager Barnstorf/Rostock. Obwohl wir als Kinder mit den Eltern während der Sommer-Ferien öfter an die Ostsee gefahren waren, hatte ich Rostock nie kennen gelernt.

Die Baracken lagen mitten im Wald. Im Gegensatz zu den bisher gewohnten Behausungen waren die Baracken nicht mit einem hohen Stacheldrahtzaun und mit Wachtürmen umgeben. Sollte das unser neues Zuhause sein? – Wir wurden registriert, Ausweise wurden kontrolliert, Angaben über die Aufenthalte seit dem Kriegsende wurden protokolliert, Fingerabdrücke genommen. Wir wurden fotografiert, erhielten einen Schein, der sich befristete Aufenthaltsgenehmigung nannte, uns wurden Lebensmittelmarken ausgehändigt, und jeder erhielt ein Bett und einen

Spind in einer der Baracken zugewiesen. «Damit sind wir wieder am Anfang.»

Wir hatten gar keine Gelegenheit uns einzugewöhnen, da wurden wir schon wieder aufgerufen. Zusammen mit einer anderen «Halbfamilie»: Mutter, eine fünfzehn- und eine elfjährige Tochter, – sie hiessen Müller – mussten wir eine Pritsche auf einem Lastwagen besteigen. Wir luden unser Hab und Gut auf und wurden zu einer anscheinend unbewohnten Villa im Patriotenweg mitten in der Stadt Rostock gefahren. Hier wurde uns sieben Personen ein grosses, veranda-ähnliches Zimmer als vorübergehende Bleibe zugewiesen. Die eine Zimmerseite bestand fast ausschliesslich aus Glas. Davor lag eine Terrasse und ein völlig verwilderter Garten. In der Glasfront war auch die Eingangstür. So konnten wir ohne Kontakt zum übrigen Haus direkt ein und aus gehen. Das Mobiliar des Zimmers bestand aus einer Reihe von Matratzen mit Decken, einem Waschtisch, einem weiteren Tisch und ein paar Stühlen. Immerhin wir lebten jetzt nicht mehr in einer Baracke.

Eines nachts wurden wir durch Kratzgeräusche an der Fensterfront aufgeweckt. Verschreckt standen wir, ohne Licht zu machen, auf: Jemand versuchte einzubrechen! Daraufhin schalteten wir das Licht an und schrieen fürchterlich. Als der Einbrecher den Krach hörte und die vielen kreischenden Insassen dieses Zimmers bemerkte, raste er wie von Sinnen davon. Ich glaubte, er wird lange gebraucht haben, um sich von diesem Schock zu erholen.

Nach einigen Tagen wurden wir wieder zum Wohnungswechsel abgeholt. Diesmal ging es in die Rostocker Laurembergstrasse. Wir wurden in eine Wohnung im er-

sten Stock einquartiert, die andere Halbfamilie kam in die Nachbarwohnung. Die uns zugewiesene Wohnung hatte ein älterer Pensionär mit seiner Haushälterin gemietet. Zwei Zimmer durfte er behalten. Wir vier durften die andere Wohnhälfte mit Beschlag belegen. Diese bestand aus zwei hintereinander liegenden Zimmern, die durch eine Tür verbunden waren. Irgendwie wurden vier Bettgestelle, ein Tisch und vier Stühle organisiert, Lampen hingen schon an den Zimmerdecken. Schränke brauchten wir nicht, gelebt wurde aus unseren Koffern und Kisten. Ein Bett wurde im Eingangszimmer aufgestellt. Hier schlief Mutter. Die drei anderen Betten kamen ins zweite Zimmer.

In der Wohnung gab es bald Krach bei der Morgenwäsche und beim Kochen, denn beide Parteien wollten meistens zur gleichen Zeit die Küche oder das Waschbecken im WC belegen. Also organisierten wir einen eisernen Kanonenofen und stemmten ein Loch für das Abzugsrohr in die Aussenwand des ersten Zimmers. So war auch die Möglichkeit zum Heizen gegeben, denn die Zentralheizung war und blieb kalt. Zur Zubereitung von heissem Wasser diente uns ein abenteuerlicher elektrischer Apparat. Er bestand aus einem Kunststoffkästchen, in dem zwei Elektroden-Platten eingehängt waren, die direkt mit den Polen der Steckdose verbunden wurden. Das Kästchen tauchten wir in die zu erhitzende Flüssigkeit. Diese wirkte wie ein Elektrolyt! Je nach dem Salzgehalt dauerte die Zeit bis zum Kochen mehr oder weniger lang. Manchmal brannte dabei die Sicherung durch. Ersatzsicherungen konnten wir nicht kaufen. Also zerlegte ich die Keramiksicherung mit dem durchgeschmolzenen Sicherungsdraht,

zog eine einzelne Drahtlitze aus einem Verlängerungskabel und klemmte sie in die Sicherung ein. Von da an brannte keine Sicherung mehr durch! Und als Waschgelegenheit diente ab jetzt eine Waschschüssel im zweiten Zimmer, die auf einem Stuhl neben einem Eimer stand.

Zu essen gab es wenig, Holz und Kohle so gut wie gar nicht. Die Lebensmittelmarken reichten vom und hinten nicht. Um etwas Essbarem zu eigattern, fuhr man mit dem Zug oder mit dem Dampfer auf der Wamow ins Hinterland zum Hamstern. Die Bauern wimmelten ab. «Wir essen auch nur Butter aufs trockene Brot!», wurde mir einmal entgegnet, als ich meine Litanei vor einer Bauernfamilie, die gerade beim Frühstücken war, vorbetete. Ich wäre für trockene Kartoffeln dankbar gewesen! Oft kam ich mit leeren Händen, manchmal mit einem Beutel halberfrorener Kartoffeln nach Hause. Und dann musste man noch befürchten, dass von der Polizei die Beute beschlagnahmt wurde! Hamstern war verboten!

Ich hatte eigentlich immer Hunger. In den Wäldern sammelten wir Eicheln, denn Beeren oder Bucheckern waren schon lange abgelesen. Roh schmeckten die Eicheln überhaupt nicht. Da wurden sie auf die Herdplatte gelegt, leicht geröstet und als Nüsse verzehrt. Oder sie wurden schwarz geschmort, zerstossen und als Kaffee-Pulver verwendet. Als Frischgemüse-Ersatz dienten uns Brennesse. Da es schon spät im Jahr war, waren sie – wenn man überhaupt noch welche fand – halb vertrocknet und verwelkt. Speisesalz gab es auch nicht. So klaute ich aus einer Streukiste am Strassenrand Viehsalz. Um es für den Verzehr auszuschiessen, wurde das normale Speisesalz mit Eisen-III-Oxyd denaturiert. Wir wuschen das Viehsalz zu Hause, bis es nicht mehr gar zu rot aussah.

Wie sollte es jetzt weitergehen? Besser gesagt, wie sollte ich mein neues Leben überhaupt erst anfangen? – Seit fast zwei Jahren war ich nicht mehr zur Schule gegangen. Sollte ich einen Beruf erlernen und wenn ja, welchen? – Für meine Mutter stellte sich diese Frage nicht: Du gehst zur Schule, machst Abitur und wirst wie Vati Arzt! – Also wurde ich Ende 1946 im Goethe-Gymnasium in der Nähe des Rostocker Hauptbahnhofs angemeldet. In welche Klasse sollte ich gehen? Ich war jetzt sechzehn Jahre alt und würde unter normalen Verhältnissen nun die zehnte Klasse in der Oberschule besuchen. Wegen der zwei versäumten Jahre müsste ich wieder in die achte Klasse eingestuft werden. Dann wäre ich mit Vierzehn- und Fünfzehnjährigen zusammen! So einigten wir uns mit dem Studiendirektor auf die neunte Klasse.

Zu lernen brauchte ich nicht viel: Ich passte in der Schule auf, mich interessierte alles, und so behielt ich den Lehrstoff, obwohl ich kaum lernte. Besonders gefiel mir Russisch. Durch die Ähnlichkeit mit der tschechischen Sprache – mit Ausnahme der kyrillischen Schrift – machte sie mir überhaupt keine Schwierigkeiten. Leider wurde diese in der Ostzone zuerst als Pflichtfach eingeführte Sprache wegen des Widerwillens der Schüler in unserer Klasse wieder abgeschafft.

Ich stand leistungsmässig bald an der Spitze der Klasse. Nur mit Deutsch haperte es. Die deutsche Grammatik war bei mir ein ziemlich weisses Blatt. Auch verstand ich einfach die Probleme nicht, mit denen sich die Menschen in den Darstellungen der Klassiker herumquälten. Das waren für mich selbst gemachte Probleme! Sie lebten in Freiheit, waren gesund, hatten ein gutes Ein- und Auskommen, Fa-

milie, Essen und Trinken, was wollten sie mehr. Den Dichtungen von Gorki, Dostojewski, Hauptmann, in denen die sozialen Widrigkeiten dargestellt wurden, konnte ich etwas mehr abgewinnen.

Wovon lebten wir überhaupt? – Ich machte mir darüber keine Gedanken, und war froh, dass ich frei war und machen konnte, was ich wollte. Geld hatte ich keins, spürte auch gar nicht das Bedürfnis, mir etwas zu kaufen. Nur manchmal, wenn ich auf meine fast durchgelaufenen Schuhe sah, wünschte ich mir ein Paar ganze. Aber für Geld konnte man sich praktisch nichts kaufen. Das Geld war nichts wert. Man konnte es nur für die Einkäufe auf Lebensmittelmarken benutzen. Es wurde nur getauscht. Mutter hatte ja den Schmuck und das Tafelsilber.

Eigentlich hätte alles, was man aus Edelmetall besass, auch in Rostock abgegeben werden müssen. In der ganzen stark zerbombten Innenstadt waren Gold- und Silber-Einkaufsbuden auf den Ruinengrundstücken wie Pilze aus der Erde geschossen. Wir hatten den Eindruck, sie wurden von Kommissionären betrieben, die von den Russen eingesetzt worden waren. Daneben standen Buden für Ankauf/Verkauf und Tausch. Hier wurden die einzigen, offiziell genehmigten Geschäfte abgewickelt. Die grossen Schiebereien passierten auf dem schwarzen Markt. Zentrum war der Bereich zwischen Hafen und dem Universitäts-Platz.

Es wurde Winter und bitter kalt. Der erste Schnee fiel. Wir hatten weder Holz noch Kohle. Ich erinnerte mich an unsere erste Auffangstation: Barnstorf und den Barnstorfer Forst. Er war nur wenige Kilometer von unserer Wohnung entfernt. Also wurden eine Säge und ein Schlitten organisiert, und mit meiner Schwester zog ich abends, als es

bereits dunkel war, in Richtung Wald. Ich hatte mich bald an das Dunkel gewöhnt. Im Vergleich zu Unterlage war es hell! Wir schlichen uns ein paar Meter zwischen die ersten Bäume, da hörten wir: ritsch, ratsch, ritsch, ratsch. Jemand sägte. Und von anderen Seiten hörten wir ebensolche Säegeräusche. Uns schien, der ganze Wald wird abgeholzt.

Dann ein Rauschen, ein Krachen. – Stille – Irgendwo war ein Baum gefallen. Bald wurde die Stille wieder von den Sägen unterbrochen. Ich suchte eine vielleicht fünf Meter hohe Kiefer aus, setzte die Säge an, sägte, hielt inne und horchte, sägte weiter, während meine Schwester am nahen Weg aufpasste, ob jemand käme. Mit wenigen Schnitten war das Bäumchen durchgesägt, in Stücke zerteilt, auf den Schlitten geladen, und vorsichtig zogen wir unsere Beute in Umwegen durch unbeleuchtete Strassen nach Hause. Dort wurde das Holz in ofenfertige Scheite zersägt oder mit dem Beil gehackt und verfeuert. Ich hatte die Kiefer ausgesucht, weil sie durch den Harzgehalt auch halbwegs brennt, wenn das Holz noch nicht trocken ist. Aber die Rauchentwicklung war phänomenal! Die halbe Strasse war vom Rauch eingenebelt.

Lange hielt der Holzvorrat nicht. Also ging es wieder bei Einbruch der Dunkelheit mit meiner Schwester in den Wald. Jetzt fühlte ich mich erfahren und suchte mir einen richtigen Baum aus, eine Buche. Der Durchmesser war vielleicht dreissig Zentimeter stark. Den zu fällen, dauerte länger, aber ich schaffte es. Vorher hatte ich auf der einen Seite einen Keil mit einer Axt – wie im Bergwerk gelernt – herausgehauen und der Baum krachte donnernd in die beabsichtigte Richtung zu Boden. Nun schnell einen er-

sten Teil abgetrennt. Das Stück war ganz schön schwer. Ich hatte Angst, der Schlitten könnte zusammenbrechen. Er hielt und wir erreichten unter Stöhnen und Schnauben wieder das Zuhause. Den Rest des gelallten Baumes konnten wir so nicht liegen lassen. Ganz früh morgens brachen wir wieder mit dem Schlitten und der Säge auf, um weitere Stücke zu holen. Sieh da! An unserem Baum hatten bereits Frevler zugelangt. Er war kürzer, als wir ihn zurückgelassen hatten. Daraufhin sägte ich ein noch grösseres Stück als beim ersten mal ab, wir wuchteten es auf den Schlitten und keuchten los. In der Zwischenzeit war es nicht nur hell geworden, sondern wir merkten, dass der Schnee auf der Strasse schmolz und wir immer öfter stecken blieben. Wir waren etwa fünfhundert Meter von unserem Heim entfernt, als wir nicht mehr weiter konnten. Wir zogen und zogen, der Schlitten rutschte nur ein paar Meter und blieb wieder stecken. Aus. Zu allem Überfluss sah ich einen Volkspolizisten auf uns zu kommen. Der Vopo fragte uns, was wir hier machten. Ich erklärte ihm, dass ich in unserem Garten einen Baum gefällt hätte und wir jetzt Schwierigkeiten hätten, ihn nach Hause zu bringen. Daraufhin spuckte er in die Hände, stemmte sich hinter den Schlitten und mit vereinten Kräften erreichten wir unser Ziel. Wir bedankten uns vielmals, er freute sich und zog strahlend ab. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, tröstete mich aber damit, dass der Vopo jetzt erzählen würde, ein paar armen Schluckern geholfen zu haben.

Mit dem Zersägen und Kleinhacken der Baumstämme hatte ich jetzt einige Zeit zu tun. Das Holz war recht nass, und so blieb die Säge ab und zu stecken. Da musste meine Schwester mit ran und mir helfen. Das Zersägen der Stämme in massgerechte Stücke ging danach reibungslos

vonstatten. Aber beim Spalten der zersägten Stämme in ofengerechte Scheite passierte es: Ich war zu faul, mich nach jedem Holzstück zu bücken, es aufzuheben und auf den Hackklotz zu legen. Ich schlug mit meinem Beil so auf einen der am Boden liegenden zersägten Baumteile, dass das Beil im Holz stecken blieb und ich weit ausholend das Teil mit Schwung auf den Hackklotz schmettern konnte. Das ging so lange gut, bis ich auf ein Holzstück schlug, das wie eine Wippe auf einem anderen Holzteil lag. Kaum getroffen, blieb es nicht am Beil feststecken, sondern schwirrte wie ein Geschoss mir ins Gesicht und schlug mit voller Wucht auf die Nase. Im Nu war alles voller Blut. Ich stopfte mir gleich Löschpapier in die Nase und legte mir kalte nasse Tücher aufs Gesicht und in den Nacken. So musste ich erst einmal eine Pause machen. Die Nase schwoll ordentlich an, und da sich ein Hämatom unter den Augen ausbildete, sah ich am nächsten Tag aus, als hätte ich eine Boxkampf-Meisterschaft hinter mich gebracht. Meine Mitschüler sahen mich ganz neidisch an.

Ich hatte schon von Geburt an keine klein zu nennende Nase. Meine Mutter sagte über sie: «Ein grosser Giebel zielt das Haus, ein kleiner sieht nach gar nichts aus.» Jetzt bekam ich einen Zinken, der alles andere als eine Zierde war. Später stellte ein Arzt fest, dass ich das Nasenbein gebrochen hatte. Die Schwellung ging schnell zurück. Wenn man an der Nase nicht rieb, tat sie auch nicht weh. Nur beim Gehen, Laufen oder Bücken knirschte die Nasenscheidewand unangenehm. Aber das hielt mich vom weiteren Holzspalten nicht ab. Denn der Holzstoss, der nach der unfreiwilligen Unterbrechung auf dem Hof zurückgeblieben war, hatte sich in der Zwischenzeit merklich verringert.

Einmal führte ein glücklicher Zufall zu einer ungeahnten Ergänzung unserer Brennstoffvorräte. Ich putzte mir früh morgens in unserem zweiten Zimmer die Zähne. Als ich mich bückte, um in den Eimer auszuspucken, schaute ich zufällig durch das Fenster. Der Blick ging nach hinten hinaus in Schrebergärten, durch die eine Eisenbahnlinie führte. Ich sah einen Zug langsam die Gleise entlangfahren. Was war das? – Die Lok zog lauter Waggons, die mit Braunkohle-Briketts beladen waren. Auf ihnen standen einige Männer und warfen wie verrückt Kohle hinunter. Dann sprangen sie ab und sammelten die Kohle in Säcke ein. Sie hatten viel zu viel abgeworfen, so dass sie nur einen Teil wegtragen konnten. Nun, dachte ich, Säcke haben wir auch in unserem Keller. Ich raste runter, holte zwei Säcke, kletterte über die Zäune ohne Rücksicht auf zurückbleibende Fetzen meines Russenkittels und fing an, unter Herzklopfen die Briketts einzusammeln. Sie waren ihr Gewicht in Gold wert! Ich hatte bald die beiden Säcke voll. Mit Hauruck warf ich sie über den Zaun in einen Garten, kletterte nach und brachte beide sicher in unseren Keller. Wieder oben sah ich durch das Fenster die Männer mit einigen leeren Säcken zurückkommen. Sie wunderten sich, dass es nicht mehr so viel einzusäckeln gab, wie sie in Erinnerung hatten.

Die Briketts wurden im Keller neben den Holzscheiten schön gestapelt, kleinere Bruchstücke und Gries in eine Kiste eingefüllt. Der Keller war abgeschlossen und nur uns und dem Vermieter zugänglich. Trotzdem wurde das Heizgut – wie die in einer Kiste gelagerten Kartoffeln – mir einem speziell gefärbten Kreidepulver bestreut, damit man gleich merkte, wenn sich ein Unbefugter an den Vorräten zu schaffen gemacht hätte.

Dies nach dem marxistischen Motto: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser!

Eines Nachts wachte ich durch Gesang auf. Ich machte Licht: Ema sass mit glasigen Augen im Bett und sang: «Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit...». Als ich aufsprang wurde mir schwindlig. Ich taumelte durch die offene Tür in das erste Zimmer. Die Tür stand immer auf, damit die Restwärme des Kanonenofens die Kälte aus unserem Zimmer vertrieb. Die eine Wand unseres Zimmers nach Osten war innen bereits mit einer tiefenden Eisschicht bedeckt. Ich stützte mich an einer Tischseite ab, der Tisch kippte um, und ich fiel zu Boden. Dadurch kam ich wieder zu mir. Ich konnte kaum atmen, so stickig war es in den Zimmern. Die Luft schien mir die Kehle zuzuschnüren. Ich stürzte zum Fenster, riss es auf und lehnte mich nach draussen. Sofort ging es mir besser. Ich kam mir wie nach der Ausfahrt von Untertage vor: Endlich frische Luft! Anscheinend hatte der Ostwind die unvollständig verbrannten Abgase in die Zimmer gedrückt, und wir hatten eine Rauchgasvergiftung, die aber ohne schwerwiegende Folgen blieb. Erna war wieder zu sich gekommen und schimpfte, warum wir die Kälte in die Wohnung lassen. Jetzt zog ich den alten Landser-Spruch gegen das Lüften etwas in Zweifel: «Es sind schon viele erfroren, aber noch niemand erstunken!» Wir alle hatten einige Tage danach noch mehr oder weniger Kopfschmerzen, aber zum Arzt gingen wir nicht. Wir hatten Angst, dass uns dann unser illegal eingebaute Kanonenofen weggenommen werden könnte.

Weil der Brennstoff für die Schul-Heizung verbraucht war, fiel im Januar der Schulunterricht aus. Damit wir nicht zu viel versäumten, lud uns unser Mathelehrer zum

Unterricht zu sich nach Hause ein. Die Teilnahme war freiwillig, daher kamen nur die, die an Mathe Interesse hatten – nicht die, die es am nötigsten gehabt hätten. Jeder brachte ein Stück Holz oder Kohle mit. Der Mathelehrer, ich erinnere mich, Schlapmann hiess er, war ein junger, vielleicht fünfundzwanzigjähriger Kriegsversehrter. Er hatte im Krieg ein Bein verloren, jetzt kniete er sich in seinen Beruf, um über seinen Verlust hinweg zu kommen. Er war der einzige unserer Lehrer, der diese schulfreie Zeit zum Weiterführen des Unterrichts ausnutzte.

Ende März gab es Zeugnisse. Meine Mutter und ich wurden zur Klassenlehrerin vorgeladen. Sie stellte anhand meines Zeugnisses fest, dass ich aufgrund meiner Leistung und meines Alters in die nächst höhere Klasse gehörte. Wenn ich eine Klasse zur Versetzung im Sommer nächsten Jahres überspringen würde, käme ich direkt in die Abiturs-Klasse. Darum wäre es besser, auch nicht erst zur Versetzung in diesem Sommer 1947, sondern gleich jetzt in eine Klasse höher zu wechseln. Nach einiger Diskussion einigten wir uns darauf, dass ich nun gleich versuchsweise in die zehnte Klasse vorversetzt werde.

Am nächsten Tag ging ich in die neue Klasse des mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweiges. Der Klassenlehrer gab gerade Deutschunterricht. Er wusste Bescheid, und ich wurde kurz vorgestellt. In der Klasse waren weniger Schüler als in meiner bisherigen, in der auch etwa gleich viele Jungen und Mädchen waren. Hier gab es nur eine einzige Schülerin. Im Vergleich zu der bisherigen Klasse war das Durchschnittsalter vielleicht zwei Jahre höher. Es drückten hier auch einige Kriegsteilnehmer die Schulbank. So fühlte ich mich schon eher wie unter Gleich-

chen. In einer Bank sass nur ein Schüler. Da ich nicht allein sitzen wollte, fragte ich, ob ich mich zu ihm setzen dürfte. Er bejahte und so begann der Unterricht.

Langsam bekam ich mit, es ging irgendwie um Goethes Faust. Aber die diskutierten Probleme waren mir noch schleierhafter als die im Deutschunterricht meiner früheren Klasse. Auch mein Banknachbar beteiligte sich eifrigst an den Diskussionen und bekam lobende Zustimmung vom Studienrat. Ich verstand nur Bahnhof. Ich fühlte mich auf einmal einsam und verloren. «Hier gehörst Du überhaupt nicht hin, hier passt Du nicht rein,» dachte ich mir. Ich hörte überhaupt nicht mehr zu, sondern beschäftigte mich nur damit: «Wie kommst Du hier wieder raus?» – Die Stunde war vorüber, ich packte meine Sachen. Ohne jemandem etwas zu sagen, haute ich ab. Ich lief runter zu meiner alten Klasse. Mir war klar, das war eine Niederlage.

Ich öffnete die Klassentür: Niemand war da. Mir fiel ein, dass wir heute in der zweiten Stunde Sport hatten. Der Sportplatz war ziemlich weit weg von der Schule. Es war jetzt nur die kurze Pause zwischen der ersten und zweiten Stunde, und ich würde viel zu spät kommen. Betreten drehte ich um und ging in die neue Klasse zurück. Gerade betrat der Mathelehrer die Klasse. Er begann für die Klasse mit einem neuen Kapitel: Unendliche Reihen. Er fing einführend mit endlichen Reihen an. Nach einigen Erklärungen und Darstellungen stellte er ganz einfache Fragen, niemand meldete sich. Ob ich so vorlaut sein sollte, ihm zu antworten? – Zunächst hielt ich mich zurück; als er nach der Summe aller ganzen Zahlen von eins bis Hundert fragte, war mir das gleich klar. Ich meldete mich, sagte die Lösung und musste den Lösungsgang an

die Tafel schreiben. Auch bei den nächsten Darstellungen merkte ich, dass meine Klassenkollegen hinter mir her hinkten. Als es läutete und die Stunde zu Ende war, dachte ich nicht mehr ans Zurückkehren in die alte Klasse. Ich blieb in der neuen und habe es nie bereut. So verdanke ich ein geschenktes Jahr an Ausbildung einer Sportstunde!

Mein Nachbar auf der Klassenbank wurde mein Schulfreund. Sein Name war Vollrath mit Vornamen. Wir waren sehr verschieden, hatten unterschiedliche Interessen, aber ergänzten uns prächtig: Er half mir bei den Deutschaufsätzen, ich ihm in Mathematik. Nur politisch waren wir auf einer Linie. Wir hatten den Eindruck, dass die gerade überstandene nationalsozialistische Diktatur durch eine kommunistische ersetzt werden sollte. Wir waren froh, spät aber doch durch den verlorenen Krieg politisch aufgeweckt worden zu sein. Ich fand «rechtzeitig genug zu spät!» Wir waren der Meinung, dass die von der SED (Abkürzung für Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) propagierte demokratische Entwicklung nur als Vorwand genommen wurde, um die Diktatur des Proletariats einzuführen, die wir als eine Diktatur der Parteifunktionäre vorhersahen. Wir wurden darin bestätigt, als wir unter anderem einmal als Zuhörer an einem politischen Gerichtsprozess teilnahmen und als unser Geschichtslehrer, der ein bekennender Liberaler war, mit seinen Meinungsäußerungen immer zurückhaltender wurde. Aus diesem Grunde kam für uns auch der Eintritt in die FDJ (Abkürzung für Freie Deutsche Jugend, die staatliche, einzige zugelassene Jugendorganisation in der DDR) überhaupt nicht in Frage, obwohl sich in der Klasse bald einige Funktionsträger und SED-Parteimitglieder hervortaten.

Meine zum Teil sehr pragmatische und emotionslose Einstellung zu Lebensfragen brachten Vollrath oft in Rage. Besonders meine Überzeugung: «Ubi bene, ibi patria» (*Wo es mir gut geht, ist mein Vaterland*) führte zu stundenlangen Diskussionen. Für mich war der Begriff «patria» im Sinne von Vaterland sogar sehr gefährlich. Er ist emotional belastet, nur schwer rational definierbar und daher – wie die Nazizeit bewiesen hat – manipulierbar. Was sind nicht für Untaten im Namen des Vaterlandes verbochen worden! Und dem Begriff «Patria» im Sinne von Heimat konnte ich auch nicht mehr viel abgewinnen. Er war da ganz anderer Meinung.

Ich hatte zu dieser Zeit begonnen, Notizen über meine Gedanken zu meiner Vergangenheit und Zukunft, zu Sinn und Unsinn des Lebens niederzuschreiben. Meine bisherigen Erlebnisse und meine gegenwärtige Situation unterschieden sich so sehr von denen meiner Mitschüler, dass dafür eine Erklärung zu finden sein müsste. Und weil das alles so kompliziert war, hielt ich die Ideen schriftlich fest. Einen personifizierten Gott schloss ich bald aus, denn er hätte dieses Leid der meist Unschuldigen nicht zulassen dürfen. Abgesehen davon, gab es so viele unterschiedliche Glaubensrichtungen, die ihre Quelle von Gott herleiteten, dass ich deren Ursprung nur phantasiebegabten, zum grössten Teil fanatischen Menschen zuordnen konnte. Ich sah die politischen Ideologien als Ersatzreligionen für die Menschen an, die ohne ein System von Strafen und Belohnungen nicht leben konnten. Die Vorstellungen der verschiedenen Philosophien fielen für mich in dieselbe Kategorie. Ich empfand sie als im Grundsatz logische Versuche, durch gedankliche Verknüpfungen Erklärun-

gen zu finden. Wenn Philosophen überhaupt grundsolide Denkgebäude konstruierten, standen sie auf einem nur postulierten, unbewiesenen Fundament. Die meisten Menschen wollten nicht einsehen, dass der Mensch solche existentiellen Fragen wegen seiner geistigen Unzulänglichkeit nie beantworten kann. Erklärungsversuche hierfür sah ich nur als Traumtänzeri an. Der Mensch ist allein sich selbst verantwortlich und muss so handeln, dass er seine Taten sich selbst gegenüber auch verantworten kann. Als ich dann zu dem Schluss kam, für den Menschen ist anscheinend sein Denken und sein Streben nach Erklärungen und Rechtfertigung eine Strafe, zerriss ich mein Notizheft und warf es weg. Die grundsätzlichen Überlegungen und Schlussfolgerungen habe ich aber behalten und bei Diskussionen vertreten. Sie waren immer wieder Anlass zu kontroversen Diskussionen mit meinem Freund und den Lehrern.

Einige Zeit später stellte sich ein weiterer positiver Zug meines neuen Schulfreundes heraus: er war der Sohn eines Bauern! Der Vater hatte einen Hof von zwanzig Hektar. Noch war er nicht verstaatlicht. Er war dafür zu dieser Zeit noch zu klein. Die Abgaben der Erträge wurden streng überwacht. Aber die private Bewirtschaftung erbrachte pro Hektar so gute Ergebnisse, dass für den Privatgebrauch genügend übrigblieb.

In den ersten grossen Ferien wurde ich von Vollrath auf den väterlichen Bauernhof eingeladen. Ich packte auf dem Feld ordentlich zu – wie auf dem Gut in der Tschechei gelernt. So blieb es nicht nur bei den Einladungen zu den grossen Ferien, sondern ich wurde bald der Freund des Hauses! Zu seinem Vater entwickelte sich ein besonders

gutes Verhältnis, er wurde wie mein Ersatzvater. Ich hatte höchste Achtung und Respekt vor seinen Meinungen, Vorstellungen und seiner Willensund Schaffenskraft. Er modernisierte seinen Hof, soweit es unter den damaligen Umständen ging. Auf dem Hof gab es keine elektrische Energieversorgung. Er schaffte schon 1948 einen Windgenerator an. Ein Zimmer wurde ausgeräumt und mit Batterien vollgestellt. So war auch in windstillen Zeiten für elektrischen Strom gesorgt. Seine Weitsicht kam mir schon damals zu Bewusstsein.

Dass er seinen Sohn als Sohn eines kleinen Bauern aufs Gymnasium schickte mit dem Gedanken, ihn bei Eignung studieren zu lassen, war für die damalige Zeit und bei den örtlichen Gegebenheiten im mecklenburgischen Hinterland fast revolutionär. Ihm war schon damals klar, dass er seinen Hof unter der aufziehenden politischen Entwicklung nicht würde behalten können. Aus diesem Grunde bereitete er die Aufgabe seines Hofes und die Umsiedlung nach dem Westen vor, ohne dass jemand davon ahnte.

Wir behielten uns gegenseitig bis zu seinem Lebensende, als er im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte mit hundertdrei Lebensjahren starb, in bester Erinnerung. Als ich ihn zur Feier seines runden hundertsten Geburtstages besuchte, berichtete er lebendig vor allen Gästen über Ereignisse und Erlebnisse mit mir auf seinem Hof. Dass ich zur Begrüßung ein ganzes Brot aufass, wenn ich ihn nach einiger Zeit mit seinem Sohn wieder besuchte. Dann wie Vollrath und ich ohne Sattel mit den Pferden von der Koppel geritten kamen, wie wir zu einem Familienfest die gerade gebackenen Torten versteckt hatten, und wie er mir

ein Paar Schuhe auf dem schwarzen Markt besorgte, weil ich meine Schuhe mit Draht umwickelt hatte, damit die Sohle nicht abging.

Dazu traten für meine Restfamilie noch weitere Vorteile. Jedesmal brachte ich nach dem Aufenthalt auf dem Lande etwas zu essen mit. Endlich hatten wir mindestens genügend Kartoffeln zum Sattwerden!

Damit Mutter Miete und Unterhalt bezahlen konnte, verscherbelte sie mit der Zeit das Tafelsilber und auch Teile ihres Schmucks an einen SED-Funktionär. Er kannte sich auf dem schwarzen Markt gut aus und sagte, Funktionär sei er nur zur Deckung. Diese Geschäfte waren riskant, denn derartige Wertsachen hätten gemäss sowjetischer Militär-Verordnung abgegeben werden müssen. Wir besaßen sie sozusagen illegal. In dieser Hinsicht hatten wir mit ihm Glück. Aber ich glaube, dass Mutter von diesem Schwarzhändler ganz schön übers Ohr gehauen worden ist.

Im Übrigen hatte Mutter Probleme, Arbeit zu bekommen. Vor ihrer Heirat war sie Sekretärin gewesen. Sie versuchte einmal, mit einer Schreibmaschine, die sie vom erwähnten Schwarzhändler gegen einen Ring eingetauscht hatte, Berichte zu schreiben. Es waren vergebliche Bemühungen, denn sie hatte alles verlernt, und das Schreiben dauerte so lange, dass die Besitzer ihre handgeschriebenen Originale wieder abholten, um sie woanders schreiben zu lassen. Mutter beliess es bei diesem Versuch. Nur Erna brachte etwas Geld nach Hause. Sie war Mädchen für alles. Sonst lebten wir von Sozialhilfe, denn meine Schwester ging auch wieder zur Schule.

Trotzdem blieb die soziale Stellung von Ema im Verhältnis zu unserer Mutter, als hätten sich keine Änderun-

gen zugetragen: Mutter war für Erna immer noch Frau Doktor. Mutter konnte ihren gesellschaftlichen und finanziellen Absturz, der mit dem Verlust aller Privilegien und einer radikalen Wende von Reichtum zur Armut verbunden war, nicht verwinden. Sie lebte nur noch in der Vergangenheit. Für sie war Vater an ihrem Elend schuld. Oft klagte sie ihn deswegen an. «Wäre er früher aus Oppeln abgehauen, ...» und «hätte er auf mich gehört, dann wären wir... Als es nicht mehr weiter ging, stahl er sich aus seiner Verantwortung und starb.» Ich fand das ungerecht. Auch ich vermisste Vater manchmal und dachte, wie schön es wäre, wenn er da wäre und ich ihn bei manchen meiner Probleme um Rat fragen könnte. Dass er jetzt nicht mehr lebte, konnte man doch nicht ihm zum Vorwurf machen.

Wie könnte ich Mutter helfen. Ich überlegte: Vielleicht lag es daran, dass wir kein Bild von Vater in der Wohnung hatten. Ich erinnerte mich, die Kriegerwitwen hatten immer ein Photo ihres Mannes in ihrer Wohnung zur Erinnerung aufgehängt oder aufgestellt. Nun, woher ein Photo von Vater bekommen? – Da fiel mir sein Pass ein, Mutter hatte ihn unter den geretteten Dokumenten. Den holte ich heimlich und brachte ihn in ein Fotogeschäft. Sie sollten das Passbild vergrößern und retuschieren, so dass der über das Gesicht gehende Stempel nicht mehr zu sehen war. Rechtzeitig vor Mutters Geburtstag war die Reproduktion fertig. Ich war begeistert, wie echt das Abbild von Vater war. «Das kostet fünfundzwanzig Reichsmark», sagte der Photograph. Ich fiel aus allen Wolken. Mein ganzes Vermögen betrug zweifünfzig! Ich hatte vorher nicht nach dem Preis gefragt, weil ich dachte, ich käme mit meinen Pfennigen schon hin! Damit war die Überra-

schung geplatzt. Ich pilgerte zu meiner Mutter, dachte, sie wird sich wenigstens über die Idee freuen. Da lag ich daneben. Sie schimpfte fürchterlich, sagte, davon werde Vater nicht lebendig. Sie musste die Restschulden übernehmen. So entpuppte sich meine Geburtstagsüberraschung als voller Misserfolg.

Ich sah ein, dass sie recht hatte, mich wegen meiner Dummheit, nicht vorher nach dem Preis gefragt zu haben, abzukanzeln. Wie konnte ich das wieder gutmachen? – Ich müsste ihr vielleicht zum Geburtstag Blumen schenken. Aber mein letztes Geld war ja fürs Photo draufgegangen. Da fiel mir ein: Der Weg zur Schule führte an einem Friedhof vorbei. Dort blühten jetzt riesige Fliederbüsche. Am nächsten Tag durchquerte ich auf dem Rückweg von der Schule den Friedhof und bewunderte den herrlichen Flieder. Neben einem Grab blühte ein Busch so üppig, dass er ohne erkennbaren Verlust einige Zweige an mich abgeben konnte.

Als ich kurzerhand welche abschneiden wollte, packte mich jemand unversehens am Kragen und rief: «Jetzt haben wir endlich den Grabschänder!» Hinter mir standen drei Friedhofswärter, sie waren hinter mir herangepircht und hatten jetzt ihr Opfer gestellt. In diesem Moment fiel mir ein Rat eines Mitschülers ein, der oft zu spät zum Unterricht kam und immer die irrwitzigsten Ausreden parat hatte. Der sagte mal zu mir: «Du musst immer solch unmögliche Ausreden hervorbringen, dass die Lehrer erst gar nicht auf die Idee kommen, Du würdest es wagen, solche Lügen aufzutischen.» Während ich daran dachte, schaute ich auf den Grabstein und prägte mir den Namen der dort liegenden Toten ein. Die Drei führten mich zum Fried-

hofs-Sekretariat, wo ich reumütig zugab, dass ich die Zweige nicht hätte abschneiden dürfen. Beim Gang durch den Friedhof hätte ich unversehens das Grab meiner schon lange verstorbenen Tante – ich nannte den Namen auf dem Grabstein – entdeckt und impulsiv hätte ich mit dem Flieder das Grab schmücken wollen. Die Friedhofswärter schauten verblüfft. Sie holten den Grabplan und wirklich – Name und Tatort stimmten überein. Sie wirkten zwar nicht überzeugt. Sie liessen mich gehen und schärfte mir ein, so etwas nicht noch einmal zu tun! Ich versprach das und hatte nicht mehr die Absicht, den Blumenklau zu wiederholen. So wäre die «Wiedergutmachung» meiner Mutter gegenüber fast ins Auge gegangen, und ich liess es damit bewenden.

Mutter konnte bisweilen ihre in der gehobenen Gesellschaft erworbenen Talente nutzbringend anwenden. Abgesehen von ihren Kochkünsten, die sie zu Hause beim Abschmecken der Gerichte kultiviert hatte, besass sie ein Talent, Leute kennen zu lernen und Verbindungen zu knüpfen. So machte sie einmal Bekanntschaft mit Mitgliedern der Christian Science mit dem Erfolg, dass wir eine zeitlang Care-Pakete bekamen. Einmal nahm mich Mutter mit, damit ich auf einem Harmonium Choräle spielte. Es war ein Desaster, denn ich hatte als Kind Klavierunterricht gehabt, viel war aber nicht hängen geblieben, und ich hätte erst mal üben müssen.

Einmal hatten wir ein Klassenfest, mit Frauen, wie es hiess, denn es sollte getanzt werden. Tanzen hatte ich auf dem Dorfrummel bei meinem Schulfreund Vollrath gelernt. Dort ging's zum Wochenende immer in die Wirtschaft, wo es meistens Tanzmusik gab. Als ich noch nicht tanzen konnte, stand ich immer mit Kennerblick da, be-

trachtete die Tanzpaare, aber traute mich nicht an ein Mädchen. Ich hatte Angst, mich zu blamieren. Wenn Damenwahl ausgerufen wurde, verschwand ich immer. Einmal war wieder diese Situation, und ich musste angeblich zur Toilette. Als ich dachte, die Damenwahl wäre vorbei, kehrte ich in den Tanzsaal zurück. Da trat eine kräftige, grosse Maid vor mich, packte mich und schob mich unachtsam auf die Tanzfläche. Dort umfasste sie mich, dass ich fast keine Luft mehr bekam und schob mich rhythmisch hin und her. Langsam merkte ich, es war gar nicht so schwer. Das Eis war gebrochen. Die nächsten Male war stets sie meine Auserwählte. So lernte ich Tanzen.

In Rostock hatte ich keine Freundin. Die Nachbars-Tochter, die mit uns aus dem Lager gekommen war, hatte sich zu einem hübschen Mädchen entwickelt. Sie besass einen festen Freund. Da fielen mir die Mädchen von der unteren Klasse ein, aus der ich vorversetzt worden war. Ein Mädchen hatte mir gefallen. Sie war eine Arzttochter und schien mir als meine Begleiterin geeignet. Ich lud sie ein und wurde zur Vorstellung zu ihr eingeladen. Sie und ihre Mutter empfingen mich. Die Wohnung war wie bei uns zu Hause in Oppeln wunderschön eingerichtet. Unvorstellbar! Ich liess mich in einen Sessel fallen und rutschte rücklings mit ihm über das Parkett bis gegen die Wand. Ich hatte Weichheit und Sitztiefe völlig unterschätzt. Wann hatte ich auch das letzte mal in einem Sessel gesessen! Gott sei Dank hatte ich mir noch keinen Kaffee eingegossen, und die Rutschpartie ging nicht in Richtung Tisch. Ich fand, das war keine gute Einführung. Aber dass solch ein Tollpatsch eine Klasse überspringt, liess einen guten Eindruck zurück, auch war ich Arztsohn und an-

scheinend standesgemäss. So wurde meine Einladung zum Klassenfest angenommen. Sie hiess mit Vornamen Luise!

Jeder sollte Ideen für die Gestaltung des Klassenfestes beisteuern. Da ich im Schulchor sang und eine annehmbare Stimme hatte, war der Klassenrat mit einem solistischen Gesangsbeitrag von mir einverstanden. Ich hatte schon das Lied von Ralph Benatzky gefunden und etwas angepasst.

«Oh, wenn ich könnte, so wie ich möchte, die schönste Perlenschnur, vielleicht auch eine echte, ich würde laufen, für Dich, um sie zu kaufen, für Dich.»

Du hätt'st ein Auto, für zwei Personen, um Deine Beinchen und die meinen auch zu schonen ..., Mit Dir Lieb möcht' ich gern Kuchen essen, doch meine Lebensmittelkarte ist verfressen...

Das sind Träume, die geb'ich nicht bekannt, denn ich bin leider abgebrannt.

Was hast Du schon davon, wenn ich Dich liebe, was hast Du schon, was hast Du schon davon?

Zum Nachtmahl trocken Brot und eine Rübe, was hast Du schon, was hast Du schon davon?

Ich bin nicht reich, das sag ich Dir bevor etwas passiert...»

Der Gesangslehrer begleitete mich am Klavier. Der Gesangsvortrag kam prima an, ich musste eine Zugabe geben. «Ach Luise, kein Mädchen ist wie diese ...» hatte ich mir schon vorher ausgesucht. So gut der Gesang auch ankam, so wenig Erfolg hatte ich bei meiner Luise. Ich spürte, dass ihr der Lied-Text erst zu Bewusstsein brachte, was für ein armes Würstchen ich war. Ich tröstete mich mit meinem Gesangs-Erfolg und mit dem Gedanken, dass ich ja nur finanziell arm sei. Als ich am nächsten Morgen meiner Mutter vom Fest berichtete, sagte sie trocken:

«Einem Mädchen und einer Strassenbahn soll man nicht nachlaufen; alle zehn Minuten kommt eine andere!»

Nun, in einer Hinsicht habe ich ihren Ratschlag nicht befolgt: Eines Morgens kam ich wie immer zeitlich recht knapp zur Strassenbahnhaltestelle. Diesmal fuhr die Bahn aber anscheinend besonders pünktlich weg. Ich lief ihr nach und wollte auf das hintere Trittbrett des Zugwagens aufspringen. Ich war zu spät. Als ich absprang, war ich schon auf Schotter, rutschte aus, hielt mich aber am Griff fest. Der war nass und ich rutschte langsam runter. Darauf machte ich eine Bauchlandung und konnte mich nicht mehr halten. Als ich los liess spürte ich nur noch einen Schlag ins Genick. Dann blickte ich auf und sah in einiger Entfernung die Strassenbahn stehen. Der Kontrolleur kam mit einigen Leuten angelaufen. Die wollen Dich jetzt verhaften, dachte ich, sprang auf, zog meine zerrissene Jacke aus und rannte weg.

Wie war denn die Jacke kaputt gegangen? – Ich stiess mit meinem Genick gegen die vordere Achsnabe des Anhängers. Lässig, wie man in diesem Alter war, hatte ich den Kragen hochgeschlagen. Dadurch dämpfte der dicke Kragen den Schlag, und ich trug nur einige Schürfwunden am Kopf und Gesicht davon. Zuhause waren Ema und Mutter entsetzt, als sie mich mit verschmiertem, zerschundenem Gesicht und der zerrissenen Jacke auf dem Arm eintreten sahen. «Die Wunden heilen von allein!» sagte meine Mutter ganz pragmatisch, nachdem sie sich die Schrammen angeschaut hatte. «Aber die schöne Jacke ist hin!» Ema half. Sie schnitt aus dunkelgrünem Wachstuch Flicker, die sie auf die Ellenbogen und die Schulter der Jacke aufnähte. Ich fand, jetzt sah die Jacke viel sportlicher und bunter aus.

Die nächsten Tage stand ich eine halbe Stunde eher auf und ging zu Fuss in die Schule. Irgendwann stieg ich an derselben Station wieder in die Strassenbahn ein. Ein Junge rannte der anfahrenden Tram nach und sprang auf. Grosse Aufregung, die Fahrgäste schimpften: Erst vorige Woche ist hier ein junger Mann aufgesprungen, ist ausgerutscht, wurde mitgeschleift und musste zerfetzt ins Krankenhaus gebracht werden. Ich wandte mich schnell zum Fenster, damit keiner mich erkennen konnte!

Der Fehlsprung hatte mich aber doch betroffen gemacht. Anscheinend waren die Büffeleien für das Abitur nicht ohne Auswirkungen auf meine Kondition geblieben. Zwei Jahre zuvor war ich in den Sportverein Einheit eingetreten, wurde in die erste Mannschaft der Kurzstreckenläufer aufgenommen und hatte recht gute Wettkämpfe auf Landesebene bestritten. Jetzt in der obersten Schulklasse hatte ich alle Tätigkeiten neben Lernen aufgegeben. Ich nahm mir vor, mehr für die körperliche Ertüchtigung zu tun und fing wieder an zu trainieren. Viel Spass machten mir die kurzen Laufstrecken von zweihundert bis vierhundert Meter. Trainiert wurde barfuss, denn ich hatte keine Turn- oder gar Rennschuhe. Schuhe liess ich mir nur beim Wettkampf von einem Sportkameraden, der dieselbe Schuhgrösse hatte. Das intensive Barfuss-Training blieb nicht ohne Folgen. Ich bekam im rechten Fussballen Knochenhautentzündung. Nun konnte ich eine zeitlang überhaupt nicht mehr gehen. So hatte ich weiterhin genügend Zeit zum Lernen für das Abitur.

Wir waren inzwischen in eine andere Schule umgezogen und gingen jetzt in die so genannte Übungsschule der Universität Rostock. Es nahte das Abitur, für mich der ab-

solute Höhepunkt. Die schriftlichen Arbeiten in Deutsch, Mathematik, Biologie und Physik überstand ich gut, obwohl der Mathelehrer uns noch eine böse Falle stellte. In einer Aufgabe aus der sphärischen Geometrie sollten wir die Entfernung zweier Sterne bestimmen. Hierbei waren einige Daten vorgegeben, mit denen wir aber vorher nie gerechnet hatten. Mit einiger Mühe kam ich analytisch, ein anderer geometrisch zur Lösung. Der Mathelehrer – wir nannten ihn Schinner – sagte: «Diese Aufgabe wollte ich mit Ihnen durchsprechen, als Sie einmal eigenmächtig die Stunde ausfallen liessen!»

Rückblickend muss ich zugeben, dass wir uns in der Schule einiges erlaubten – zumindest für die damalige Zeit. So brachten wir uns eines Tages Sitzkissen mit unter dem Motto: «Das Leben ist eh' hart genug.» Daraus entwickelten sich bisweilen regelrechte Kissenschlachten, selbst während des Unterrichts. Oder wir beschlossen, der Schultag sei zu anstrengend gewesen, und wir gingen alle eine Stunde früher nach Hause. Ich glaube, es lag auch daran, dass viele von uns mehr erlebt und mitgemacht hatten, als mancher fünfzigjährige oder ältere Lehrer. Wenn die dann ihre Machtposition ausspielen wollten, spielten wir eben nicht mit. Nur unseren Klassen- und Deutschlehrer achteten wir. Er hatte den Krieg als Offizier mitgemacht, war streng, aber gerecht und zeigte für uns grosses Verständnis. Wir empfanden ihn als eine ausserordentliche Persönlichkeit.

Dieser Klassenlehrer brachte eines Tages die Ergebnisse der schriftlichen Abitur-Arbeiten und Notizen über vorgeschlagenen Zensuren im Abitur mit. Daraus leitete er Vorschläge für die mündlichen Prüfungen in den Einzelfä-

chern ab. Bei mir sagte er: «Sie haben überall prächtige Noten, nur in Deutsch haben Sie ein Genügend. Dies ist das einzige Fach, wo Sie sich noch verbessern könnten. Wenn nicht, brauchen Sie nicht mehr zur mündlichen Prüfung zu kommen.» – «Nein», entgegnete ich. «Ich bin mit der drei völlig zufrieden». Auch er war über meine Antwort sehr erfreut, denn ich hatte ihn mit meinen unkonventionellen, extrem materialistischen – in meinen Augen realistischen – Ansichten während des Deutschunterrichts oft in Verzweiflung gebracht, und er wollte sich diese Diskussionen mit mir vor dem Prüfungsausschuss ersparen. So wurde ich von der mündlichen Prüfung befreit und hatte mit drei anderen Mitschülern schon eine Woche früher als die anderen das Abitur sicher.

Voll Freude stürmten mein Freund Vollrath und ich nach Hause. Wir hatten bis zu mir denselben Weg. Wie waren wir froh und glücklich, dass alles so gut geklappt hatte! Wir sprachen über die vergangenen Jahre und liesen die gemeinsame Schulzeit mit den geglückten und misglückten Streichen an uns vorüberziehen. So wie wir einmal unseren Mathelehrer nass machen wollten und einen Eimer mit Wasser auf die angelehnte Klassenzimmertür stellten. Ich sollte aufpassen, wenn er kommt. Dann kam er unvermutet von einer anderen Seite des Korridors. Ich stürmte, ohne an die installierte Dusche zu denken, in die Klasse: «Er kommt, er kommt!» – und ich stand im Regen!

Wir hatten auf einmal so viel zu erzählen. «Weisst Du noch, wie ..?» «Erinnerst Du Dich,...?» Nicht alle Mitschüler waren durchgekommen. Am stärksten hatte uns das Schicksal von einem mitgenommen, der hoch intelligent war, oft gegen mehrere von uns ohne Brett gleichzei-

tig Schach gespielt und gewonnen hatte, wir mit Brett und Figuren. Eines Tages blieb er weg. Dann kam er überhaupt nicht mehr: Es hiess, er hatte das Leben nicht mehr verkraftet und war in die psychiatrische Anstalt in Gehlsdorf eingewiesen worden. Ich konnte nicht verstehen, wie es diesem hoch intelligenten, genialen Menschen erging.

Unsere Schritte wurden immer kleiner, der Gang wurde immer langsamer. Dann setzten wir uns kurz vor meinem zu Hause auf eine Treppe. Wir hatten noch so viel zu erzählen, uns an so viel zu erinnern. Ohne dass wir es sagten, wurde uns langsam klar, dass ein wichtiger Lebensabschnitt zu Ende gegangen war. Ich hatte nie davor nur einen Gedanken daran verschwendet, was nach der Schule geschehen wird. Erst einmal das Abitur machen, das Weitere wird sich von allein regeln. Nun war dieses Ziel erreicht. Wie wird es weiter gehen? Vollrath hätte als Sohn eines Kleinbauern hier in Rostock studieren können. Aber hier in Ostdeutschland bleiben?! – Das kam für ihn nicht in Frage. – Bestimmt werden sich unsere Wege trennen. Werden wir uns dann jemals wieder sehen? – Auf einmal schien die ganze Freude weg zu sein. Vollrath meinte, dass wir weiterhin in Kontakt bleiben werden. Dann fiel uns ein, dass wir noch unsere Abiturs-Feste zu begehen haben. Darauf müssten wir uns jetzt konzentrieren! Das half, das seelische Tief zu überwinden. So verabschiedeten wir uns und gingen nach Hause.

Dort wusste man von der Bedeutung des Tages, und ich wurde mit besorgten Fragen empfangen: «Was ist passiert?» – «Hast Du die schriftliche Prüfung verhauen?» – «Ist doch alles nicht so schlimm!» – Man liess mich gar nicht antworten. Ich konnte mir keinen Reim auf ihre selt-

samen Fragen machen. Dann stellte sich des Rätsels Lösung heraus: Sie hatten uns durch das Fenster auf der Treppe hocken gesehen. Wir schienen so traurig zu sein, dass etwas Schreckliches hatte passiert sein müssen.

Die Abitur-Feiern kamen: zuerst die offizielle Feier in der Übungsschule der Universität, darauf die private, zu der wir auch unsere Lehrer eingeladen hatten. Die Vorbereitungen liefen schon seit einiger Zeit. Mein Freund Vollrath brachte vom Bauernhof Zuckerrüben, Kartoffeln und ein halbes Schwein mit. Mein Beitrag war, dass ich die Zuckerrüben säuberte und schälte. Zu Hause bei einem Mitschüler zerschnipselte ich sie und füllte sie in einen Kupferkessel. Dort wurden die Zuckerrüben gekocht, zerdrückt und nach Abkühlen in eine grosse Korbflasche überführt. Danach wurde der Brei mit Hefe versetzt. Jetzt begann die Gärung. Nach einigen Tagen konnte hochprozentiger, ausgezeichneter und klarer Schnaps destilliert werden. Ein anderer Mitschüler, dessen Eltern ein Lebensmittelgeschäft besaßen, spendete ein paar Kilo Erbsen. So war das festliche Abendessen gerettet. Wir mieteten einen Raum im Kurhaus von Warnemünde mit einer Combo zum Tanzen.

Das erste Mal brauchte ich Geld, denn ich wollte nicht mehr mit so leeren Taschen, wie bei der letzten Klassenfeier, dastehen. Da erinnerte ich mich an meine Briefmarkensammlung. Ich kramte sie aus dem halb vergammelten Koffer. Sie hatte sich in der Feuchtigkeit in einen einzigen zusammengeklebten Pappklumpen verwandelt. Mir blieb nichts anderes übrig, als sie ins Wasser zu legen, die Briefmarken vorsichtig abzulösen und so zu trocknen, dass sie nicht wellig wurden. Für die gestempelten Briefmarken

war das kein Problem. Aber die wertvolleren ungebrauchten verloren ihre Gummierung und damit auch ihren Wert. Ich ordnete alle Marken nach dem Erscheinungsdatum, ungestempelte neben gestempelte, und steckte sie in ein spezielles Briefmarkenalbum. Das Album war sozusagen meine Erst-Investition. Ich war selber erstaunt, wie viele Seiten ich voll bekam und wie wertvoll das alles aussah. Darauf hing ich einen Anschlag, Briefmarken zu verkaufen, mit meiner Adresse am Schul-Eingang auf. Ein paar Tage später läutete ein Mann mittleren Alters an unserer Wohnungstür und erkundigte sich nach den Marken. Ich bat ihn in die Wohnung. Bevor er sich die Briefmarken ansah, blickte er sich im Zimmer um und betrachtete die aufgehängten Bilder. Während der Vorbereitungszeit zum Abitur hatte ich zur Entspannung Bilder gemalt. Einige hatten wir zu Hause in Ermangelung von sonstigem Zimmerschmuck an die Wand geheftet. Er war ganz begeistert. Von Beruf war er Kunstmaler und Bildhauer und lud mich zu sich ein, um mir seine Bilder zu zeigen. Über den Preis für die Briefmarken waren wir uns schnell einig. Ich hatte mir so um die zwanzig Mark vorgestellt, sagte es aber nicht. Er gab mir freiwillig siebzig Mark! Für mich ein Vermögen. So konnte ich gleich einen Teil des Geldes meiner Mutter zur Auffrischung der Haushaltskasse weiterreichen.

Seine Einladung nahm ich gern an, insbesondere, da er auch die Meisterschülerin kannte, die mich zum Mal-Unterricht in ihre Mal-Klasse der Universität mitgenommen hatte. Seine Bilder beeindruckten mich sehr. Es waren realistische, zum Teil auch surrealistische aber erkennbare

Darstellung aus der Arbeitswelt: Pflügende Bauern mit Pferden, Bilder von der Schiffswerft und Fischer-Szenen. Leider habe ich seinen Namen vergessen.

Dann kam der Tag der Abiturfeier, alles war vorbereitet. Diesmal hatte ich «die schöne Müllerin» – unsere Nachbarochter, Trautl hiess sie mit Vornamen – eingeladen. Ihr Verlobter war von meiner platonischen Freundschaft und sonstigen Harmlosigkeit überzeugt. So fuhren wir mit der Bahn nach Warnemünde. Es war das erstemal, dass ich jemanden eingeladen hatte und auch bezahlen konnte. Ich war stolz!

Wir kamen an, und waren nicht die letzten. Die Lehrer, die wir mit einem Hintergedanken auch eingeladen hatten, wurden jeweils mit einem Tusch begrüsst. Dann wurden Reden geschwungen, es wurde gegessen, getrunken, zwischendurch getanzt. Die Stimmung wurde immer prächtiger, bis drei von uns, zwei Mitschüler und ich, unseren Schul-Sketch präsentierten. In diesem Stück spielten wir ein fiktives Pausengespräch zwischen den Schülern über die Lehrer nach. Wie es sich für ein solches Spiel gehört, wurden die Fehler und Eigenheiten der Lehrer überspitzt und kritisch dargestellt – im Nachhinein würde ich sagen, manchmal übertrieben – unter die Lupe genommen. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich deren Reaktionen. Dass wir mit unseren Seitenhieben richtig lagen, erkannte ich am schadenfrohen Lachen der Nicht-Betroffenen. Aber die Lacher wurden immer weniger, zuletzt lachte nur noch der Turnlehrer. Nach dem Stück standen die Lehrer auf und fuhren nach Hause. Nur der Turnlehrer wollte bleiben, traute sich dann aber doch nicht, als die anderen riefen, und er lief ihnen nach. Vorher fragte er, ob er den stacheligen Kaktus mitnehmen dürfe. Den hatten wir zum

krönenden Abschluss unserem Direktor verehrt, weil er immer so kratzbürstig war. Natürlich hatte der den Kaktus nicht mitgenommen.

Wir hatten unser Abiturszeugnis in der Tasche und konnten jetzt ungestört feiern. Da ging's noch ganz schön zu und her. Besonders unser selbstgebrauter, hochprozentiger Schnaps hatte es in sich. So mussten wir unseren Klassensprecher Ebbi aus der Ostsee holen. Er stand in seinem guten Anzug bis über den Gürtel im Wasser und rief, er hätte sich verlaufen, das wäre hier alles so nass. Wir zogen unsere Sachen aus, sprangen in die See und holten ihn raus. Der Nebeneffekt war, dass wir alle wieder nüchtern wurden. Da es eine warme Nacht war, hatte der feuchtfröhliche Ausflug keine gesundheitlichen Folgen. Wir fanden, es war eine wunderschöne Feier und ein würdiger Abschluss unserer Schulzeit gewesen.

Studium in Frankfurt/Main

Über die Zeit nach dem Abitur hatte ich mir bisher keinerlei Sorgen gemacht, denn ich wollte wie mein Vater Mediziner werden. Ich bewarb mich an der Uni Rostock als Student der Medizin. Als Sohn eines Arztes durfte ich nicht studieren. Damals – 1949 – mussten Arbeiter- und Bauernkinder auf die Universität, und der Arzt war noch nicht in die ‘schaffende Intelligenz’ einbezogen worden. Da spielte es keine Rolle, ob der Vater noch lebte oder tot war.

Einigen ehemaligen Mitschülern ging es ähnlich. Vom Hörensagen wussten wir, dass in den Uranbergwerken von Aue besonders hohe Löhne gezahlt wurden, dass die Bergarbeiter die beste Lebensmittelkarten bezogen und dass dort stets Arbeitermangel herrschte. Mit meiner Erfahrung würde man mich sofort nehmen. Ich konnte mir vorstellen, dass die dortigen Arbeitsbedingungen bestimmt besser als in der Kriegsgefangenschaft waren. Aber es wurde gemunkelt, dass viele Bergleute frühzeitig krank wurden. Ausserdem war ich froh, nicht mehr in der ewigen Dunkelheit arbeiten zu müssen. So blieb mir zunächst nichts anderes übrig, als abzuwarten, ob das recht gute Abiturszeugnis nicht doch noch eine Studierlaubnis bewirken würde. Und dazu die Bestätigungen über mein proletarisches Engagement: Torfstechen an Wochenenden, Erntehilfe, Steine klopfen (Aufräumen von Ruinen), meine fast zweijährige Arbeit während der Kriegsgefangenschaft in der CSR sowie die Mitgliedschaft im Schülerrat. Aber ich merkte bald, dass die beiden letzten Angaben nicht den ideologischen Vorstellungen der herrschenden Klasse für einen zukünftigen sozialistischen Mediziner entsprachen: Erstens war die Tätig-

keit in der CSR nicht freiwillig und zweitens hatte ich mit meinem Schulfreund im Schülerrat recht liberale, nicht dem sozialistischen Gedankengut entsprechende Meinungen vertreten. Was aber am schwersten wog: Wir hatten uns standhaft geweigert, in die FDJ, die SED-Jugendorganisation, einzutreten.

Da ich also nicht studierte und auch keine Lehre annahm, wurde mir einige Wochen nach dem Abitur eine Arbeitsstelle als Hilfsarbeiter zugewiesen. Ich wurde Isolierer bei der damals noch privaten Firma Reinhold & Co, einer Tochter der westdeutschen Gesellschaft gleichen Namens. Im Inneren hatte ich die Hoffnung, mich vielleicht irgendwann über Auslandsaufträge absetzen zu können. Denn eins war mir klar, Studium hin oder her, hier in der Ostzone wollte ich nicht mehr bleiben. Ich hatte immer das unbestimmte Gefühl, ich werde bespitzelt. Wildfremde Menschen sprachen mich manchmal während der Arbeit an und fragten mich, was ich hier tue. Ob ich wüsste, dass die Schiffe, die hier gebaut werden, gar keine Fischkutter seien, sondern Küstenwachboote. Wenn dann der Vorarbeiter kam, verschwanden solche Störenfriede. Als ich diesen einmal fragte, was diese Leute hier machen, zuckte er nur mit den Schultern.

Zunächst arbeitete ich in der sowjetischen Neptun-Werft AG als *Isolierowtschik*. Die Aufgaben waren: In Schiffsneubauten die Bootskörper mit Glaswolle abzudecken. Wenn wir Isolierer an Deck kamen, verliessen alle anderen fluchtartig das Schiff, denn wer mit Glaswolle schon einmal Bekanntschaft gemacht hatte, wusste, dass Glaswolle in der Kleidung den Träger noch tagelang



Von Juli 1949 bis März 1950 arbeitete ich nach meinem Abitur auf der sowjetischen Werft als Isolierer, weil ich nicht studieren durfte.

mit Juckreizen peinigte. Manche bekamen eine regelrechte Glaswollkrätze. Auch ich hatte Beschwerden, aber sie waren erträglich. Anscheinend war ich durch die hundertfachen Flohbisse während der Nächte im Lager in Häjek abgehärtet. Zudem bekamen wir die beste Lebensmittelkarte der arbeitenden Bevölkerung (gleich nach den Funktionären) und ich hatte Anspruch auf täglich einen halben Liter Milch. Die entsprechende Lebensmittelkarte wurde mir gleich zugeteilt. Die Bezugskarte für die zusätzliche Milch-Ration bekam ich aus unerfindlichen Gründen – trotz laufenden Nachfragen bei der Stadtverwaltung – nicht.

Da wurde ich sauer und wandte mich mit einem Leserbrief an die Rostocker Zeitung. In diesem schrieb ich sinnemäss, dass man mir als Mitglied der arbeitenden Bevölkerung die mir zustehende Milchration verweigere, während viele Funktionäre, die keine gesundheitsgefährdende Arbeit ausführen, noch bessere Lebensmittelkarten bekämen.

Die Leserzuschrift wurde nicht gedruckt. Zwei Tage später sah ich einen Mann in Stiefeln, Ledermantel, dunklem Schlapphut und weissem Hemd mit Schlips über die kreuz und quer liegenden Bohlen auf dem Schiff, wo ich gerade Glaswollmatten verlegte, herumstaksen und die anderen Arbeiter etwas fragen. Als der eine Arbeiter auf mich zeigte, bekam ich einen ordentlichen Schrecken. Ich fühlte mich in die Tschechei zurückversetzt und musste an mich halten, um nicht wegzulaufen. «Bist Du der Hans-Jürgen Hantke?» fragte er mich. Als ich bejahte, sagte er, ich solle mit ihm zum Politbüro mitkommen. Mit klopfendem Herzen trottete ich hinter ihm her. Dabei zermartete ich mir mein Gehirn, was man mir wohl anlasten könnte.

Ich wurde in ein Büro neben dem Zimmer der sowjetischen Werft-Verwaltung geführt. Dort sass ein recht unscheinbarer, kleiner Mann hinter einem riesigen Schreibtisch. Im Hintergrund Fotos von Pieck und Grotewohl. Wie ich erfuhr, war er der für die Werft verantwortliche Polit-Offizier. Freundlich forderte er mich auf, Platz zu nehmen, angelte einen Aktenordner vom Tisch und las aufmerksam einige Zeit darin. Ich wusste, das ist Taktik, denn ohne Kenntnis dieses Inhalts hätte er mich nicht holen lassen. Dann räusperte er sich und fing mit einer erstaunlich festen und tiefen Stimme an: «Du hast recht, dass Dir ein halber Liter Milch pro Tag zusteht. Ich habe sofort angeordnet, dass Du sie bekommst, und auch für die bereits vergangenen Tage kriegst Du die Bezugsabschnitte nachgeliefert». – Also darum ging es. Dann machte er eine Pause und fragte unvermittelt: «Warum hast Du Dich an die Zeitung gewandt und bist nicht zu uns gekommen, denn wir von der SED vertreten doch Deine Interessen!» – Jetzt hat er einen Fehler gemacht, dachte ich. Hätte er gesagt, das Interesse der arbeitenden Bevölkerung, wäre mir eine Ausrede schwerer gefallen. So konnte ich antworten: «Ich glaubte, die SED vertritt nur die Interessen ihrer Mitglieder, deswegen habe ich die Zeitung angeschrieben!» Er schüttelte ärgerlich den Kopf. Dann fragte er mich, ob ich nicht Mitglied der SED werden wolle, da ich nicht einmal in der FDJ wäre. Ich antwortete darauf, ich sei schon im FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) und im Antifaschistischem Kulturbund. «An Deiner Stelle würde ich mir einen Eintritt in die Partei doch überlegen,» antwortete er scharf und fügte hinzu: «wenn Du jemals studieren möchtest!» Damit war ich entlassen und ging erleichtert zum Schiff zu meiner Arbeit zurück. Alle

schauten mich ganz komisch an. Als ich nach Hause kam, reichte mir Mutter strahlend die Milchkarte. Mittags hatte ein Mann sie abgegeben.

Es wurde Winter und das Arbeiten machte noch weniger Spass. Da wir als erste in den nackten Bootsrumpf stiegen, um die Glaswollmatten anzubringen, waren wir vom kalten Wasser nur durch die Stahlwand getrennt. Türen waren auch noch nicht eingebaut. So wurde dann die sozialistische Tageszeitung missbraucht und als Wärmeisolierung zwischen Hemd und Pulli eingezogen. Eine Zeitung hatten wir nicht abonniert. Es lagen immer genügend Exemplare im Müll. Aber nicht nur hierfür war sie nützlich, sondern sie diente auch als Fusslappen in den Holzpantinen, die ich auf der Werft anhatte. So kam ich trotz der Widrigkeiten gesund durch den Winter.

Das Arbeiten als Isolierer hatte noch einen Vorteil. Zuhause war der Brennstoff rar, so dass sich Kochen und Heizen auf ein Minimum beschränkten. Neben den Schiffen, auf denen wir arbeiteten, lagen grössere Pötte auf Reede zur Überholung. Meistens wurden die Bohlen der Oberdecks neu belegt, und so lag überall Restholz herum. Zwar war es verboten, Sachen, besonders Holz, von der Werft nach Hause mitzunehmen. Am Torausgang wurden die Handtaschen streng gefilzt. Wir stopften unsere Handtaschen mit den entsprechend zugeschnittenen Bohlen voll, legten ein Hemd oder einen Schal oben drauf und garnierten das Ganze mit einigen Flocken Glaswolle. An der Ausgangs-Kontrolle hiess es: «Was ist in der Tasche?» oder: «Arbeitskleidung herzeigen!» Beim Anblick der glaswollenen Reizware wurde eine Handtaschen-Inspektion abrupt unterbrochen, und wir wurden wie Aussätze weggejagt.

Eines Tages hiess es, die Grenze zum Westen bei Herrnburg wird aus Anlass irgendeines besonderen Ereignisses am 7.11.49 (oder war es der 17.11.49?), geöffnet. Es ist im Nachhinein immer wieder frappierend, wie solche Gerüchte entstanden, woher sie kamen, wer sie verbreitete, wie sie sich verbreiteten, obwohl allein solche antisozialistische Gedanken verboten waren. Jedenfalls hörte ich es und wollte meine Chance wahrnehmen. Ich holte mir eine Arbeitsbescheinigung von der Firma, mit der ich dann bei der westdeutschen Gesellschaft weitermachen wollte, nahm mir ein paar Tage Urlaub. Auch die Frau im Personalbüro hatte von der Grenzöffnung gehört und wünschte mir viel Glück. Meine Mutter redete mir sofort zu, obwohl sie jetzt auf das Geld, das ich ihr von meinem Lohn abgab, verzichten musste. Ich kaufte eine Fahrkarte nach Herrnburg und stieg in den überfüllten Zug ein. Alle wollten in den Westen! Als wir in den Bahnhof der Endstation einfuhren, wimmelte es von aufgeregter herumlaufenden und herumschreienden Vopos (geringschätzigste Bezeichnung für Volkspolizisten) und Grenzern: «Alles wieder einsteigen, zurückfahren!» Aber keiner kümmerte sich darum.

Ein grösserer Tross setzte sich in Bewegung. Bestimmt wussten die Leute, wo die Strasse hinführte, und ich kämpfte mich an die Spitze. Und richtig, ganz vorn sah man schon den Schlagbaum. Dort standen staunende Sowjetsoldaten und wussten nicht, was sie tun sollten. Nun kam Bewegung in den Trupp; ein Apparatschik schrie herum, Soldaten stürmten aus der Wache. Auch die herumlungernenden Soldaten liefen nach ihren Waffen, stellten sich vor den Schlagbaum und legten auf die herannahenden Massen an.

Was jetzt tun? – Lieber feige und lebendig als tapfer und tot, dachte ich und schlug mich seitwärts ins Gelände. Die Westzone war zum Greifen nahe, da konnte ich doch nicht aufgeben. Wo der Westen war, sah man. Denn nach dem Auftreten der Sowjetsoldaten vor dem Schlagbaum hatten viele denselben Gedanken wie ich. Hunderte liefen in Richtung grüne Grenze. Es wurde ernst. Schüsse fielen, und die Luft wurde metallhaltig, wie wir im Krieg sagten. Wie beim Volkssturm gelernt, schmiss ich mich hin, sprang für ein paar Sprünge wieder auf, um mich wieder in den Dreck zu werfen. Ich hörte die Kugeln über mich weg pfeifen und sagte mir, bestimmt wollen sie dich nicht treffen. Vor mir sah ich ein Feld mit Unterholz liegen. Das schien mir das Richtige, um dort die Nacht abzuwarten. Ich verschwand hinter den Büschen, und es wurde langsam ruhig.

So gut schien die Wahl dieses Ortes nicht gewesen zu sein. Je weiter ich ging, desto sumpfiger wurde es, man hatte zudem keine Orientierungspunkte und wusste gar nicht, wo es weitergehen könnte. Dann sah ich einen Leidensgefährten, der bereits ermattet auf einem Wurzelstock sass. Er war schon vor der Schiesserei querfeldein gerannt, um die Grenze zu erreichen, hatte sich aber völlig verlaufen. Was nun? – Die Lösung kam recht unspektakulär. Ein Vopo mit Hund spürte uns auf. Zunächst verlegten wir uns aufs Verhandeln: «Hör mal Kumpel, wir sind doch noch ärmere Schweine als Du. Wir wollten doch nur mal zu unseren Verwandten und hatten mitgeteilt bekommen, dass heute die Grenze geöffnet wird. Unser ganzes Ersparthes haben wir für die Fahrt ausgegeben. Dir hilft es doch nicht, wenn Du uns abschleppst, kannst doch mal ein Auge zudrücken.»

Während der ganzen Zeit blieb er im respektvollen Abstand, das Gewehr im Anschlag, den kläffenden, zähnefletschenden Hund am Koppelschloss festgemacht. Nach einiger Zeit sagte er: «Euer Reden hat gar keinen Sinn, man hat Euch reinlaufen sehen, und Ihr kommt ohne mich nicht mehr raus.» Was blieb uns übrig. Er zeigte, dass wir ihm nachfolgen sollten, und wir trotteten hinterher. Welche Konsequenzen würde das Abenteuer haben?

Wir erreichten zur Dämmerung ein Wachhäuschen, in dem eine Unzahl von verdreckten, enttäuschten und müden Menschen bereits herumhockte. Routinemässig wurden unsere persönlichen Daten von einem Uniformierten aufgenommen. Ich bekam einen Ordnungsstrafbescheid kraft Auftrags der SMAD (Abkürzung für Sowjetische Militär-Administration in Deutschland) über fünfzig Ostmark, plus zweifünfzig Gebühr, zahlbar sofort oder innerhalb von dreissig Tagen zu überweisen an die Grenzbeobachtung Gadebusch, Kommandantur Herrnburg. Angeblich hatte ich kein Geld mit. So wurde ich in den nächsten Zug Richtung Rostock abgeschoben.

In Rostock meldete ich mich bei den Leuten der Firma Reinhold zurück. Da sie von meinem Vorhaben wussten, waren auch sie voller Sorgen über die Folgen. Die Ordnungsstrafe zahlte ich erst einmal nicht. Und es geschah – nichts! Es waren so viele Grenzgänger erwischt worden, dass die Verwaltung total überfordert war. So froh ich darüber war, so wunderte es mich doch. Denn die Überwachung durch den Staat hatte ich bisher als perfekter angesehen.

Nun ging das Isolieren auf den Schiffen weiter. Mittlerweile wurde meine Arbeitsstelle nach Warnemünde auf die Warnow-Werft verlegt. Statt Isolierung von Schiffneubauten wurden hier alte, während des Krieges gesunkene und wieder gehobene Schiffe entrostet und auf neu getrimmt. Die Arbeiten waren auch insoweit nicht mehr so unangenehm, da hier Warm- und Kaltwasserleitungen und Heizungsrohre mit Asbeststoff isoliert werden mussten. Und Asbest piekt nicht, (ist aber krebserregend!).

Einmal brachte einer eine Neuigkeit mit, die wir heiss diskutierten. Es hiess, die Wilhelm Gustloff soll gehoben werden, und es werden Freiwillige für das Bergen der Überreste gesucht. Die Wilhelm Gustloff war ursprünglich ein Kreuzfahrtschiff für Arbeiter und Angestellte. Ende des Krieges diente sie als Lazarett- und Ausbildungs-Schiff. Während ihrer letzten Fahrt hatte sie eine Vielzahl von Flüchtlingen in Gotenhafen bei Danzig aufgenommen, um sie vor den herannahenden russischen Truppen nach dem Westen in Sicherheit zu bringen. Das Schiff wurde am 30. Januar 1945 von einem russischen U-Boot versenkt. Einige Tausend Menschen kamen in der eiskalten See um.

Die Vorstellung, wieder in die Kälte und Nässe raus zu müssen und die ertrunkenen, verstümmelten, fünf Jahre im Wasser treibenden Wasserleichen zu bergen, dämpfte unsere erste Abenteuerlust. Ich blieb lieber in der Wärme bei meinen Rostlauben.

Manchmal war der Krach kaum auszuhalten, wenn die Entrostungs-Kolonnen die Stahlplatten in der nächsten Umgebung bearbeiteten. Wie intensiv der Rostangriff stellenweise war, erlebte ich einmal mit ungläubigem Staunen. Neben der Warmwasserleitung, die ich isolierte,

musste eine weitere Rohrleitung durch den Kabinenboden ausgeführt werden. Der Stahlboden war mit einem dicken Farbanstrich versehen, der allerdings merkwürdig rau aussah. Der Vorarbeiter der Rohrleitungsfirma zeichnete die Stelle des Durchbruchs an, nahm einen Spitzhammer und schlug auf die Stahlplatte ein, bis der Hammer knirschend ein Loch ausbrach: Die Stahlplatte war total durchgerostet! «Hier steckst Du das Rohr durch», sagte er, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, Löcher durch Stahlplatten mit ein paar Hammerschlägen zu treiben.

Einmal wurden dringend zwei Freiwillige zur Wärmeisolierung einer neu montierten Rohrleitung gesucht. Die Rohrleitung überquerte in vielleicht fünf Meter Höhe eine doppelgleisige Werksbahnstrecke. Sie diente zur Versorgung eines Schiffs mit Dampf für die Heizung. Da es kalt war, bestand die Gefahr, dass sie einfriert. Als Gerüst diente ein an den Seiten abgestützter Steg, der frei ohne Geländer die Geleise überspannte. Zunächst meldete sich einer von uns, dem sonst alle aus dem Weg gingen und mit dem niemand, aus Angst, zusammengeschlagen zu werden, arbeiten wollte. Wir wussten, dass er schon öfter im Gefängnis gesessen hatte. Er war ein Riese, sah aus wie ein Schläger – und war auch einer. Dazu war er geistig recht schwerfällig, sein Gehirn arbeitete langsam, seine Äusserungen und Schlussfolgerungen waren manchmal auch etwas verworren. Aber ich hatte den Eindruck, im Grunde war er harmlos, wenn man ihn nicht reizte. Später erzählte er mir stolz, wie er Leute, die ihn aus seiner Sicht beleidigt hatten, krankenhausreif geschlagen hat.

Nach seiner Meldung schaute er triumphierend herum und sagte: «Da sieht man, was für Angsthasen und Memmen Ihr seid!» – Zu seinem Erstaunen meldete ich mich

als Zweiter. Er wusste, dass ich das Abitur hatte. Für sein Empfinden waren die Abiturienten und die von der Studentenschule (damit meinte er die Uni) die Schlimmsten. Misstrauisch schaute er mich an. Als ich vor ihm die Leiter hochkletterte, folgte er mir nach einiger Zeit. Oben angekommen, bekam ich ganz schönes Muffensausen. Mir wurde ganz anders, denn eine Höhe von fünf Metern sieht von oben viel höher als von unten aus. Dazu kam noch, dass kein Geländer angebracht war. Und an der heissen Rohrleitung konnte man sich auch nicht festhalten, wollte man sich nicht die Hände verbrennen.

Zuerst mussten wir die Glaswoll-Rollen an einer Schnur hochziehen. Ich blieb an dem Endgerüst, wo ich mich wenigstens an der Leiter festhalten konnte. Als ich sah, wie der Riese neben mir auf den freihängenden Bohlen hin- und herschwankte, wurde mir ganz anders. Ich schnappte ihn am Kragen, zog ihn zu mir, um ihm zu zeigen, wie man sich an der Seite festhalten konnte. Als ich ihn anfasste, wollte er mir zuerst einen Schlag ins Gesicht versetzen. Ich wäre bestimmt in hohem Bogen runtergeflogen. Den Aufschlag auf der Erde hätte ich bestimmt nicht gemerkt, denn ich wäre schon gleich nach seinem Schlag k.o. gewesen. Er kam beim Ausholen so ins Wanken, dass ich ihn festhalten musste und auf die Seite ziehen konnte. «Hier festhalten!» rief ich. Jetzt hatte er kapiert und merkte anscheinend, in welcher Gefahr er gewesen war. Von da an vertraute er mir. Die zusammengewickelte Glaswolle hievte ich auf die Rohrleitung und liess sie mit einem Stoss auf dem Rohr abrollen. So war die Oberseite isoliert, und wir konnten uns wenigstens oben an dem Rohr festhalten. Er war begeistert.

Nun war ich sein bester Freund. Wenn er Probleme hatte, kam er zu mir. Wenn er wieder einmal Mist gebaut hatte, stauchte ich ihn zusammen. Alle staunten, wie ich ihn auch beschimpfen konnte, ohne dass er zuschlug. Eines Tages blieb er weg. Wir erfuhren, dass er im Hafenviertel eine halbe norwegische Schiffsbesatzung einschliesslich Kapitän zusammengeschlagen hatte, weil sie mit ihm als Nazi nicht trinken wollten.

Die Hoffnung auf einen Studienplatz hatte ich noch nicht aufgegeben. Ich muss sagen, die stärkste antreibende Kraft war meine Mutter. Sie sagte immer: «Aus Dir muss was werden. Du darfst nicht als Arbeiter oder gar Margarine-Vertreter enden!» Für sie war ich der Berufserbe meines Vaters und sollte wie er Arzt werden. Sie meinte, vielleicht könnte ich im Westen anfangen. Im Westen Medizin zu studieren war illusorisch: erstens zu teuer und zweitens bei dem Studienandrang ohne Vitamin B (Beziehung) und dazu noch vom Osten her, unmöglich. Und ohne einen Studienplatz war an eine Zuzugsgenehmigung in den Westen nicht zu denken.

Aber ich könnte in irgendeinem anderen Studienfach anfangen und dann zu Medizin überwechseln. Jedoch in welches Ersatzfach? – Musik? – Gut, ich konnte singen, kannte Noten und hatte wieder angefangen, bei Freunden auf dem Klavier herumzuklimpern. Das war doch keine genügende Voraussetzung für ein Musikstudium? – Darauf erinnerte ich mich an meine Malerei. Meine Zeichenlehrerin hatte mich in der Lehrer-Konferenz für die Abiturs-Zulassung anscheinend so hoch gelobt, dass die Lehrer zur offiziellen Abiturs-Feier meine Bilder sehen wollten. Ich brachte eine Auswahl mit, jeder wollte ein Bild

haben. Nach der Feier war ich mit leerer Bilder-Mappe, aber mit stolz geschwellter Brust nach Hause gegangen.

Das ist es! glaubte ich, und so bewarb ich mich an der Akademie für Bildende Künste in Westberlin und legte ein Empfehlungsschreiben der Zeichenlehrerin und Meisterschülerin der Uni Rostock bei. Westen bedeutete damals nicht nur Westdeutschland, sondern auch Westberlin. Im Gegensatz zur Grenze zwischen Trizonesien (englische + französische + amerikanische Zone) und der Ostzone waren damals die Grenzen zwischen den vier Zonen von Berlin und der Ostzone noch nicht abgeriegelt. Mein Schulfreund Vollrath hatte sich bereits nach Westberlin abgesetzt und ein Studium der Chemie an der dortigen Freien Universität begonnen. Als ich davon hörte, war ich zunächst erstaunt, denn ich hatte geglaubt, er wäre für ein geisteswissenschaftliches Studium prädestiniert. Aber dem Fachstudium an der Freien Universität waren zwei geisteswissenschaftliche Semester als Pflichtsemester vorgeschrieben. Dafür war er geeignet.

Nach einiger Zeit bekam ich ein Antwortschreiben, in dem ich aufgefordert wurde, mich in der Akademie für Bildende Künste in Westberlin vorzustellen und einige meiner Bilder mitzubringen. Ich schrieb meinem Freund, ob ich bei ihm übernachten könnte. Er fragte den Vermieter, der war einverstanden, und so fuhr ich nach Westberlin. Es war für mich, als käme ich in eine andere Welt. Obwohl es den Berlinern wirtschaftlich nicht gut ging, hatte ich das Gefühl, hier könnte man freier als in der Ostzone atmen. Trotzdem fühlte ich mich nicht frei, denn ich spürte im Unterbewusstsein die Insellage dieser Stadt in dem roten Meer der sowjetisch besetzten Ostzone. Zum

erstmals sah ich auch amerikanische Soldaten, Kaugummi kauende GIs (GI wird umgangssprachlich der US-amerikanische Soldat genannt) und war erstaunt, mit welcher Lässigkeit und gar nicht militärischem Drill sie umhergingen.

In der Akademie für Bildende Künste fand ein Gespräch mit einer Kommission statt, die meine Bilder wohlwollend und kritisch begutachtete. Ich würde später von ihnen hören. Danach konnte ich gehen und fuhr wieder nach Rostock nach Hause. (Ich bekam die Zulassung mitgeteilt, als ich schon zu meinem Bruder nach Frankfurt/Main gezogen war.)

Was wir in Rostock nicht wussten: mein Bruder, der in Frankfurt/Main lebte, hatte die feste Absicht, mich nach dem Westen zu holen. Nach seiner Entlassung aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft 1946 hatte er in einem Konvikt in Königstein das Abitur nachgemacht. Nach dem Abitur musste er erst einmal Geld verdienen und arbeitete aufgrund seiner englischen Sprachkenntnisse bei den Amis. Als er dann von uns und unserer Lage erfuhr, schickte er uns ab und zu Päckchen.

Einmal waren auch ein Paar todschicke, weinrote Schuhe mit einer dicken Krepp-Sohle für mich dabei. Die waren aber zu klein. Ich wusste, dass man Leder mit Harnsäure weiten konnte. Also pinkelte ich hinein und dehnte sie mit einer Schraubzwinge. Es half nicht, nach ein paar Metern musste ich die Gehversuche mit schmerzverzerrtem Gesicht aufgeben. Es gab ja noch die Tauschläden in der Altstadt. Dort konnte ich die zu engen Schuhe gegen ein Paar passende eintauschen.

Obwohl es ihm wirtschaftlich besser als uns ging, fühlte er sich im Westen allein und war sich nicht ganz sicher, ob er auch dort bleiben sollte. Daraufhin plante er einen

Besuch in Rostock. Wir holten ihn am Bahnhof ab, und er musste sich zunächst auf der sowjetischen Kommandantur melden. Als er die pelzbemützten Sowjet-Wachen vor dem Haus sah, rastete er aus: «Dort kriegt mich kein Schwein rein!» sagte er zu uns, machte auf dem Absatz kehrt und fuhr mit dem nächsten Zug in den Westen zurück.

Die kurzen Unterhaltungen mit mir über die Rostocker Verhältnisse hatten ihm gereicht: Der Hassa – das war mein Name, den mir meine Schwester als Kleinkind verpasste und den ich innerhalb der Familie behielt – muss in den Westen. Mein Bruder ging zur Uni in Frankfurt und schaute sich die Zulassungszahlen an. Medizin: unmöglich, Numerus Clausus. Auch andere Fächer wie Physik oder Chemie: vollständig überfüllt. Nur Mathematik war noch unterbesetzt. Da fiel ihm ein, wie gut Hassa in Mathe war und schrieb in meinem Namen die Bewerbung für ein Mathematikstudium, unterschrieb sie und gab sie ab. Ich hatte von alledem keine Ahnung. Und schreiben konnte oder wollte er das nicht, da immer wieder die Post in der Ostzone zensiert wurde.

Eines Abends, es war Ende Februar 1950, lag eine Postkarte an mich mit dem Universitäts-Siegel der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt in unserem Postkasten mit der Aufforderung, in vierzehn Tagen zur Aufnahmeprüfung im Mathematischen Institut in Frankfurt/Main zu erscheinen! Wie diese Karte unzensiert ankommen konnte, ist mir heute noch ein Rätsel. Vielleicht sah die Karte so offiziell aus, dass keiner an eine Westeinladung dachte. Ausserdem gab es ja auch ein Frankfurt in der Ostzone (Frankfurt/ Oder).

Jetzt hiess es handeln! Ich kannte einen Untermieter in der Nachbarschaft, der Ingenieur-Student war. Der wurde sofort nach Mathebüchern angezapft, denn ich hatte seit dem Abitur vor einem dreiviertel Jahr keine Formel mehr gesehen. Und viel Zeit blieb mir nicht. Wie sollte der zweite Versuch einer Grenzüberquerung vonstatten gehen? Zu Herrsburg hatte ich kein Vertrauen mehr. Vielleicht könnte es weiter südlich bei Helmstedt klappen. Dort gab es Wald und keinen Grenzfluss. Man müsste bis Marienborn mit dem Zug fahren, dort aussteigen, sich Richtung Westen durch den Wald schleichen, dann wäre man da. Im Nachhinein ist es kaum zu glauben, mit welcher Naivität, um nicht zu sagen welchem jugendlichen Leichtsinn ich einen solchen Schritt plante. Wieder holte ich mir von der freundlichen Frau im Personalbüro der Firma Reinhold & Co eine Arbeitsbescheinigung und informierte sie, ich würde jetzt aufhören, weil ich an der Universität in Frankfurt ('-am Main' liess ich weg) zu studieren anfangen würde. Sie schöpfte keinen Verdacht.

Meine Mutter hatte einen Oppelner Bekannten in Magdeburg, der dort in der Bahndirektion arbeitete. Zu ihm fuhr ich am 2.3.1950, übernachtete dort und bekam über ihn eine Fahrkarte nach Marienborn, dem Grenzbahnhof zwischen Ost- und Westdeutschland. Am nächsten Morgen stieg ich in den Zug nach Marienborn. Unterwegs kam eine Ausweiskontrolle: «Was wollen Sie in Marienborn?» – Ich hatte schon so etwas geahnt und antwortete, dass ich von der Bahndirektion Magdeburg zu einem Schienenbautrupps nach Marienborn abgeordnet worden sei. Wider Erwarten glaubte man mir, wahrscheinlich, weil meine Kleidung sie nicht an einem Arbeitsauftrag zweifeln liess.

Es waren die einzigen Wintersachen, die ich hatte: immer noch der mit Watte gefütterte Russenkittel aus der Kriegsgefangenschaft, Überfallhosen und eine Pelzersatz-Mütze.

Das war zunächst geschafft. Wie komme ich aber am Bahnhof durch die Grenzkontrolle? Als der Zug in Marienborn einfuhr, bremste er offensichtlich zu spät, so dass der Zug über die Sperre hinausfuhr. Die Grenzer rannten dem Zug nach, ich sprang nach der anderen Seite ab und lief in ein Bahngelände. Ich dachte, die Tür würde in einen leeren Vorraum führen, stattdessen stand ich in einem grossen Büro. Wie komme ich hier ohne aufzufallen heraus? dachte ich. In dem Dienstraum sassen mehrere uniformierte Bahn-Beamte, einer schaute hinter seinem Schreibtisch auf und fragte, was ich wünsche. Ich war auf eine solche Frage nicht vorbereitet. Jetzt konnte es brenzlich werden! Ich konnte ihm doch nicht sagen, ich wollte schwarz über die grüne Grenze. Blitzschnell erinnerte ich mich an die Idee mit der Baustelle. Während mir das Herz vor Aufregung bis zum Hals hoch schlug, sagte ich, ich käme von der Reichsbahn-Direktion und fragte scheinbar ganz gelassen nach dem Bauführer und als Name fiel mir nur Maier ein. « Der arbeitet drei Kilometer von hier Richtung Grenze!» gab er zur Antwort. Was für ein Duse!, dachte ich. Ich hätte vor Erleichterung einen Luftsprung machen können, denn wenn jetzt mein illegaler Grenzübertritt aufgefliegen wäre, hätte ich wegen des zweiten Versuchs mit anderen Konsequenzen als nach dem ersten rechnen müssen. Mit einem Auge schielte ich nach draussen. Der Zug fuhr wieder zurück, und mit ihm verschwanden auch die Grenzposten. Ich bedankte mich und rannte aus dem Haus. Jetzt also nur noch Richtung Westen.

Immer durch den Wald, und als Richtschnur dienten mir die in der Nähe verlaufenden Eisenbahnschienen. Tatsächlich entdeckte ich bald die Bauarbeiter. Sie sahen auch mich, aber sagten nichts. Ich liess mich nicht aufhalten und ging weiter.

Ab und zu schlich ich mich zu den Gleisen, um den weiteren Verlauf besser überblicken zu können. Dann sah ich einen Grenzposten in meine Richtung heranmarschieren. Ich sprang in den Wald zurück, konnte mich aber nicht mehr verstecken und blieb starr stehen. Der junge Grenzer sah richtig glücklich aus und sprach ganz fröhlich mit sich selbst. Vielleicht ging es in den Urlaub. Jedenfalls bemerkte er mich nicht. Dann kam ich an eine breit angelegte Schneise, die quer zu meiner Route verlief. Vorsichtig schaute ich nach rechts und links. Richtig: keine hundert Meter links von mir war ein Wachhäuschen. Ein Wachposten schaute mit einem Fernglas links und rechts die Schneise entlang. Was nun? – Die Lösung gab er selbst vor. Entweder war ihm zu kalt geworden oder es plagte ihn ein menschliches Bedürfnis: Er setzte das Fernglas ab, wandte sich um und ging ins Wachhäuschen. Ich mit ein paar Sprüngen über die Lichtung und wieder weiter durch den Wald.

Nach einigen Kilometern sah ich vor mir auf einem Weg einen Mann, der ganz ungeniert in Richtung Westen wanderte. Er sah aus, als kennte er die Gegend, und ich schlich mich hinter ihm her, ohne dass er mich bemerkte. Erst nach einigen weiteren Kilometern traute ich mich an ihn ran, und er erklärte, dass wir schon einige Zeit im Westen seien. Wahrhaftig sah ich Häuser auftauchen und ein Ortschild Helmstedt. Das wäre geschafft.

Ich hatte zwanzig Westmark in der Tasche und wollte noch bis Frankfurt/Main. Vielleicht konnte ich per Anhal-

ter dorthin gelangen. Die Prüfung war zum 6.3.1950 angesetzt. Heute war der dritte März. Das müsste doch zu schaffen sein! Von Helmstedt fuhr niemand nach Frankfurt/Main. Ein Autofahrer bot sich an, mich für zehn Mark nach Hannover zu fahren. So wurde mein halbes Vermögen geopfert und mit drei weiteren Grenzgängern fuhr er mich – für meine Begriffe – tief in den Westen und weit weg von der Grenze. Im Unterbewusstsein hatte ich die Vorstellung, dass man mich aus Helmstedt in den Osten zurückschleppen könnte. Darum nur schnell weg von hier.

Von Hannover fuhr auch niemand nach Frankfurt. Vielleicht hätte ich von einer Autobahnausfahrt – auch schon in Helmstedt – eher eine Mitfahrgelegenheit finden können. Aber auf die Idee kam ich nicht. Ich hatte ja auch keine Ahnung, dass es dort eine Autobahn gibt! Auf dem Bahnhofsvorplatz traf ich einen Leidensgenossen, der nach Freiburg wollte. Zusammen überlegten wir, was man machen könnte. Betteln? – Also wurden die nächsten Häuser abgeklappert: «Armer Student braucht Geld für die Heimfahrt!» – Der Erfolg dieser Aktion war deprimierend: Kein Pfennig, aber zweimal die Androhung einer Anzeige wegen Belästigung. Nach diesem Versagen war mir klar, dass ich so in der gebotenen Zeit nicht nach Frankfurt kommen konnte. Nachdem mein Kumpel vorschlug, einem reichen Passanten eins über den Kopf zu schlagen, langte mir seine Hilfe, und ich trennte mich von ihm. Auf dem Bahnhofsvorplatz von Hannover kam mir die rettende Idee. Das letzte Geld wurde für ein Telegramm an meinen Bruder Steffen geopfert: «Schicke mir Geld für eine Fahrkarte Hannover – Frankfurt/Main, hauptpostlagernd, Gruss Hassa!»

Abends ging ich an den Postschalter. Ja, eine telegrafische Postanweisung von einem Steffen Hantke liegt vor, aber sie ist für einen Hans-Jürgen Mantke bestimmt! – Das darf doch nicht wahr sein. Das ist nur ein Schreibfehler in der telegrafischen Überweisung! – Der Beamte blieb stur. Alles half nichts, auf meinem Ausweis hiess ich nicht Mantke! Als hätte mein Bruder so etwas geahnt: Er hatte zusätzlich zu meinem Namen meinen Geburtstag geschrieben! Und nach langen Diskussionen und Rückfragen mit dem Vorgesetzten sah der Mann hinter dem Schalter ein, dass die Wahrscheinlichkeit, dass ein Hantke eine telegrafische Geldanweisung an einen Mantke mit demselben Geburtstag wie der Empfänger-Hantke aufgibt, geringer ist, als ein simpler Schreib- oder Übertragungsfehler eines ‘H’ zu einem ‘M’. Ich bekam die dreissig Mark Westgeld ausgezahlt, kaufte eine Fahrkarte, für das Restgeld eine Tafel Schokolade und fuhr mit dem nächsten Zug nach Frankfurt/Main.

In Frankfurt empfing mich mein Bruder in einem amerikanischen Heim für männliche GI’s. Er arbeitete hier als Portier. Da er nach dem Krieg in den USA in Kriegsgefangenschaft war und dort als Offiziersbursche gearbeitet hatte, brachte er die erforderlichen Qualifikationen mit. Er freute sich, dass alles bis jetzt geklappt hatte, aber über mein Outfit war er gar nicht erbaut: «So kannst Du unmöglich zur Aufnahmeprüfung gehen.» Besonders entsetzt war er über den Russenkittel. Er lieh mir für die Prüfung seinen besten Anzug, Hemd und Schlips und einen dunkelblauen Regenmantel. Er war etwas schwächlicher als ich, trug die Anzugsgrösse sechsundvierzig; für mich war normalerweise Grösse fünfzig angemessen. In unge-

wollter Steifheit marschierte ich am nächsten Tag ins Mathematische Institut.

Nach Anmeldung im Sekretariat wurde ich in ein Zimmer geleitet, wo ich von einer energisch wirkenden Mathematik-Professorin und einem weiteren Professor erwartet wurde. Sie saßen hinter einem Schreibtisch und betrachteten mich interessiert. Frau Professor wies auf den ihnen gegenüberstehenden Stuhl. Ich setzte mich. Nun begann das Abfragen. Ich hatte während des Frage- und Antwort-Spiels kein gutes Empfinden, obwohl ich letztlich alles richtig beantwortete. Die verlangte Umwandlung einer Zahl vom Logarithmus der Basis 'a' zum Logarithmus der Basis 'b' hatte ich in der Schule nicht durchgenommen. Ich rechnete herum, kritzelte eine ganze DIN A4-Seite voll und war selbst erstaunt, als am Ende ein Ergebnis da stand, das richtig war. Ich merkte, wie an meinem Körper der Schweiß herunterlief. Es war nicht nur die Aufregung; man hatte mich gleich nach der Ankunft ins Zimmer geführt, so dass ich noch im Gummimantel da sass! Fast eine Stunde war seitdem vergangen.

«Zum Abschluss», sagte die Professorin, «erklären Sie uns den Unterschied zwischen einer notwendigen und einer hinreichenden Bedingung!» Ich erinnerte mich, dass derartige Kriterien bei den unendlichen Reihen eine Rolle spielen. Wie diese Bedingungen jedoch bei der Konvergenz von unendlichen Reihen genau waren, hätte ich erst wieder zusammenstottern müssen, und ich wollte das in meinen Augen vorgeführte Debakel mit der Logarithmus-Umwandlung nicht wiederholen. Darum fragte ich, ob ich diesen Unterschied auch allgemein erklären könnte. Nachdem sie mir ihre Einwilligung zunichte, sagte ich:

«Alle Karpfen sind Fische, aber nicht alle Fische sind Karpfen!» – Daraufhin zunächst absolute Stille, dann sprang der Professor auf und musste sich schnaufend die Nase putzen. Die Professorin hatte sich jedoch bald gefasst und fragte, was ich mir denn dabei vorstellte. Darauf antwortete ich: «Zum Fischsein ist es hinreichend, ein Karpfen zu sein. Um Karpfen zu sein, ist es notwendig, ein Fisch zu sein!» Ich hatte den Eindruck, das reichte ihnen, denn ich wurde gleich danach aus der Prüfung entlassen. Von der Sekretärin erfuhr ich, dass die Ergebnisse in ein/zwei Wochen im Aushang in der Uni nachgelesen werden könnten.

Schweissgebadet ging ich durch die Strassen von Frankfurt. Nach Hause konnte ich noch nicht. Was heisst hier 'nach Hause'. Mein Bruder schlief zwar im Ami-Heim, aber für mich war da kein Platz. In der damaligen Wohnungsnot war auch kein Zimmer auf dem Wohnungsmarkt zu ergattern. Dafür hatte mein Bruder bei seinem weiblichen Pendant im Heim für US-Amerikanerinnen in Frankfurt/Höchst ein leerstehendes Zimmer organisieren können. Allerdings durfte ich mich erst nach Anbruch der Dunkelheit reinschleichen.

Deprimiert berichtete ich meinem Bruder von dem Ablauf der Prüfung. Für mich stand fest, ich war durchgefallen. Ohne Zuzugsgenehmigung gab es keine Wohnung und keine Arbeit. Ohne einen Arbeitsnachweis gab es aber auch keine Zuzugsgenehmigung und erst recht nicht eine Wohnung. Auch die im Westen ansässige Hauptgesellschaft Reinhold & Co konnte oder wollte daran nichts ändern. Ich lief von einer Behörde zur anderen, von einer Firma zur anderen, um diesen Gordischen Knoten zu lö-

sen. Ich war gewillt, alles zu tun, um nur nicht wieder in die Ostzone zurückfahren zu müssen. Schliesslich erhielt ich von einer Giesserei eine Bescheinigung, dass ich dort eine Lehre annehmen könnte und dieser Beruf ein Mangelberuf sei. Aber auch diese Möglichkeit wurde als Basis für eine Aufenthaltsgenehmigung nicht anerkannt.

Früh morgens schlich ich mich aus dem Haus. Mein erstes Ziel war immer die Uni und dort der Aushang der naturwissenschaftlichen Fakultät. Da waren unter der Rubrik Mathematik Vorlesungen angeschlagen, deren Namen mir wie Böhmisches Dörfer klangen: Topologie, Matrizen-Rechnung, Multivariate Statistik; Begriffe, von denen ich noch nie gehört hatte. Und ich wollte Mathematik studieren! Da können sie mich doch gar nicht als Student akzeptiert haben! Nirgends fand ich die Liste der für Mathematik zugelassenen Studenten. So redete ich mir ein, dass vielleicht doch noch eine Chance besteht und wartete auf den nächsten Tag.

Mein Weg nach Höchst führte an einer katholischen Kapelle vorbei. Heute zögerte ich, vorbei zu gehen. Ich betrat das Kirchlein, ohne zu wissen warum. Jahrelang war ich nicht mehr in einer Kirche gewesen. Das Innere war schlicht, fast kalt, es roch nach Weihrauch. Sonst entdeckte ich keine besonderen Merkmale, ausser: an einem Beichtstuhl hing eine lila Stola, dahinter musste ein Priester sitzen. Ohne nachzudenken, fast neugierig kniete ich mich auf die Schwelle und schaute durchs Gitter. Ich hörte: «Gelobt sei Jesus Christus, was hast Du zu bekennen, mein Sohn!» Jetzt erst wurde mir bewusst, dass ich anscheinend in meine Kindheit zurückgekehrt war, in die Zeit mit dem Kinderfräulein. Damals war das Leben so

einfach gewesen: Gab es Probleme, hatte man etwas angestellt: durch die Beichte erhielt man Hilfe, und es wurde alles wieder gut! Wenn nicht – dann wollte es der liebe Gott nicht, und das war dann auch in Ordnung. Ich hatte den Glauben verloren. Ich erinnerte mich an meine letzte Beichte, als ich den Priester fragte, wer denn den Krieg gewinnen wird: Wir Deutsche, die an den lieben Gott glauben und um den Sieg beten, oder die Franzosen und Polen, die an denselben Gott glauben und ebenso um Hilfe und Schutz beten? Die Antworten empfand ich damals als hilflose leere Worte.

«Ich will gar nicht beichten,» sagte ich zu dem Geistlichen hinter dem Gitter. «Ich glaube weder an Gott, noch an die katholische Kirche. Ich habe so viel Unglück und Unrecht gesehen, dass ich nicht an die Existenz eines Gottes glauben kann.» Ich musste an das Kloster Hajek denken. Vielleicht hatte die Erinnerung daran mich in die Kirche geführt. So sagte ich weiter: «Ich muss anerkennen, dass ich und meine Angehörigen vielleicht nur durch die Hilfe eines Mönchs die Gefangenschaft überlebten. Aber das war keine Hilfe durch Gott, sondern durch einen wahren Menschen!» Und ich erzählte dem Priester meine Odyssee.

Als ich geendet hatte, versuchte der Geistliche mir die Vorteile eines festen Glaubens klar zu machen. Seine Ausführungen gipfelten in der Aussage, dass in schweren Zeiten die Ansprache Gottes vielleicht die einzige verbleibende Hilfe und der letzte Trost sei. Ich fühlte mich bestätigt. Ich würde gern an die Existenz eines Gottes glauben wollen. Dann hätte ich jemanden, dem ich für das Glück in meinem bisherigen Leben danken könnte und der mich weiter beschützen würde. Dass durch einen solchen Glau-

ben das Leben erleichtert wird, akzeptierte ich. Aber das war für mich nicht der Beweis für die Richtigkeit eines Glaubens, sondern ein frommer Selbstbetrug. Selbst der Geistliche brachte nur derartige Hilfskonstruktionen als Argumente vor. Ich verliess den Beichtstuhl und die Kirche.

In der Zwischenzeit waren vierzehn Tage vergangen. Ausser dieser Unsicherheit fühlte ich mich nicht unwohl. Ich hatte zwar kein Geld. Aber abends und früh morgens versorgte mich die Verwalterin des Heimes für alleinstehende Amerikanerinnen mit «Speis und Trank» wie eine Mutter. So etwas hatte ich mir in der Ostzone nie leisten können. Wieder führte mich mein erster Weg zu den Anschlägen in der Uni. Und heute hing dort die Namensliste der zum Mathestudium zugelassenen Studenten. Wunder über Wunder, schwarz auf weiss las ich meinen Namen. Das war eine riesige Erlösung. Jetzt fielen die Barrieren für eine Aufenthaltsgenehmigung und damit auch für eine Wohnung. Es gab noch eine Reihe von Widerständen und Hemmnissen zu überwinden, aber der grösste Schritt war erfolgreich abgeschlossen. Jetzt konnte ich für die Existenzsicherung aktiv werden.

Das Leben eines ostdeutschen Studenten im Westen

Zunächst besorgte ich mir die Zulassungsbestätigung. Der nächste Gang führte zur studentischen Wohnungsfürsorge. Dort bekam ich ein Zimmer in Frankfurt/Höchst zugewiesen. Die Vermieterin entpuppte sich als ältere Generalwitwe. Vorbedingung für ihre Zustimmung zum Einzug war, mich abends mit ihr zu unterhalten. Obwohl der Weg zur Uni recht weit war, stimmte ich zunächst zu. Ich habe es nicht bereut, denn sie erzählte mir viel von ihren Reisen nach Mexiko, Mittelamerika und China um die Jahrhundertwende. Dazu gab es kostenlos erstklassiges Abendessen und Frühstück. Mein Bruder zog mich auf: «Du hast es mit den älteren Damen!»

Mit der Zulassungsbestätigung bekam ich auch die Möglichkeit, an der kostenlosen Schulverpflegung in der Uni teilzunehmen. So war auch das Mittagessen gerettet. Der nächste Schritt war, eine Stelle zum Geldverdienen zu finden. Da ich nicht wählerisch war, bekam ich bald mein erstes selbst verdientes Westgeld in die Hand.

Zunächst hatte ich an Nachhilfe-Unterricht in Mathematik und Physik gedacht. Wie aber an die entsprechende Klientel herankommen? – Als beste Möglichkeit schienen mir Werbezettel an den schwarzen Brettern in den Oberschulen und Gymnasien zu sein: Mathematik-Student kommt nach Hause und gibt Nachhilfe in Mathematik und Physik. Mein erstes Ziel war das Bettina-Gymnasium für Mädchen direkt neben der Uni. Ich marschierte in das Direktoriens-Zimmer, wo eine resolute, ältere Dame einige Lehrerinnen gerade zusammenstauchte. Als ich eintrat,

unterbrach sie ihren Redeschwall und fragte jemanden: «Was wollen Sie?» – Die Lehrerinnen sahen mich an. Ich die Direktorin. Sie schaute an mir vorbei. Ich drehte mich um, hinter mir war niemand! «Können Sie nicht antworten?» – «Meinen Sie mich?» fragte ich zaghaft. «Ist denn sonst noch ein Fremdkörper hier?», war ihre Antwort. Jetzt erst bemerkte ich, dass sie einen Sehfehler hatte und mit mir sprach. Ich brachte mein Anliegen vor. Damit kam ich aber gar nicht gut bei ihr an. Wie eine Glucke ihre Küken verteidigt, so fauchte sie mich an: «Gehen Sie in ein Jungengymnasium, hier haben Sie nichts zu suchen!» – «Das hatte ich sowieso vor, vielen Dank!» war meine Antwort. Ich sah ein, dass hier jedes Wort zu viel war und zog ab.

Nur in wenigen Schulen durfte ich meine Idee realisieren und ein Zettelchen aufhängen. Der Grund: die Lehrer wollten ihren Nebenverdienst behalten und selber Nachhilfe-Unterricht geben! Die Resonanz auf die paar Anschläge, die ich aushängen durfte, war nicht berauschend: zwei Anfragen, und einem Schüler durfte ich letztlich in Mathe zweimal zwei Stunden wöchentlich auf die Sprünge helfen. Davon konnte ich nicht leben, viel weniger noch für die Studiengebühren sparen. Also musste ich mein Glück über den AStA versuchen.

Schon damals gab es den Studentischen Schnelldienst mit einer Zentrale beim AStA (Allgemeiner Studentenausschuss), der Arbeiten vermittelte. Manchmal war ich schon früh um sechs Uhr bei der studentischen Arbeitsvermittlung, damit ich auch wirklich eine Arbeit bekam. Ich war nicht der Einzige, der sich sein Studium (und seinen Lebensunterhalt) verdienen wollte. Bis zum Semesterbeginn musste ich mindestens die Studiengebühren zusammen haben. Ich nahm jede Arbeit, die angeboten wurde, an.

So arbeitete ich unter anderem in den Frankfurter-Asbest-Werken an einer Holländer-Walze, wo Asbestplatten hergestellt wurden. Die Werkshalle war stellenweise mit einer einige Zentimeter hohen Asbeststaub-Schicht bedeckt. Ich half als Möbelträger bei Umzügen, versuchte mich als Aushilfe in einer Firma bei der Einrichtung eines Abrechnungs-Systems mit Hilfe von Lochkarten nach Hollerith und bediente als Liftboy einen halb-automatischen Personen-Aufzug im Frankfurter Hof.

Hier lernte ich aus eigener Erfahrung, dass man auch durch berufliche Unterforderung Unheil anrichten kann. Meine Arbeit bestand darin, die in den Fahrstuhl einsteigenden Passagiere nach ihrem Zielstockwerk zu fragen, den Knopf des betreffenden Stockwerks zu drücken und den Fahrhebel in Fahrtrichtung aufwärts oder abwärts zu betätigen. Alles andere lief dann automatisch ab: Die Fahrstuhltüren schlossen sich, das angewählte Stockwerk wurde angefahren, die Türen gingen auf, und ich rief die Etagen-Nummer. Aus Langeweile versuchte ich, wenn ausser mir niemand im Fahrstuhl war, die Automatik zu überlisten. Ich probierte so lange, bis ich Erfolg hatte. Durch schnelles Umschalten des Fahrhebels beim Anfahren des Stockwerk-Halts flog die Sicherung für die Steuer-Automatik raus, und ich sauste krachend in die Auffangfedern im Keller des Aufzugschachts. Ausser dem grossen Rums war nichts passiert. Per Hand wurde der Fahrstuhl hochgeleiert und alle Experten berieten, wie so etwas passieren konnte. Ich sagte natürlich nichts.

Ein andermal suchte ich zusammen mit fünf anderen Studenten tagelang nach fehlenden Pfennigen in der Bilanz der deutschen Filiale der Skandinavischen Luftlinie

SAS. Ich war erstaunt, mit welcher Akribie jede Rechnung, jeder einzelne Posten nachgerechnet werden musste. Dieser Aufwand wegen der paar Pfennige bei einer Gesamtsumme von vielen Millionen Mark! Der Differenzbetrag schwankte während unserer Aktion zwischen einem Minus von ein paar Pfennigen und einem Plus von ein paar tausend Mark. Und dann erreichten wir endlich +/- Null! Der zufällig zu Besuch weilende schwedische Generaldirektor spendierte ein paar Flaschen Sekt und gratulierte uns zu unserem Erfolg. Ich war von ihm beeindruckt, nicht wegen seiner Stellung, sondern im Gegenteil, wegen seiner Bescheidenheit trotz seiner Position und weil er sich mit uns Hiwi (Hilfswilligen) wie mit Gleichgestellten unterhielt und nach unseren Zukunftsplänen erkundigte.

Dann versuchte ich mich als Vertreter für Berufsbekleidung und wetzte die Türklinken zu Bäckereien, Metzgereien und Lebensmittelläden ab. Ich verkaufte nicht einmal schlecht. Nachdem ich aber aus einem Fleischerladen mit Fluchen und: «Verschaffen Sie mir lieber Kunden!» rausgeworfen wurde, hatte ich den Faden verloren. Im nächsten Geschäft stotterte ich, während ich den Musterkoffer auspackte, nur wirres Zeug, packte die Muster gleich wieder ein und verschwand unter den verblüfften Blicken der Bedienung und der Kunden durch die Tür. Ich musste an die von meiner Mutter als Warnung zitierten Margarinevertreter denken. Also lieber doch durch der Hände Arbeit Geld verdienen!

Besonders beliebt waren Aushilfsarbeiten bei den Amis in dem grossen PX-Laden an der Miquel-Adickes-Allee, von wo aus die amerikanischen GI's versorgt wurden, und wo nur diese mit ihren Familien einkaufen durften (PX

steht für Post Exchange). Was es da alles gab! Dort kam ich mir wie im Schlaraffenland vor. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Menschen, die sich das alles aussuchen und kaufen konnten, jemals Sorgen haben würden.

Zu Weihnachten war der Eingang festlich mit Tannenbäumen, Lametta und in allen Farben strahlenden Lichtern und glänzenden Kugeln geschmückt. Dazu sangen abwechselnd Bing Crosby: «I am dreaming of a White Christmas», und Elvis Presley: «Love me tender...», aus dem Lautsprecher, immer wieder unterbrochen von den «Jingle Bells». Es war furchtbar kitschig, aber ich war damals sehr beeindruckt.

Denn es war vor allem der Kontrast, der einen schon fast erdrückte. Halb Frankfurt lag noch in Trümmern. Überall standen Ruinen, die Überbleibsel von Häusern. Die Ruinengrundstücke wurden aufgeräumt, es wurde gebaut, aber wo man hinschaute, sah man noch die Wunden des Krieges. Selbst auf den breiten, mehrspurigen Strassen waren in der Mitte Schutthügel aus Häusertrümmern aufgehäuft. Und hier, am PX-Laden, wurde eine heile Welt vorgegaukelt. Als Geschmacklosigkeit empfand ich ein Werbeplakat eines amerikanischen Reiseveranstalters im Inneren des Ladens: «Visit Germany soon, before it is too late!» – Warum sollte es bald zu spät sein? – Weil die Deutschen so fleissig aufräumten und aufbauten, dass die amerikanischen Besucher bald nichts mehr von der Macht und den Erfolgen ihrer Männer und Söhne bewundern könnten. Bald gäbe es keine Ruinen mehr!

Die uns Arbeit gebenden Amis hatten für uns Studenten grosses Verständnis. Nach der Arbeit bekamen wir immer etwas zugesteckt. Als ich einmal mit meiner Arbeit in der

dem PX-Laden angeschlossenen Bäckerei fertig war, sagte der Ami, der meine Arbeit beaufsichtigte, er dürfe mir nur Abfall nach Hause mitgeben, nahm eine riesige Mokka-Crème-Torte, patschte mit der Faust drauf, dass die Sahne spritzte und sagte: «Jetzt ist das Abfall, den kannst Du Dir mitnehmen!». Mein Bruder und ich liessen uns diesen Abfall mehrere Tage lang gut schmecken.

Einmal ergatterte ich eine Stelle als Aushilfsverkäufer für die verkaufsoffenen Samstage und Sonntage vor Weihnachten in einem grossen Ausstattungsgeschäft. Ich verkaufte unter anderem Tages- und Bettdecken. Da immer Hochbetrieb herrschte, war ich oft auf mich selbst angewiesen. Was hatten die Käufer alles für Wünsche, für Fragen! Welches Material? – Für mich war alles Wolle oder Plastik. Das konnte ich unterscheiden. «Ist das wirklich reine Wolle?» – «Ja, natürlich», sagte ich, suchte verzweifelt das Kennzeichen, fand es und ergänzte meine Aussage: «reine Baumwolle!» (Seitdem verlasse ich mich bei meinen eigenen Einkäufen nicht auf den Verkäufer, sondern suche immer zuerst selbst die entsprechende Kennzeichnung.) Die Kundin schaute verblüfft. Die Decke gefiel ihr trotzdem, sie wollte sie kaufen, und ich liess die anderen wartenden Kunden stehen, um die Decke hinunter zur Kasse zu bringen. Da kam mir der grosse Boss, der Herr Direktor mit ausgestreckter Hand entgegen. «Donnerwetter,» dachte ich, «hier begrüsst Dich der Chef persönlich, vielleicht will er mir zum Verkaufserfolg gratulieren!» Kräftig schüttelte ich ihm die Hand. «Ach, was!» sagte er unwirsch, «geben Sie mir die Sachen, ich bring sie zur Kasse und bedienen Sie die Kunden!»

Dann versuchte ich es mit Verkauf von Reizwäsche. Das Angebot hierfür hatte ich nicht über den Studentischen Schnelldienst erhalten, sondern hatte es einem Inseurat in einer von jemandem weggeworfenen Zeitung entnommen. Damit hatte ich überhaupt keinen Erfolg. Ich mietete eine Vitrine in der Opernpassage und stellte dort Muster und Photos aus. Ausser Anfragen nach Adressen von Mannequins erfuhr ich keine Resonanz.

In der Zwischenzeit hatte ich ein fast richtiges, eigenes Zuhause erhalten. Mein Bruder hatte in der Akademie für Welthandel Abendstunden belegt. Das brachte uns auf die erlösende Idee: Ich ging zur studentischen Zimmervermittlung, zeigte meine Studienzulassung und den Beleg der Akademie für Welthandel meines Bruders und sagte, ich brauchte jetzt ein studentisches Doppelzimmer. Nach einigem Hin und Her, ob das Belegen von Abendstunden in der Akademie für Welthandel einem Studium gleichzusetzen sei, bekamen wir ein möbliertes Zimmer in der Wielandstrasse zugewiesen. Das Haus, ein Altbau, hatte die Luftangriffe halbwegs überstanden, ringsum standen Ruinen. Im vierten Stock wurden wir von der Zimmerwirtin empfangen. Sie war eine ältere, rundliche Frau, die sich gleich sehr energisch gab: «Ich hoffe, Sie sind anständige Menschen und nicht so wie die anderen Studenten. Damenbesuch ist nur bis Anbruch der Dunkelheit gestattet!» Nun, wir hatten nicht die Absicht, uns gegenseitig die Nachtruhe zu rauben und hatten darum keine Probleme mit der entsprechenden Zusage. Als wir noch versicherten, wir seien anders als die anderen Studenten, wurde sie freundlicher und führte uns in ein recht grosses und hohes Zimmer. Neben der Tür stand auf der einen Zimmerseite ein Kanonenofen und ein gedrechselter, alter

Schrank, zwischen den beiden bis zur Zimmerdecke reichenden Fenstern ein ebensolcher Waschtisch. Auf der den Fenstern gegenüberliegenden Seite befand sich eine ehrwürdige Couch und an der letzten Zimmerseite sahen wir ein hochbeiniges Bett, das so wie der Tisch in der Mitte und den vier Stühlen von einer Zimmergarnitur aus dem vorigen Jahrhundert stammen musste. In der Zimmerdecke und in den Tapeten waren Risse, das störte uns nicht. Die Hauptsache war, mein Bruder und ich wohnten jetzt zusammen! Über Preis und sonstige Bedingungen wurden wir uns mit der Wirtin einig. Danach verabschiedete sie sich mit einem Satz, der zum allabendlichen Ritual wurde: «Ich wünsche eine gute Nacht. Meine Herren, ich ziehe mich zurück.» Wenn ein grosser Laster auf der Strasse vorbeifuhr, rieselte Staub aus den Rissen in der Zimmerdecke. Zum Schutz deckte ich eine Zeltplane über die Couch, auf der ich schlief und war glücklich, dass ich nun ein Zuhause hatte.

Jetzt begann das Semester. Klar war, dass ich nur ein Minimalprogramm belegen konnte: Erstens musste ich weiterhin meinen Lebensunterhalt verdienen und zweitens musste ich jede Vorlesungsstunde bezahlen. So belegte ich nur die Grundvorlesungen in Mathe, Physik und Chemie. An der Unikasse liess ich mir das Studienbuch abstempeln. Ohne jegliche Regung strich der Kassierer die einhundertzwanzig Mark Gebühren ein. Mir wurde fast schwindlig, weil ich an den mit diesem ersparten Geld verbundenen Aufwand denken musste. – Weg war's!

So suchte ich zunächst vergeblich beim Studentischen Schnelldienst nach einer längerfristigen Stelle, bis ich eines Tages eine Anforderung der Moha-Milch-Versorgung

Frankfurt weit hinter dem Ostbahnhof ergatterte. Hier übernahm ich Arbeiten in der Milchflaschen-Abfüllabteilung. Es war keine leichte Arbeit; aber ich empfand sie im Vergleich zu den Arbeiten im Bergwerk und auf der Werft als direkt erholbar. Man konnte mich an allen Positionen einsetzen. Fiel jemand aus, wurde ich angefordert. So machte ich mich fast unersetzbar und arbeitete manchmal mehr als zwölf Stunden am Tag.

Der Betriebsrat war überhaupt nicht erbaut über diese frei vereinbarte Tätigkeit. Da aber der Betriebsratsvorsitzende in derselben Abteilung wie ich arbeitete und auch er von meinen Ersatzzschichten profitierte, wurde ich geduldet. Er war ein ideologisch ausgebildeter, dialektisch geschulter kommunistischer Agitator. Für ihn stellte das DDR-Regime die Vorstufe zu einer kommunistischen Gesellschaftsordnung dar, unter der alle Menschen frei und gleichberechtigt mit allen Möglichkeiten zur Fortbildung leben können.

Da kam er bei mir an die richtige Stelle. Für mich war das östliche SED-Regime der Beweis für das Scheitern sowohl des Sozialismus als auch des Kommunismus. Stattdessen könne man im kapitalistischen Westen seine Fähigkeiten frei entfalten. Und ich führte mich – und mein Arbeiten zum Verdienen des Studiums – als Beispiel für die Möglichkeiten an, auch als mittelloser Student hier ein Studium durchziehen zu können, wenn man nur wollte! Er wurde immer stiller. Trotzdem gab er mir auch einiges zu denken. So wies er auf meine Schulzeit vor dem Studium hin. Für meine gut situierten Eltern sei es selbstverständlich gewesen, mich auf die Oberschule zu schicken. Viele Kinder von Arbeitern und Bauern, sagte er, mussten gleich

Stadt Frankfurt-Main Frankfurt a. M., den 14. 7. 1950
Wohnungsamt Akt.-Z.: H 11883
Stelle Zuzug 125452 *

Zuzugsgenehmigung / Aufenthaltsgenehmigung
Rückkehrerlaubnis
nach FRANKFURT AM MAIN

befristet von _____ bis _____
Herrn Kantke Jean Jürgens geb. am: 9. 5. 30
Frau Roth
letzte Wohn- oder Aufenthaltsort

und nachstehend aufgeführte Familienangehörige:
Name: _____ Vorname: _____ Geb.-Tag: _____

Grund für die Erstellung: St. Erlaubn. mit Hess. Ministerium
N. Jürgens vom 27. 6. 50


Bedingung: Gültig für den Sommersemester
1950

Zur besonderen Beachtung!

a) Die Aufenthaltsgenehmigung berechtigt nicht, den Wohnsitz nach Frankfurt/M. zu verlegen.
b) Die Rückkehrerlaubnis berechtigt zur Eintragung als Wohnungssuchender.
c) Wohnräume dürfen nur mit schriftlicher Genehmigung des Wohnungsamtes in Benutzung genommen werden.

Im Auftrag Kantke Kantke
Stellenleiter Sachbearbeiter
Stet. Zill.: 5. 2

Eigenmächtige Änderungen auf diesem Formular sind Urkundenfälschungen und werden strafrechtlich verfolgt.
Siehe Weisung.



Da ich illegal von der DDR in die Bundesrepublik Deutschland immigriert war, musste ich mich wie jeder ausländische Student halbjährlich mit dem Studienbuch melden, ...

nach dem Schulabschluss – wenn sie überhaupt so weit kamen – eine Arbeit annehmen. Es ging gar nicht mal um das Geldverdienen, vielmehr gab es damals bei manchen Eltern überhaupt kein Verständnis für eine zwölf- bis dreizehnjährige Schulzeit. In dieser Hinsicht konnte er aus eigener Erfahrung sprechen. Auch er musste gleich nach seinem Volksschul-Abschluss Geld verdienen gehen. Jetzt war er dabei, in Abendkursen das Abitur nachzuholen.

Neben dem Geldverdienen – neunzig Pfennig die Stunde – hatte diese Tätigkeit einen weiteren Vorteil: Es gab mittags ausgezeichnetes, kostenloses Mittagessen, und ich konnte Milch, Kakao und Sahne trinken so viel ich wollte. Auch konnte ich mir Milchflaschen nach Hause mitnehmen.

Das Studium begann, ich hörte die Grundvorlesungen, schrieb eifrig mit, verstand immer weniger, denn gleich nach den Vorlesungen schwang ich mich auf das von meinem Bruder geliehene Fahrrad und ab ging es in die Milchversorgung. Irgendwann wird der Knoten platzen, dachte ich. Ich wusste, auch hier musste eine andere Lösung gefunden werden.

Ich versuchte es bei der Studentischen Sozialfürsorge. Dort schilderte ich meine Situation. Die Reaktion war anders als erwartet: «Gehen Sie doch wieder zurück in die Ostzone, wir haben hier in Westdeutschland genug Studenten!» – Welche arrogante Geringschätzung gegenüber einem Landsmann, ging mir durch den Kopf!

In den Semesterferien arbeitete ich einige Wochen im Schichtdienst zusammen mit meinem Studienfreund Adam in der Fertigung von Schreibmaschinen der Adlerwerke. Wir wurden einer Schicht zugeteilt, die nach Gruppen-Akkord bezahlt wurde; das hiess, das Geld in den

Lohntüten hing ab von der Anzahl der von der Gruppe gefertigten Teile, gewichtet mit einem Wertfaktor. Mir machte dies gar nichts aus. Während der vorangegangenen Arbeiten in der Kriegsgefangenschaft hatte ich gelernt, automatische Tätigkeiten ohne zu denken schnell auszuführen, während meine Gedanken sich mit ganz anderen Fakten beschäftigten oder spazieren gingen. Und so bohrte, drehte und fräste ich Teile für Schreibmaschinen bald so schnell, dass mein Gruppenführer zu mir kam und mich bremste. Die Zeiten für die Fertigung von Teilen wurden von unerkannt bleibenden REFA-Fachleuten statistisch gestoppt. (REFA ist die Abkürzung von Reichsausschuss für Arbeitszeitermittlung.) Die Gruppe hatte Angst, dass durch mich die zur Fertigung für Maschinenbauteile vorgegebenen Zeiten reduziert werden könnten.

Ganz anders erging es meinem Freund. Er arbeitete in einer anderen Gruppe als ich und hatte nie unter solchem Zeitdruck körperlich arbeiten müssen. So hinkte er bald stark hinter dem Soll seiner Gruppe hinterher. Die setzten ihn jetzt auch psychisch unter Druck: «Da sieht man, Studenten haben nur linke Hände. Reden viel vom Lehren, können aber nicht mal mit Lehren bohren! Wenn Du nicht bald besser wirst, schmeissen wir Dich aus unserer Gruppe raus!» So oder ähnlich ging es dauernd weiter. Und so musste es passieren: Ein Span blieb am Bohrer seiner Bohrmaschine hängen. Er wollte keine Zeit mit Abschalten der Maschine verlieren. Er nahm eine Handvoll Putzwolle, um den Span bei sich drehendem Bohrer abzutupfen. Die Putzwolle verfang sich sofort, Adam konnte seine Hand nicht zurückziehen. Ehe die Bohrmaschine abgeschaltet werden konnte, war das Gelenk zwischen dem

Änderung:

Gültig für das Wintersemester
1950/51



Nov. 9. 11. 50
Herrn Dr. Meitz

Änderung:

Gültig für das Sommersemester
1951



Nov. 20. 11. 51
Herrn Dr. Meitz

Änderung

Gültig für das Wintersemester
1951-52

Herrn

Änderung

Gültig für das Sommersemester
1952



Herrn
Schwarz

Herrn
Wiemann

...um die Aufenthaltsbewilligung verlängern zu lassen und nicht ausgewiesen zu werden.

zweiten und dritten Glied des Ringfingers der linken Hand zersplittert. Nun war er den Stress los und hatte erst einmal Zwangspause. Er bekam sogar Krankengeld. Er kriegt Geld, ohne zu arbeiten! Fast beneidete ich ihn. Doch nicht für diesen Preis, denn sein Mittelfinger blieb steif.

Dieses Ereignis brachte mir wieder einmal zu Bewusstsein, mit welchen Risiken mein Aufenthalt hier im Westen, mein Studium, ja das ganze Leben behaftet ist. Ich dachte, dass es vielleicht gar nicht so schlimm ist, wenn einem etwas zustösst. Dann hat man wenigstens eine Ausrede für sein Versagen. Aber wenn man so wie ich als gesunder Mensch sein Ziel nicht erreicht, kann man niemandem die Schuld in die Schuhe schieben. Da hat man selbst allein versagt! Dann verwarf ich solch düstere Gedanken und sagte mir: Du musst und wirst es schaffen!

So schlug ich mich die ersten beiden Semester durch. Dann hatte ich so viel Geld zurückgelegt, dass ich während der Vorlesungszeit des nächsten Semesters nicht mehr arbeiten musste, sondern die Vorlesungen hören konnte. Parallel zu den weiterführenden Vorlesungen besuchte ich noch einmal die Grundvorlesungen, die ich nun endlich gut mitbekam. Am Ende des Semesters machte ich über diese sogenannte Fleiss-Prüfungen und bekam daraufhin die Studiengebühren erlassen! – Wieder einen Schritt weiter!

Meinen Lebensunterhalt musste ich weiterhin parallel zum Studium selbst finanzieren. Daher wurden nur die Vorlesungen belegt, die ich unbedingt bis zum Vordiplom nachweisen musste, und gehört wurden nur die, über die ich Fleissprüfungen machen wollte. Manchmal stellte ich mir vor, wie wunderschön es sein müsste, ohne diese im

Sinne des Studiums nutzlosen Tätigkeiten sich voll dem Studium widmen zu können, wie es sich die meisten meiner Kommilitonen leisten konnten.

Gelernt wurde im Aufenthaltsraum des Mathematischen Instituts. Hier hatte man den Vorteil, dass einem alle Fachbücher zur Verfügung standen. Für eigene Bücher hatte ich kein Geld. Im Gegensatz zu meinem Studienfreund Adam. Der meinte dann oft selbstkritisch: «Ich kauf' mir die Bücher, und Du liest sie!» Ja, nicht einmal für Schreibpapier wollte ich meine mühselig erarbeiteten D-Mark ausgeben. Hierfür hatte ich eine billige Quelle erschlossen. Adams Verlobte arbeitete in einer Vertriebsfirma für Chemikalien. Und die hatten einen Überfluss an nur einseitig mit Musterflaschen oder sonstigen Reklamen bedrucktem Schreibpapier, das immer in den Müll wanderte. Nachdem ich dies herausfand, holte ich mir wöchentlich den Abfall ab und hatte keinen Mangel mehr an Arbeitspapier. Ich scheute mich auch nicht, meine Seminar-Arbeiten und sonstigen offiziellen Schreibarbeiten auf diesem Papier abzugeben. Zuerst schauten die Professoren (und die Mathematik-Professorin) recht verwundert auf die Rückseite, aber niemand sagte etwas oder lehnte die Arbeiten deswegen ab.

Ich war nicht der Einzige, der im Mathematischen Institut über den Büchern hockte. Vor allem, wenn schriftliche Seminararbeiten abgegeben werden musste, war der Arbeitsraum überfüllt. Da wurden Ergebnisse verglichen, diskutiert, korrigiert, revidiert. Hier lernte man die Kommilitonen kennen: Manche waren ganz verzweifelt, manche eitel und arrogant. Manche taten, als wüssten sie alles, sassen aber die ganze Zeit vor einem leeren Blatt.

Ich wunderte mich oft, was für Typen Mathematik studierten. Da war einer, der hörte die mathematischen Vorlesungen zum x-ten Mal. Ein anderes Uralt-Semester konnte man um Rat fragen. Dieser Kommilitone konnte persönlich die Aufgaben nicht lösen, aber wusste stets, wo was in welchem Buch stand. Dann war einer, von dem ich den Eindruck hatte, dass der nicht einmal die Aufgabenstellungen verstand. Ich half ihm ein paarmal. Was mich erstaunte: er war überaus fleissig, büffelte Beweisführungen und lernte Rechenwege auswendig. Obwohl er überhaupt keine mathematische Begabung hatte, zeigte er, dass man mit Fleiss und Ausdauer sogar Mathematik studieren kann.

Ein Kommilitone im Mathematischen Institut hatte einen interessanten Nebenjob. Er übertrug mir einmal für einige Wochen seine Vertretung. Es ging dabei um die Auswertung der Permanenzen bei der Spielbank in Bad Homburg. Damit eventuelle Unregelmässigkeiten nicht unentdeckt blieben, wurde nicht nur die gefallene Zahl von jedem Spiel am Roulett-Tisch aufgezeichnet, sondern auch vermerkt, ob der Croupier die Wurfhand wechselte, die Kugel ausgetauscht wurde oder ein anderer Croupier die Aufsicht übernahm. Wir werteten die Ergebnisse der Aufschreibungen nach Zahl, Farbe, Kolonne und Zuordnung zu den anderen Randbedingungen statistisch aus. Diese Ergebnisse wurden mit vorangegangenen Tages-, Monats- und Jahres-Auswertungen unter wahrscheinlichkeitstheoretischen Gesichtspunkten verglichen. Manchmal war es erstaunlich, wie oft scheinbar nicht-statistische Wiederholungen ein und derselben Zahl auftraten, die sich jedoch im Laufe der Zeit immer wieder herausmittelten. Mein Kommilitone und ich versuchten an Hand dieser Ergeb-

nisse ein Gewinnsystem zu entwickeln. Wir fanden bald, dass jedes System scheitern muss, zuletzt an der Begrenzung des maximalen Spiel-Einsatzes: Auf längere Sicht gewinnt immer die Spielbank!

Da mein Bruder sein Studium so wie ich durch selbst verdientes Geld finanzierte, überlegten wir uns, welche Geldquellen angezapft werden könnten. Uns fiel ein: Als Arzt war unser Vater in der Deutschen Ärzteversicherung pflichtversichert. Also wurde diese Versicherung angeschrieben. Das Resultat: «Sie kriegen keine Waisenrente, da Ihr Vater nach dem Kriegsende bis zu seinem Tod keine Einzahlungen mehr geleistet hat!» So schnell gaben wir uns nicht geschlagen. Es entspann sich ein längerer Briefwechsel, der Jahre nach Studienabschluss zum Erfolg führte: Am 29. Juni 1965 erhielt ich einen positiven Bescheid. Mir wurde für die Zeit vom Tod meines Vaters bis zur Diplomprüfung im Jahr 1954 von der Deutschen Ärzteversicherung eine Waisenrente nachgezahlt. Sie betrug für die neun Jahre insgesamt DM 250,90.

Davon hatte ich momentan noch nichts. Vater hatte aber eine Vielzahl von Lebensversicherungen abgeschlossen. Als Geschädigter der Inflation in den zwanziger Jahren hatte er diese Versicherungen in Goldmark abgeschlossen. Meine Mutter hatte Kopien der Versicherungen gerettet. Nun versuchten wir, diese Quelle als Studienfinanzierung anzubohren. Wenn wir gedacht hatten, jetzt fließt das grosse Geld, lagen wir völlig daneben. Erstens gab es auch hier einen jahrelangen Briefverkehr, zweitens teilte man uns gleich mit, alle in der RM-Zeit abgeschlossenen Ver-

träge werden eins zu zehn abgewertet. Aber auch diese Teilbeträge bekamen wir nicht mehr während unserer Studienzeit ausgezahlt.

Es ist leicht verständlich, dass sich in mir während dieser Zeit Feindbilder aufbauten. Sie bezogen sich insbesondere auf grosse Versicherungen und Banken. Das führte dazu, dass ich meine Studienrichtung überdachte. Als Mathematiker konnte ich mir nur eine Anstellung in einer Bank oder einer Versicherung vorstellen. Eine Tätigkeit als Lehrer hatte ich nie ins Auge gefasst. «Dann könnte ich diese Grosskonzerne als Banker an der Quelle bescheissen und mich nachträglich rächen.» stellte ich schadenfroh fest. Aber das kam mir für eine Basis einer beruflichen Karriere zu infantil vor. Also würde ich nie als Mathematiker eine Anstellung ausserhalb einer Schule finden. Nun hatte ich von Anfang an, die Fächer Physik und Chemie in meinem Studienplan berücksichtigt. Kurzerhand liess ich noch vor meinem Vordiplom das Hauptfach Mathematik durch Physik ersetzen.

Es musste weiterhin neben dem Studium gejobbt werden. Immerhin lebte ich so sparsam, dass erste Anschaffungen getätigt werden konnten: zum Beispiel ein Anzug, den ich mir günstig über meinen Bruder besorgen konnte. Er arbeitete zwischendurch bei der Herrenbekleidungs-Firma Nobel. Mit dem Anzug konnte ich mich wenigstens sehen lassen, und ich brauchte mir nicht mehr von meinem Bruder seine eleganten Klamotten auszuleihen – manchmal auch, ohne dass er es wusste. So hatte ich mir mal seine graue Flanellhose ausgeliehen, um bei einem Mädchen anzukommen. Beim Spaziergang im Wald stolperte ich über einen Ast und ratsch, riss er einen einige Zentimeter grossen Winkel ins Hosenbein. Das Malheur liess ich

für teures Geld perfekt kunststopfen. Erst einige Jahre später wunderte sich mein Bruder, dass sich an einer Stelle auf der Innenseite der Hose so seltsame Fäden hingen. Erst dann beichtete ich es ihm.

Ausserdem kaufte ich mir ein Fahrrad der Marke Tripad im Versandhandel. Was war ich stolz darauf! Bis dahin hatte ich mir das Rad meines Bruders geliehen. Das war bisweilen meinen überschüssigen Kräften nicht gewachsen, musste mit abgebrochener Pedale, gerissener Kette und abgefahrenen Bremsen immer wieder zur Reparatur.

Als Student der Naturwissenschaften hatte ich freien Eintritt in den Frankfurter Palmengarten. Er lag ganz in der Nähe des Mathematischen Instituts. Wenn ich wieder einmal im Seminar-Raum für eine Fleissprüfung büffelte und nicht mehr weiterkam, ging ich dort hin. Manchmal spielte ein kleines Orchester zum Promenaden-Konzert in einem Pavillon auf, ich setzte mich ins Auditorium im Freien und war ganz happy. Ich genoss die Musik, malte mir eine Zukunft ohne Sorgen aus und konnte danach wieder die Bücher wälzen. Meine Studien-Kollegen lästerten und fanden das primitiv. «Man geht doch zu den Frankfurter Symphonikern oder zum Frankfurter Rundfunkorchester, doch nicht zum Promenaden-Konzert!» – Ich sagte nichts, dachte nur: «bezahlt ihr mir das?» und erholte mich weiterhin prächtig bei den Spaziergängen im Palmengarten und den angeblich primitiven Promenaden-Konzerten.

Eines Tages stürzte ein Kommilitone in den Seminar-Raum und sagte, dass sein Bruder heute Nacht mit einem Bus ins Walsertal führe, um eine Mädchenklasse des Bettina-Gymnasiums aus dem Walsertal abzuholen.

Morgen früh ginge es wieder zurück. Damit er nicht einschlief, brauchte er eine Begleitung. Mein Freund und ich waren begeistert, für umsonst ins Walsertal zu fahren! Dazu noch eine ganze Mädchenklasse abholen! Ich kaufte mir für neunundvierzig Pfennig eine Tafel Erdnuss-Schokolade als Marschverpflegung und nahm mir ein paar Mark für alle Notfälle mit. Das wäre gar nicht notwendig gewesen, denn der Busunternehmer hatte für Essen und Trinken für die Rückfahrt der Mädchen vorgesorgt, und das reichte allemal auch für uns.

Die Nacht wurde lang. Die Aussicht auf den Anblick der Berge hielt uns wach. Und dann sahen wir früh morgens die Alpen im orangefarben aufgehenden Sonnenlicht. Allein dieses Anblicks wegen hatte sich die Reise schon gelohnt! Leider hatten wir keinen langen Aufenthalt, um die Gegend zu geniessen. Zum Frühstück liess ich mir die vom Fahrer mitgebrachte Marschverpflegung schmecken. Zum Trinken gab es Cola und Limo. Das passte meinem Freund nicht. Er kaufte sich einen halben Liter frische Alpen-Rohmilch. Als die Mädchen angestürmt kamen, war die letzte Müdigkeit wie weggeblasen. Sie waren so um die achtzehn Jahre alt. Wir hatten den Eindruck, sie kämen aus einer Klosterschule, so schauten sie uns als willkommene Reisebegleitung erstaunt an.

Die Rückfahrt begann fröhlich, munter und beschwingt, noch angeheizt durch die zügige Fahrweise des ebenfalls angeregten jungen Fahrers durch die Kurven im Alpenvorland. Da wurde meinem Freund schlecht! Die Kuhmilch verwandelte sich anscheinend in seinem Magen in Quark. Ich hatte ihn vor der Milch gewarnt. Er hatte nicht

auf mich hören wollen. Jetzt wurde er käseweiss, der Fahrer konnte gerade noch halten, und mit einem Sprung erreicht mein Freund den Strassengraben, wo er jämmerlich erbrach. Die Mädchen waren entsetzt, hielten sich die Hände vor die Augen, während sie die Bemühungen meines Freundes, zum Normalbefinden zurückzukommen, interessiert verfolgten.

Nach einiger Zeit stieg er wieder ein, entschuldigte sich vielmals, und die Fahrt ging weiter, jetzt etwas weniger beschwingt und lustig. Ich konnte mich mit einigen Mädchen gut unterhalten. Abends kamen wir wieder in Frankfurt an. Fazit: Mir hatte die Fahrt viel Spass gemacht. Ich hatte einige nette Mädchen kennengelernt und mich mit einigen verabredet.

Zu jedem Semesteranfang musste ich mich wie jeder Ausländer mit der Immatrikulationsbestätigung auf dem Polizeipräsidium melden. Ich hatte ja nur eine befristete Aufenthaltsgenehmigung für die Dauer meines Studiums. Den Schlüssel für einen Daueraufenthalt, einen westdeutschen Ausweis, bekam ich nicht.

Eines Abends besuchten mein Bruder und ich ein Oberschlesier-Treffen. Hier trafen wir auch den Onkel Rollerich aus Oppeln, einen Schlaraffia-Bruder meines Vaters, damals vielleicht Mitte siebzig Jahre alt. Der war immer lustig, auch jetzt noch, obwohl er nur eine karge Rente bezog. In Oppeln hatte er einen Speditionsbetrieb besessen – von da der Spitzname Rollerich. – Wie feierten ein fröhliches Wiedersehen. Unter anderem erinnerten wir uns daran, wie er uns Kindern immer fünf Pfennige für ein Eis gab, wenn wir ihn vor seinem Betrieb trafen. Onkel Rollerich wunderte sich sehr, dass ich keinen Flüchtlingsausweis A (Vertriebene aus den jetzt polnischen Gebieten) besass.

Dass er in seinem Alter noch richtig dachte und auch noch ganz schlagfertig war, zeigte sich auf dem Heimweg. Er hatte ordentlich Alkohol getankt und fühlte sich durch die nächtlichen Schleifarbeiten an den Strassenbahnschienen belästigt: «Hier werden wieder einmal jede Menge Überstunden geschunden!» rief er. Die Rollerine, seine Frau, konnte ihren erregten, kleinen dicken Mann nur mit Mühe zurückhalten. Ein Arbeiter stand auf, ging auf ihn zu und brüllte ihn an: «Ja, wir arbeiten hier, während Du säufst!» Rollerich schaute den mehr als einen Kopf grösseren Mann erstaunt, anscheinend nüchtern werdend an und sagte: «Wir werden dafür aber nicht bezahlt!» Das schien auch dem Arbeiter logisch, und die Streithähne gingen wieder auseinander. Ich dachte nach: «Der Alte ist geistig noch voll da. War der Flüchtlingsausweis der Schlüssel?»

Am nächsten Tag ging ich zum Lasten-Ausgleichsamt, zeigte dort meinen Studentenausweis, in dem als Geburtsort Oppeln, Oberschlesien, als Wohnort Rostock stand. Ich wollte einen Flüchtlingsausweis, sagte ich. Wo denn mein Hauptwohnsitz sei, fragte er. Rostock!?! – «Haben Ihnen die Kollegen in Rostock keinen Flüchtlingsausweis ausgestellt?», fragte er. Für ihn lag Rostock irgendwo im Norden, wahrscheinlich in der früheren englischen Zone. Wahrheitsgemäss antwortete ich: «Nein». So setzte er sich an seine Schreibmaschine, füllte einen Antrag aus, liess mich ihn unterschreiben, und ich bekam anschliessend das begehrte Papier. Mit dem Flüchtlingsausweis ging ich zum Polizeipräsidium. Dort zeigte ich meinen Studentenausweis, den Flüchtlingsausweis und die polizeiliche Wohnungsanmeldung und bat um eine Kennkarte, meine alte hätte ich verloren.

Die vorgelegten Dokumente hatten überzeugende Beweiskraft: Ich bekam das langersehnte Dokument. Ich war kein Ausländer mehr, ich war ein echter Deutscher geworden! Nun brauchte ich mich nicht mehr jedes halbe Jahr auf der Polizei zu melden.

Bei einem anderen Oberschlesier-Treffen lernte ich einmal ein Oppelner Mädchen kennen. Ihr Vater hatte eine Holz-Pantoffel-Fabrik besessen. Wie ich von ihr erfuhr, hatte seine Fabrik die Holzschuhe für die ukrainischen und polnischen Zwangsarbeiter geliefert. Hier im Westen war er entnazifiziert und nicht als Hauptschuldiger eingestuft worden, durfte aber nur noch niedrige Arbeiten durchführen. So arbeitete er bei der MITROPA, fuhr in den Nachtzügen mit und räumte die Schlafabteile auf. Seine Tochter Ursel trug auch zum Lebensunterhalt bei. Tagsüber arbeitete sie in einem Kinderwagen-Geschäft. Das eigentliche Geld brachte sie aber von ihrem Nebenerwerb heim. Wir sagten, sie war aminös, das heisst: sie bevorzugte amerikanische Freunde. Trotzdem freundete sie sich auch mit mir an. Sie war älter als ich, und wir gingen nicht nur miteinander spazieren.

Von ihr bekam ich endlich einen Ersatz für meine Russejacke geschenkt: einen schicken amerikanischen Militär-Parka! Mein Bruder war ganz neidisch. «Erzähl,» rief er, «wie kommt man an so etwas!» – Ich antwortete: «Der Kavalier geniesst, bezahlt und schweigt!» – «Quatsch,» meinte er, «der Kavalier geniesst, lässt bezahlen und erzählt!» Ich hielt mich jedoch an mein Sprichwort. Er konnte es nicht so leicht überwinden und wiederholte seine Meinung über mich: «Du hast es halt mit den älteren Damen!» – Das empfand ich nicht so ganz passend. Aber ich liess mich nicht provozieren und schwieg.

Auch sonst war Ursel sehr lieb. So wurden mein Bruder und ich einmal zum Weihnachtsfest zu ihr nach Hause eingeladen. Ihr aktueller Ami-Freund Dan war schon da. Er war in übler Laune, da kein Wein im Haus war. «Damn' Christmas, no wine, no Christmas!» Er lief weg und liess uns mit langen Gesichtern sitzen. Kurze Zeit später läutete es wie wild. Freudig trat er ein mit je zwei Flaschen Rot- und Weisswein unter den Armen. Da alle Läden und Kioske zu waren, hatte er ganz exquisite Weine von einem Hotel für fünfzig DM die Flasche ergattert. Ich war kein Weinkenner, was er aber dann machte, verschlug mir die Sprache. Er holte eine grosse Schüssel, öffnete die Flaschen und goss alles zusammen. Ganz glücklich lächelnd sagte er «Now we have pink wine, merry Christmas». Prost, Mahlzeit!

Während einer der Semesterferien lernte ich auch Arbeitsweisen in deutschen Amtsstuben kennen. Ich erhielt über den Studentischen Schnelldienst eine Anforderung zur Aushilfe im Ausgleichsamt. Die anfordernde Abteilung musste Anträge von Flüchtlingen für Wohnungsbau-Darlehen am Arbeitsplatz bearbeiten. Ich kapierte schnell, worum es ging und konnte daher bald selbständig die Anträge entgegennehmen, auf Vollständigkeit kontrollieren, bei eventuell fehlenden oder falschen Unterlagen den Antrag ablehnen oder gegebenenfalls den betreffenden Antragsteller auffordern, die Nachweise zu vervollständigen und dann wieder zu kommen. Ich kam mir ganz seltsam vor. Jetzt sass ich hier hinter der Tür und vor der Tür standen die Menschen in einer Schlange, so wie ich selbst oft mit vielen Hoffnungen vor einer geschlossenen Amts-Tür gestanden hatte. Diesmal war ich, der rief: «Der Nächste bitte!». Dann traten sie ein, manche ängstlich, manche

forsch, manche unterwürfig: Ich war der Herr Beamte. Ich war wer! Ich konnte in ihren Augen über einige Zehntausend Mark, über ihre Zukunftspläne entscheiden! Manche hatten die Voraussetzungen für das Darlehen nicht verstanden, sondern hatten gedacht, jeder Flüchtling bekäme dieses zinslose Darlehn. Wenn's nach mir gegangen wäre, hätte ich all den armen Kreaturen ein Darlehn zukommen lassen. Aber: «Vorschriften sind Vorschriften!» – Das hatte ich als wichtigsten Satz von meinem Bürovorsteher gelernt. Er war mit meiner Arbeit sehr zufrieden und beschränkte sich darauf, während des Personalverkehrs am Vormittag als Schiedsrichter aufzutreten, wenn ich mich mit einem Antragsteller nicht einigen konnte.

Nachmittags wurden die Anträge von mir bearbeitet. Der Bürovorsteher kontrollierte noch einmal die Unterlagen, zeichnete sie ab und legte sie auf einen immer höher werdenden Stapel. Dann zog er die Schublade unter seinem Schreibtisch hervor und wurde ganz still, nur manchmal von Ausrufen unterbrochen. Bald kam ich hinter das merkwürdige Verhalten: Nichts anderes war in der Schublade als eine Illustrierte oder eine Zeitung, mit der er sich beschäftigte! Klopfte es, oder kam der Abteilungsleiter, schob er die Schublade schnell zu, stöhnte über die viele Arbeit und verwies auf den riesigen Stapel von Anträgen. Mir wurde bald klar, dass ich auch hier das Arbeitstempo versaute. Das Büro war extra wegen dieses neuen Wohnungsbau-Darlehens geschaffen worden, ein anderes Projekt gab es (noch) nicht. Also musste man sich an dieser Arbeit so lange wie möglich festhalten. Ich hielt mich bis zum Ende der Semesterferien daran fest. Zur Ehrenrettung des Beamten muss ich sagen, dass ein solches Verhalten

nicht auf öffentliche Einrichtungen beschränkt ist. Ähnliche Arbeitsweisen lernte ich später auch in grossen Industriekonzernen kennen, wenn Projekte ausliefen und keine Anschluss-Aufträge in Sicht waren!

Eines Tages sah ich im AStA-Schaukasten einen Aushang über ein Stipendium an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich. Es konnten sich Naturwissenschaftler der ersten Semester bewerben. Vorbedingungen waren hohe fachliche Qualifikation, menschliche Eignung und Interesse an internationaler Zusammenarbeit. Das passt genau auf mich. Schon immer wollte ich die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in einem anderen westlichen Staat kennen lernen. Wenn man diese Erfahrung dann noch bezahlt bekommt, könnte man ein zusätzliches Semester bis zum Vordiplom dranhängen. Also bewarb ich mich. Erste Vorbedingung: fachliche Qualifikation. Da ich mich schon diversen Fleissprüfungen unterzogen hatte, waren zwei weitere in Mathematik und Experimentale Physik kein Problem. Die Ergebnisse gingen von den Professoren direkt an den Bewerbungs-Ausschuss. Kurze Zeit später erhielt ich vom AStA eine Vorladung zu einem Gespräch mit einem Professor, den ich nicht kannte. Wie ich schnell herausfand, hatte er eine Professur in Geschichte der Naturwissenschaften. Nun, so schlimm wird es nicht werden, dachte ich mir. Vorbereiten konnte ich mich sowieso nicht. So marschierte ich hin. Als Beisitzer fungierte der Stellv. AStA-Vorsitzende. Ich war gespannt, was sie wissen wollten.

Im Telegrammstil: Der Professor begann mit der Frage, was ich in letzter Zeit gelesen hätte. Ich wahrheitsgemäss: «Fachbücher».

«Ja, das glaub ich Ihnen, ich meine aber welche Literatur, Romane?»

Auf was für Ideen kommt der jetzt, dachte ich mir. Der hat ja überhaupt keine Ahnung, was es heisst, als mittelloser Student sein Leben und das Studium durchzuboxen!

«Ich lese keine Romane,» war meine kurze Antwort.

«Nun, Sie müssen doch neben ihren Fachstudien noch andere Bücher lesen!»

Ich: «Nein».

«Aber Sie haben doch bestimmt früher mal andere Bücher gelesen», fragte er schon fast verzweifelt.

Ich: «Ja». Er: «Nun welche, von wem?» Meine knappe Entgegnung: «Goethe».

Er: schon etwas bedrohlich: «Was denn?»

Au weia, jetzt wird's gefährlich, jetzt nennst Du bestimmt ein Werk von Schiller, da sagte ich: «Aus den gesammelten Werken». Während dieser letzten Fragen zerarterte ich mein Hirn, was hast Du denn im Deutschunterricht vor ein paar Jahren gelesen? «Faust».

Professor und Beisitzer atmeten sicht- und hörbar auf. Nun, im Laufe des Gesprächs fielen mir dann noch die russischen Dichter und deren Werke ein, die wir in der Schule durchgesprochen hatten. Wie ich am Ende erfuhr, sollte mit diesem Gespräch meine menschliche Eignung als deutscher Student im Ausland beurteilt werden. Ich bekam das Auslandsstipendium nicht, aber durch ein Versehen alle Beurteilungen. Sein Urteil war kurz und knapp: «Ich vertraue voll und ganz den Zeugnissen der Fachkollegen.»

Nach dieser Episode kamen mein Studienfreund Adam und ich überein, dass wir uns neben dem Fachstudium auch allgemeinen Fragen zuwenden sollten.

Wir hatten ausser zu unseren Fachkommilitonen keine Kontakte in der Uni. In einem Glaskasten hingen Anzeigen von studentischen Verbindungen. Wir gingen diese eine nach der anderen durch. Mit alten, konservativen, womöglich schlagenden Verbindungen wollten wir nichts zu tun haben. Da stiessen wir auf eine Einladung zu einer Veranstaltung der Juso (Jungsozialisten). Von Sozialismus hatte ich die Nase voll, aber vielleicht hatte ich in der Ostzone nur eine pervertierte Form kennengelernt. Also gingen wir zur Veranstaltung.

Wahrlich, hier ging es überhaupt nicht wie in der Ostzone um sozialistische Gleichschaltung. Hier ging es um Posten, Positionen – jetzt und später in der Partei! Da wurde um Verfahrensfragen gestritten, wie man welche Mehrheiten erhalten könnte – wir kamen gar nicht dazu, Sachfragen zu stellen. Wir standen auf und gingen mit langen Gesichtern weg. Draussen schauten wir uns zuerst etwas enttäuscht an. Aber je länger wir uns darüber unterhielten, desto mehr mussten wir über unsere Naivität lachen. Wir hatten geglaubt, hier würde über die Lösung von sozialen Problemen in der Gesellschaft gestritten werden! Hier trafen sich zukünftige Politprofis. Sie benutzten ihr Studium nur als Alibi, um hauptamtlich ihre politische Karriere vorzubereiten.

Bevor wir nach Hause radelten, wollten wir unsere Enttäuschung mit einem Glas voll echtem Frankfurter Äpfelwoi wegspülen. Dafür schien uns eine Wirtschaft am Eisernen Steg gerade geeignet. Wir stiegen von unseren Rädern, schlossen sie ab und betraten – so wie wir waren, mit kurzen Shorts – den Schankraum. Lauter Männer! Als wir eintraten, verstummten die Unterhaltungen. Alle schauten uns mit glänzenden Augen ganz freudig an. Wir

gingen zur Theke, wollten bestellen, da kamen sie von allen Seiten gelaufen, klatschten begeistert auf unsere nackten Oberschenkel und wollten uns einladen. Ich fand das ganz prima. Adam stiess mich in die Seite und zog mich ins Freie. Wir sollten unsere Adressen hinterlassen, riefen sie uns nach. Draussen klärte er mich auf, denn ich hatte noch nie etwas mit Homosexuellen zu tun gehabt.

Während ich nach Hause radelte und das Erlebte überdachte, erinnerte ich mich an ein Vorkommnis in Cerveny Ujezd. Auf dem Gut neben unserem Lager war eine Schweinemästerei. Wenn dort ein Ferkel kreperte, durften wir es holen, um unser Essen damit aufzuwerten. Manchmal stand am Eingang ein Wachmann, der mich jedesmal, wenn er mich sah, freundlich grüsste und mir zuwinkte. Das kam mir seltsam vor. Einmal war ein Ferkel durch eine Sau erdrückt worden, und ich sollte es abholen. Vor dem Eingang sass dieser Wachmann auf der Treppe und winkte mich zu sich. Als ich in seiner Reichweite war, zog er mich zu sich, und ich sollte mich auf seinen Schoss setzen. Das passte mir überhaupt nicht. Bevor ich mich losreissen konnte, kam eine dicke Bäuerin angewatschelt, die ihn furchtbar beschimpfte. Damals glaubte ich, sie wäre so aufgebracht, weil er sich einem Deutschen gegenüber freundlich verhielt. Nach dem heutigen Erlebnis sah ich diese Freundlichkeit mit ganz anderen Augen. Ich erkannte wieder einen Unterschied zwischen der Demokratie und der Diktatur. In der Diktatur werden derartige Abweichungen von der Norm nicht zur Kenntnis genommen oder verdrängt. Ähnlich erschien mir das bei Meldungen von Unfällen, Unglücken oder Katastrophen. Hier im We-

sten wird über solche Ereignisse berichtet, meistens verzerrt und übertrieben; aber sie können nicht – im Gegensatz zu den Diktaturen – verschwiegen werden.

Trotz des Fehlschlages bei der Auswahl einer studentischen Verbindung suchte ich weiter nach einem sozialen Kontakt als Ergänzung zum Fachstudium. Zuletzt trat ich in eine studentische Vereinigung ein. Es war die Gothia, eine mathematisch-naturwissenschaftliche Verbindung im Deutschen Wissenschaftler Verband. Ich kam halt von meiner Fachbindung nicht los. Die Naturwissenschaftler sprachen eben meine Sprache!

Mit dem Studium selbst ging es immer besser. Gelernt wurde zunächst nur für die Fleissprüfungen. Sie brachten mir nicht nur Studienfreiheit, sondern auch ein Stipendium! Da blieb sogar etwas für die Ostzonesier übrig. Mein Bruder und ich nannten unsere Rostocker Restfamilie immer noch so, obwohl sie in der Zwischenzeit Bürger der DDR geworden waren.

Zu Geburtstagen oder Feiertagen schickte ich Päckchen, unter anderem mit «gefüllter» Schokolade. Ich öffnete zu diesem Zweck den Papierumschlag der Tafel, legte zwischen Stanniol und Papier einen zehn- oder zwanzig DM-Schein und faltete das Deckpapier wieder sorgfältig zusammen. Anscheinend war ich nicht der Einzige, der auf diese Idee gekommen war. Denn eines Tages bekam ich vom DDR-Zoll die Mitteilung, dass mein Paket beschlagnahmt wurde, da ich Westgeld versandt und damit gegen ein alliiertes Zollabkommen verstossen hätte. Meine Mutter oder Schwester konnten für DM in den HO- oder Intershop-Läden Artikel kaufen, die man in der DDR sonst nicht bekam. In diesen Geschäften wurde nur für auslän-

dische Devi-sen verkauft. Auch hier kam die Schizophrenie dieses Systems zum Ausdruck: Es war für DDR-Bürger verboten, Deutsche Mark zu erhalten, aber nur mit DM konnten sie in diesen Läden einkaufen!

Mit dem Stipendium konnte ich anfangen, richtig zu studieren. Es war auch höchste Zeit, denn Ende des Semesters hatte ich geplant, meine Vordiplom-Prüfung abzulegen. Ich konnte zwar nicht mehr alles nachholen, aber für die Prüfungsfächer wurde gezielt gelernt. Nur im Nebenfach Chemie musste ich ein Risiko eingehen. Es fehlte Zeit, um auch hierfür zu lernen.

Ich war der einzige von meinen Physik-Kommilitonen, der das grosse chemische Praktikum mit Erfolg absolviert hatte. Es hatte mir viel Spass gemacht, obwohl ich neben den Praktikumsgebühren und der Grundausrüstung auch die verbrauchten Chemikalien selber bezahlen musste. Aber hier konnte man wenigstens sehen, was man anstellte. An ein Vorkommnis musste ich immer wieder denken: Wir mussten unter anderem auch verschiedene chemische Verbindungen herstellen. Einmal entstand dabei ein gasförmiges Zwischenprodukt, das, in genügender Menge eingeatmet, impotent macht. Also wurde von mir die Apparatur mit den Reagenzien in die hinterste Ecke des Labortisches im Abzug aufgebaut. Wenn ich nachschauen musste, holte ich tief Luft, bevor ich die Abzugsschieber öffnete, und hielt die Luft an, bis der Abzug wieder abgeschottet war. Einmal kam der leitende Chemie-Assistent, um nach dem Fortgang zu schauen. Ohne Hemmungen öffnete er den Abzugsraum, beugte sich über den Aufbau und atmete ohne Skrupel weiter. «Aber – aber» stotterte ich aufgeregt, «das macht doch impotent!» – Er sah mich

verständnislos an und sagte nichts als: «Das macht doch nichts, das stört einen Wissenschaftler nur!» Da war ich platt, und ich dachte mir: «Wenn das eine Bedingung wäre, um Wissenschaftler zu werden, würde ich sofort mein Studium aufgeben!»

Da sich das Chemie-Praktikum ausschliesslich mit anorganischer Analytik und Synthese befasst hatte, war ich auf diesem Gebiet relativ firm. Ich musste versuchen, den prüfenden Professor dazu zu verleiten, mich in anorganischer Chemie zu prüfen. Dieser Professor war wegen seiner Fiesheit bekannt. Er fragte vor der Prüfung meist, auf welchem Gebiet man sich vorbereitet hätte, um dann ein anderes abzufragen. Also dachte ich mir, wenn er mich fragt, auf welchem Gebiet ich geprüft werden wollte, sage ich: organische Chemie. So geschah es: er fragte mich, ich antwortete: «Organische Chemie», und er prüfte mich in organischer Chemie! Mein Wissensstand entsprach den Erinnerungen aus der Oberschule! Nun, irgendwann hatte er ein Einsehen und wandte sich der anorganischen Chemie zu. Hier konnte ich dann doch noch die bitter notwendigen Punkte sammeln. Ich musste die Prüfung nicht wiederholen! Warum er mich entgegen meiner Erwartung in organischer Chemie prüfte, erfuhr ich nie.

In den anderen Fächern hatte ich wegen meiner Übung in den Fleissprüfungen keinerlei Probleme. Damit war wiederum eine Stufe erklommen. Meine Freude wurde an dem bestandenen Vordiplom gedämpft: Ein Kommilitone – mein Nachbar im chemischen Praktikum – fiel zum zweitenmal durch die Prüfung. Man fand ihn eine Woche später tot im Frankfurter Stadtwald auf – vergiftet. Aus dem Praktikum hatte er sich Arsen mitgenommen. Er konnte es nicht ertragen, seinen Traum, Chemiker zu werden aufzugeben. Er hatte in seinen Augen versagt.



1952: Mein Bruder (links) und ich beim Umzug mit unseren ersten eigenen Möbeln in eine Studentenbude.



1954: Ich bereite meinem Bruder und mir das Sonntagsmenue zu.



Geldverdienen für Studium und zur Existenzsicherung in der Frankfurter Molkerei «MOHA-Milchversorgung»...



... und in den Adlerwerken.



Das Max-Planck-Institut für Biophysik in Frankfurt am Main, wo ich 1954 bis 1958 meine Diplom- und Doktorarbeit anfertigte.



Geburtstagsständchen für den Institutsdirektor Prof. Dr. Boris Rajewsky. Dazu verkleidete ich mich als Mönch und sang eine ukrainische Moritat, begleitet vom Instituts-Chor.



Kaffee-Pause mit der PTA Helga Wollenhaupt und dem späteren Präsidenten des Bundesamts für Strahlenschutz, Prof. Dr. Kaul (rechts).



1956: Ich habe endlich meine Diplomarbeit geschafft!



1959: Verlobung mit meiner langjährigen Schwimmgfreundin.



1964: Familienfreuden. Glückliche Eltern mit Sohn Detlev (3 Jahre) und Tochter Birte (3 Monate).



1968: Hoher Besuch im Kernkraftwerk. Nobelpreisträger Seaborg, ich, Prof. Schulten, der Erfinder des Kugelhaufenreaktors und Dr. Hartmann, Geschäftsführer der Betreibergesellschaft AVR.



2000: Zu meinem 70. Geburtstag beendige ich meine berufliche Laufbahn und blicke auf mein Leben zurück.

Eines Tages starb der Mann unserer Vermieterin an einem Schlaganfall. Mit dem alten Ehepaar hatten wir zuletzt ein recht freundschaftliches Verhältnis gehabt. Obwohl sie selbst nicht gerade reich waren, kochte und buk die Wirtin manchmal grössere Portionen, als es für sie gereicht hätte. Den Rest brachte sie uns auf Tellern mit den Worten: «Meine Herren, hier können Sie wieder einmal etwas Leckeres probieren!» Wirklich, es schmeckte meistens gar nicht übel. Sogar die von ihr zubereiteten Kutteln konnte man geniessen. Nur einmal demonstrierten mein Bruder und ich eine unglaubliche innere Verwandtschaft – und unseren gemeinsamen Geschmack. Es war ein Weihnachts-Feiertag kurz vor der Mittagszeit, als sie mit vor Stolz strahlendem Gesicht, zwei dampfende Teller in der Hand haltend, ins Zimmer trat. «Meine Herren, heute etwas besonders Leckeres: Hasenkeule mit Klössen und Rotkohl!» Sie stellte Besteck und die Teller auf den Tisch. «Meine Herren, ich ziehe mich zurück!» Wir rückten an den Esstisch. Es roch recht verlockend. Jeder sah auf seinen Teller. Die Hasenkeulen schillerten in einem derart farbenprächtigen grün-schwarz-rötlich-dunkelblauen Glanz, dass mein Bruder und ich uns ansahen. Ohne ein Wort zu sagen, standen wir beide gleichzeitig auf, nahmen mit spitzen Fingern das Ende der Hasenkeulen, marschierten schweigend zum wummernden Kanonenofen und opferten sie wortlos dem Feuergott. Anschliessend konnten wir uns vor Lachen kaum halten.

Nach dem Tod des Ehemanns gab die Wirtin die Wohnung auf. Vorher wurden wir zur Beerdigung eingeladen. Die Wirtsleute hatten ausser ihrer Tochter und deren Ehemann keine Angehörigen und ausser den weiteren Hausbewohnern keine Bekannten. Da mein Freund Adam mich

oft besuchen gekommen war und die Wirtin immer so freundlich begrüsst hatte, durfte er das kleine Häuflein der Trauergemeinde etwas vergrössern. Ich hatte den Eindruck, die Wirtin genoss die Einmaligkeit dieses Ereignisses. Sie war aufgedreht wie nie zuvor. Endlich war sie einmal die Hauptperson. Nur als wir uns verabschiedeten, schien sie zu merken, dass die Feier keinen freudigen Anlass gehabt hatte. Sie half meinem Freund in den Mantel, der nicht gerade taktvoll abwehrte: «Nein, nein! Erst nach dem nächsten Schlaganfall!»

Mein Bruder und ich kauften ihr nach der Wohnungsaufgabe die uralte, zum Teil klapprige Einrichtung im von uns gemieteten Zimmer für ein paar Mark ab. Daher galt jetzt unser Zimmer nicht mehr als möbliert vermietetes Objekt, sondern als Leerzimmer, mit der Folge, dass uns der Käufer der aufgegebenen Wohnung nicht ohne Weiteres rauswerfen konnte. Dazu kam, dass der neue Wohnungsinhaber mit dem Wohnungsamt einen nicht ganz sauberen Deal gemacht hatte. Nachdem auch das Wohnungsamt merkte, dass wir freiwillig nicht auszogen, bekamen wir eine Unzahl von Leerzimmern angeboten! Und das bei dieser Wohnungsknappheit! Wir suchten sorgfältig aus und mieteten ein Leer-Zimmer in der Nähe der Uni. Die – wir sagten: echt antiken – Möbel nahmen wir mit.

In der neuen Unterkunft stand neben der Tür ein eiserner Ofen. Mein Bruder schlief auf der einen Seite des Zimmers in dem mitgenommenen Bett, ich in einem Feldbett, das mein Bruder bei den Amis requiriert hatte. Jeder hatte abwechselnd eine Woche Stubendienst. Dazu gehörte unter anderem Fegen, einmal in der Woche Fussboden wi-

schen, Waschschüssel sauberhalten, Kohle hochholen und im Winter für das Feuer im Ofen sorgen. Da jeder nach einer Woche wieder dran war, klappte alles prima. Die gegenseitige Kontrolle war sichergestellt. Selbst unsere Freundinnen, die manchmal zu Besuch kamen, staunten. Es war ein ähnliches Prinzip wie ich es vom Brotteilen in der Kriegsgefangenschaft her kannte: Der teilte, bekam das letzte Stück. Dort strengte sich jeder an, gerecht zu sein, weil sonst für den Teilenden zu wenig übrigblieb; hier wusste man, die folgende Woche bekommt man eventuell übersehenen Dreck vor die Nase gehalten!

Samstags und sonntags wurde das Mittagessen selbst gekocht. Zusätzlich zum Ofen, der nur im Winter angeworfen wurde, hatten wir uns einen Spirituskocher angeschafft. Mein Bruder war für Fleisch und Sossen, ich für Gemüse und Beilagen zuständig. Erstaunlich, was wir mit einer einzigen Kochstelle produzierten. Nach dem Ankochen wurden die halbgaren Gerichte in Zeitungspapier eingewickelt und verschwanden unter den Bettdecken. Nach einiger Übung wusste man, um wie viel länger die Gerichte auf diese Art zum Garwerden brauchten. Vorbild hierfür war unsere Mutter, die in Rostock auf der einen Kochstelle des Kanonenofens auch leckere Gerichte zauberte.

Mit der Zeit bekamen wir solche Übung, dass sogar Freunde eingeladen werden konnten. Dazu dachten wir uns immer nette Überraschungen aus. So luden wir einmal meinen Freund Adam und zwei weitere Freunde meines Bruders ein. Es gab Kaffee und selbstgemachten Kuchen: kalten Hund. Der besteht aus aufgeschichteten Butterkekse, die durch in Kokosfett aufgelöstes Kakaopulver zusammengehalten werden. Da die beiden Freunde meines Bruders meinen Freund nicht kannten, stellte ich meinen

Freund Adam, der ein waschechter Hesse war, als Adamow Mutowski vor. Er hatte von mir in Erinnerung an seine Russenzeit diesen Spitznamen bekommen, weil er während des Krieges als deutscher Soldat einige Zeit in Russland verbrachte. Während des Kaffee-Klatsches lenkten wir das Gespräch auf Russland und brachten Adamow dazu, über seine Zeit in Russland zu erzählen. Er berichtete so plastisch, dass am Ende einer der anderen Freunde bewundernd sagte: «Sie sprechen aber ausgezeichnet Deutsch, – sogar mit leichtem hessischem Dialekt!» Da war die Bombe geplatzt. Mein Bruder und ich mussten schallend lachen. Denn weder Adam noch die beiden anderen hatten gemerkt, wie wir sie so manipuliert hatten, dass die beiden anderen Freunde glaubten, einen echten Russen vor sich zu haben! Wir waren erschrocken, wie leicht so etwas möglich war.

Lieber als selbst Parties zu veranstalten, gingen wir aber zu unseren Freunden. Die meisten wohnten bei ihren Eltern. Wir waren gern gesehene Gäste. Nicht wegen unserer Gastgeschenke, denn meistens hatten wir nichts mit, sondern wegen dem «Jubel – Trubel – Heiterkeit», mit dem wir die eingefahrenen Familien aufrüttelten. Besonders hervor tat sich dabei mein Bruder, der tolle alleinunterhalterische Fähigkeiten besass und noch besitzt.

Einmal sassen wir bei einer Party müde herum, als er durch einen seiner Sprüche ungewollt eine Lachsalve auslöste. Er sagte laut vor sich hin – auf das unterdrückte Gähnen der Gäste anspielend: «Denk ich an den ersten Kuss, den Du mir gabst, Helene, dann werd ich müde und gähne!» Was wir nicht, aber die anderen Gäste wussten: Die Frau des Hauses hiess mit Vornamen Helene! Die

Partystimmung war gerettet. Auch brachten wir die Parties durch alle möglichen Gesellschafts-Spiele in Schwung. Wir fühlten uns nie an irgendwelche förmliche Etikette-Regeln gebunden. Erstaunlich, wie sich dadurch die Steifheit und Befangenheit der Gastgeber und der anderen Gäste abbaute. Manchmal schien es uns selbst, als seien wir zu weit gegangen. Den Gastgebern blieb nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Aber wir wurden immer wieder eingeladen.

Während einer Einladung war es in der dortigen Wohnung etwas eng und schwierig, sich auf das Sofa zu setzen. Mein Bruder wollte beweisen, wie einfach es sei, wenn man entsprechend sportlich ist. Mit einem Sprung überwand er die sperrende Tischecke. Doch mit seinem Schwung setzte er sich auf die Übergardine und riss sie mitsamt der Gardinenstange herunter. Anschliessend versuchten die auf dem Sofa Sitzenden, unter den Gardinen und Stores hervorzukommen. Die nicht Betroffenen amüsierten sich über den perfekten, ungewollten Schleiertanz.

Ein anderes mal hatte ich vergessen, meine Mütze beim Betreten des Wohnzimmers abzulegen. Ich hatte immer eine Baskenmütze auf, meine Kommilitonen und Freunde nannten mich deshalb der Mann mit der Tarnkappe. Die meisten Gäste waren schon da und hänselten mich, dass sie mich trotz meiner Tarnkappe sehen könnten. Ich war zu faul, zur Kleiderablage im Vorraum zurückzugehen. Ich sagte: «Das macht nichts!» und wollte sie auf einem in der Zimmerecke stehenden Schrank ablegen. Ich wusste, die Mutter meines Freundes war eine perfekte Hausfrau. So strich ich vorher aus Spass mit der Hand über die

Schrankoberseite, um ihre Sauberkeit zu demonstrieren: Dicke Staubflocken wischte ich herunter! Alles schaute betreten zur Hausfrau. Ich rief fröhlich: «Alles Blütenstaub!»

Einmal wurde mir zu Bewusstsein gebracht, wie schwer es ist, mathematische oder physikalische Probleme mathematischen Laien oder Menschen, die nicht abstrakt denken können, zu erklären. So wurde ich gefragt, warum die Erde, der Mond, ja alle Planeten nicht in einer Kreisbahn um ihr Zentralgestirn fliegen, sondern immer in einer Ellipse. Als ich sagte, dass die Kreisbahn eine ganz spezielle Ellipse sei und der Raumwinkel der Flugbahn, die Geschwindigkeit des Trabanten sowie die Anziehungskraft für eine Kreisbahn in einem genauen Verhältnis stehen müssten, erntete ich nur Unverständnis. Da fiel mir etwas für eine beispielhafte Demonstration ein, und ich entgegnete: «Stellt Euch eine an einer Gummischnur befestigte Kugel vor, nehmt das freie Ende des Gummibandes in die Hand und versucht einmal, die Kugel mit einem Stoss in eine Kreisbahn zu bringen!» – Grosses Gelächter und Kopf schütteln: «Die Planeten sind doch nicht mit einem Gummiband an der Sonne festgebunden!» – Ich merkte, ich hatte bei ihnen meine Glaubwürdigkeit verspielt!

Eines Tages erfuhren mein Bruder und ich von meiner Mutter, dass Dr. C., der im selben Haus wie wir in Oppeln gewohnt hatte, mit seiner Familie in Frankfurt/Main aufgetaucht sei. Den mussten wir ausfindig machen. Man freute sich nicht nur über jeden alten Bekannten aus der Heimat, sondern wir verbanden damit immer eine gewisse Hoffnung, Hilfe durch Vitamin B oder mindestens Tipps oder sonstige Vorteile zur Verbesserung unseres mageren

Studenten-Daseins zu erhalten. Dazu kam, dass er zwei Töchter hatte, Renate und Ilse. Sie waren etwas jünger als mein Bruder und ich. Im Stillen waren wir in Oppeln von unseren Eltern als zukünftige Paare verkuppelt worden. Zum Zeitpunkt der Flucht waren sie erst sieben und zehn Jahre alt, so dass diese Keischken, wie wir die kleinen Mädchen nannten, von uns mit keinen Blicken gewürdigt wurden. Abgesehen davon, dass ich Ilse immer hänselte: «Ilse, Papilse, niemand will sie!» Jetzt waren sie im Backfischalter und wir fanden, dass man sie sich unbedingt angucken müsste.

Wir suchten und fanden die Adresse, riefen an. Die Mutter, Frau C. war am Telefon. Sie war überrascht, dass wir sie aufgespürt hatten, aber lud uns gleich zum Abendessen ein. Wir nahmen dankend an und fuhren mit unseren Rädern hin. Mit grossem Hallo wurden wir empfangen. Ilse hatte sich zu einem sehr attraktiven Fräulein entwickelt, Renate war ein netter Backfisch geworden.

Was gab es nicht alles zu erzählen. Es wurde eifrig in den Erinnerungen gekramt. Die C's wohnten in Oppeln Parterre, wir im zweiten Stock. Wenn wir weggingen, mussten wir an ihrer Wohnungstür vorbei. Sie hielten eine Bulldogge, die dann jedes mal wütend bellte. Wir Kinder fühlten uns durch die geschlossene Wohnungstür sicher und ärgerten den Hund durch B ummern gegen den Briefkasten-Schlitz. Das brachte den Hund erst richtig auf Touren. Er sprang wie wild gegen die Tür, bis sie eines Tages durch die Wucht des Tieres aufbrach. So schnell wie in diesem Moment war ich noch nie die zwei Stockwerke bis zu unserer Wohnung hochgekommen! Der Hund folgte mir nicht, denn er war durch das plötzlich Fehlen des Hindernisses selber verwirrt.

Wir hatten 'Onkel' C in besonders guter Erinnerung, denn er lieh sich von uns unsere Karl-May-Bücher aus, und wir bekamen dafür jedesmal einige Pfennige. Onkel C war Nervenarzt. Manchmal musste ich an ein Sprichwort denken, wonach immer etwas von dem, womit man umgeht, auf einen abfärbt. So trug er an jedem Arm zwei Armbanduhren, damit er immer genau wusste, wie spät es war.

Die Fenster seiner Praxis und des Wartezimmers gingen zum Hof hinaus. Eines Tages hatten wir uns ein abenteuerliches Spiel ausgedacht. Mein Freund Rigobert und ich fuhren mit den Fahrrädern klingelnd im Kreise um die Pumpe, durch die Einfahrt ins Hinterhaus und wieder zurück. Mein Bruder lag auf dem Dachrand unseres Hauses, hatte eine kleine Stahlkugel an einer langen Schnur festgebunden und versuchte unter Gejohle, uns beide von oben abzuschiesen. Wir dagegen versuchten vergeblich, sie während der Fahrt zu packen. Beim Hochziehen knallte die Kugel immer wieder gegen die Praxisfenster. Plötzlich stürzte Dr. C. auf den Hof, rannte hinter uns her und schrie uns nach: «Ich schlag Euch auf die Augen, hinter die Augen, vor die Augen, neben die Augen, über die Augen, zwischen die Augen ...!» – Wir traten in die Pedale und wetzten erschrocken weg. Er hatte erreicht, was er wollte: Er hatte für sich und seine Patienten einige Zeit Ruhe!

Als Oppeln geräumt werden musste, blieb Dr. C., obwohl Mitglied der SS, in Oppeln zurück. Er konnte Polnisch, und so hatte er geglaubt, bei den Polen gut durchzukommen. Doch es kam anders, denn die Russen nahmen ihn gleich mit und verschleppten ihn nach Sibirien. Jetzt – hier in Frankfurt – erzählte er uns, wie er sich in der Gefangenschaft als Irrer so verstellte, dass man ihn nicht

mehr für voll nahm. Er haute ab und wanderte monatelang Richtung Westen. Sobald er unter Menschen kam, spielte er den Irren so perfekt, dass er unter abenteuerlichen Bedingungen Westdeutschland erreichte. Hier fand er seine Familie. Als ehemaliger SS-Mann fühlte er sich nicht sicher. Er wanderte mit der Familie nach Java aus, wo er eine Praxis eröffnete. Erst Anfang der fünfziger Jahre kehrte er nach Deutschland zurück und schlug seine Praxis in Frankfurt/Main auf. Hier sahen wir uns jetzt wieder.

Wir wurden zu allen möglichen Festen bei C. eingeladen. Ilse gefiel mir recht gut. Sie war aktiv, was sich besonders bei neckischen Spielchen, wie Kirschen-Kosten zeigte. Und da sie auch sonst recht gut aussah, schien sie mir die richtige neue Begleiterin für Veranstaltungen mit Frauen der Verbindung Gothia zu sein. Auf dem Nachhauseweg durch die stillen Alleen merkte ich, dass sie von mir mehr als Freundschaft wollte. Da zog ich mich schleunigst zurück und suchte mir eine andere Kurzzeit-Begleiterin. Später erfuhr ich von ihrem Vater, dass sie einen Bekannten, einen Holländer aus der Java-Zeit geheiratet hatte. Des Vaters Kommentar: «Eine Tulpe geht zu den andern Tulpen!»

Von grossen, festen Bindungen an Freundinnen hielten mein Bruder und ich zunächst nichts. Wir wollten beide schnellstmöglich unser Studium beenden. Zweitens war bei uns Schmalhans Küchenmeister. Wir konnten uns finanziell keine Freundin leisten. Also suchten wir uns billigere Vergnügungen aus. Wenn wir uns mal vom Lernen und Geldverdienen ausruhen mussten, fuhren wir mit den Fahrrädern in die Umgebung, nach Kahl zum Baden, oder in den Frankfurter Stadtwald zum Entspannen. Mein Bru-

der nahm sich ein Buch mit, ich Papier, Pinsel und Aquarellfarben zum Malen. Und wenn wir dann im Wald oder am See lagen, war ich jetzt mit meinem Leben recht zufrieden.

An manchem Samstag kam uns ein Oppelner Schulkamerad Stephan mit seiner Freundin in seinem Opel Olympia zu einem Autoausflug abholen. Manchmal kamen noch weitere Freunde mit. Ich hatte den Eindruck, sie wussten, dass es bei uns an diesem Tag immer leckeren Eintopf gab. Dann genügte nach dem Klingeln ein Blick von uns aus dem Fenster: «Wie viele seid Ihr?», und bis die Gesellschaft bei uns im zweiten Stock war, hatten wir den Eintopf mit entsprechender Menge an Wasser, Mehl und Maggi-Würfeln gestreckt. Für sie schien es ein Festessen zu sein!

Stephan war zusammen mit seinen Eltern nach Frankfurt geflohen. Er hatte keine Lust, noch einmal auf die Schule zu gehen, um das Abitur zu machen. Dann fing er an, freiberuflich als Photograph aktiv zu werden. Er ging zu Bällen und anderen Veranstaltungen und schoss Photos. Gleich anschliessend entwickelte er die Aufnahmen zu Hause im Bad, das als Labor umfunktioniert wurde. Dann sauste er zur Veranstaltung zurück, um die Bilder zu verkaufen oder Aufträge für Abzüge entgegen zu nehmen. Er hatte bald so viel zu tun, dass er mich für Aufnahmen zu parallelen Veranstaltungen schickte. – Ich durfte dafür bei ihm eigene Photos kostenlos entwickeln und abziehen.

Nach kurzer Zeit reichte die Toilette nicht mehr als Labor. Er mietete ein Geschäft, stellte Personal ein und konnte sich ein Auto und eine teure Freundin leisten. Oft hatte es den Anschein, dass er meinen Bruder und mich zu Ausflügen abholte, um uns zu zeigen, wie weit er es ohne Abitur geschafft hatte. Manchmal schien es mir, als ob er

doch nicht so glücklich war, wie er vorgab, weil er niemanden hatte, mit dem er frei und offen sprechen konnte und keine echten Freunde besass, trotz, oder gerade wegen seines wirtschaftlichen Erfolgs.

Das Auto neideten wir ihm nicht, aber was uns wurmte: Er hatte einen Führerschein und konnte Autofahren, wir nicht! Das wollten wir ändern. Wir fanden auch einen Fahrlehrer aus Oppeln. Hanslik hiess er und hatte einen noch älteren Opel Olympia als unser Freund, nicht synchronisiert, daher Runterschalten immer mit Zwischen gas. Das klappte zuerst gar nicht, die Zähne des Getriebes rieben kreischend aneinander, und er schrie: «Ihr studiert doch nicht Zahnmedizin, um Zähneplombieren an meinem Auto zu üben!» Auch sonst war er während der Fahrstunde aufgeregter als wir. Verständlich, denn sein Auto hatte keine Eingriffsmöglichkeiten für ihn, und so war er auf Gedeih und Verderben auf unsere Fahrkünste angewiesen. Einmal fuhr ich über den Frankfurter Bahnhofsvorplatz, als er sagte: «Jetzt rechts zum Bahnhof einbiegen!» Ich sah im Rückspiegel rechts hinter uns eine Strassenbahn losfahren und bremste ab. «Nun fahren Sie doch endlich rüber!» raunzte er mich an.

Ich: «Wirklich?».

Er: «Wie lange soll ich noch warten?»

Darauf fuhr ich los, und er schrie gleichzeitig auf: «Halt!», denn erst jetzt hatte er sich umgedreht und sah die Strassenbahn kommen. Sofort stand ich, die Strassenbahn glitt bimmelnd eng an uns vorbei. Er wischte sich den Sch weiss von der Stirn und gratulierte mir, völlig fertig, zu meinem wahnsinnig schnellen Reaktionsvermögen. Dass ich die Bahn schon lange gesehen hatte, sagte ich ihm natürlich nicht.

Einmal lag ein dicker Ziegelstein auf der Strasse. Ich bremste ab, aber der Fahrlehrer rief: «Fahren Sie doch weiter!» Gut, hat er den Stein nicht gesehen, braucht er eine schärfere Brille? Krachend rutschte der Wagen mit der Vorderachse auf den Hohlblock, schleifte ihn kreischend mit, bis dieser zerbarst. «Bleiben Sie stehen, um Himmels Willen, halt! Was haben Sie gemacht!?» jammerte er. Ich konnte nur schwer mein Lachen unterdrücken, denn ich musste an meinen Jauchewagen in Cerveny Ujezd denken, dem auch ein Stein zum Schicksal geworden war. Wir krochen unter den Wagen, um einen eventuellen Schaden zu begutachten. Fachmännisch stellte ich fest: «Nur Kratzer!» – Er war zufrieden. Ich dachte, viel mehr als Schrott war der Wagen sowieso nicht mehr wert, soviel Rost hatte ich von unten erblickt.

Bis zur Prüfung absolvierten wir insgesamt acht Fahrstunden und konnten danach bei den Ausfahrten mit unserem Freund auch manchmal selber am Steuer sitzen. So fühlten wir uns auch unseren Freundinnen gegenüber nicht mehr minderbemittelt.

Wechselnde Freundinnen waren ja ganz schön. Man ging keine Verpflichtung ein, und fürs Studium war diese Situation nicht belastend. Aber im Unterbewusstsein spürte ich, ohne feste Bindung wollte ich mein Leben lang nicht bleiben. Als Student konnte ich frühmorgens Eintrittsfrei ins Frankfurter Stadtbad-Mitte schwimmen gehen. Das nutzte ich nicht nur zum Schwimmen aus, sondern vor allem, um mich kostenlos zu duschen. Eines Tages fiel mir eine gut aussehende, schlanke, blonde Schwimmerin auf. Sie spulte, ohne eine Pause einzulegen, eine Bahn nach der anderen ab. Dann war sie weg. Den

Wochentag muss ich mir merken. Eine Woche später war ich zur selben Zeit wieder im Bad, und siehe da, sie schwamm bereits wieder ohne Unterbrechung an der einen Längsseite des Schwimmbeckens elegant hin und her. Wie sollte ich sie kennen lernen? – Ich konnte sie gar nicht ansprechen, denn sie war dauernd in Aktion. Also versuchte ich ihren Schwimmrhythmus zu stören, startete im Kraulstil von der anderen Beckenseite quer zu ihrer Schwimmrichtung so, dass ich ihre Bahn kreuzte und mit ihr zusammenstossen musste. Prompt klappte es, und ich tauchte sie unter. Sie war auf einen solchen Zusammenstoss nicht vorbereitet und schluckte etwas Wasser. Ich wollte mich entschuldigen, aber sie war schon wieder weg. Nun passte ich besser als die Woche davor auf. Ich liess sie nicht aus den Augen.

Als sie ihr Pensum beendet hatte und aus dem Schwimmbecken wollte, lief ich zu ihr hin und entschuldigte mich vielmals. Sie hatte den Zusammenstoss schon vergessen und nahm das alles nicht so ernst – wie ich. Ich liess nicht locker, fragte sie, warum sie hier sei und erfuhr, sie wäre Sportschwimmerin. Sie trainierte für einen Wettkampf. Ich sagte, was auch wirklich der Fall war, sie hätte einen phantastischen Schwimmstil, ob sie mir nicht richtiges Schwimmen beibringen könnte, und ob wir uns das nächstemal hier wieder treffen würden. So kamen wir uns näher und lernten uns kennen. Dann erfuhr ich, dass sie erst fünfzehn Jahre alt sei! Zuerst bekam ich einen Schrecken, denn sie sah reifer aus. Mein Freund Adam – wir hatten untereinander keine Geheimnisse – sagte: «Das macht doch nichts, alt werden die Frauen von alleine!» – Bis zu einer Heirat war noch genug Zeit! – Nachwort: Nach meiner Promotion heirateten wir!

Das Studium ging weiter. Nach dem Vordiplom musste ich mir einen Platz an einem Institut für die Durchführung der Diplomarbeit suchen. Arbeitsplätze hierfür waren dünn gesät. Man musste viel Glück haben, um ein Thema und einen Dozenten für die Betreuung zu bekommen. Wohin sollte ich mich wenden? Am besten kannten mich die Mathe-Professoren, bei denen hatte ich immer meine Fleissprüfungen abgelegt. Jetzt brauchte ich aber eine Physik-Arbeit. Da fiel mir das Institut für Experimental-Physik ein. In diesem Institut hatte ich das Physikpraktikum für Fortgeschrittene abgeschlossen. Dort könnte man sich bestimmt bewerben.

Ich schwang mich auf mein Rad und fuhr zu meinem Freund Adam. Wir diskutierten miteinander immer alle uns beschäftigenden Fragen. Über die Zeit nach dem Vordiplom hatten wir nie gesprochen, die Prüfung musste erst einmal bestanden sein. Jetzt wollte ich mit ihm diese neue Situation erörtern. Er druckte ganz komisch herum, antwortete nicht richtig, bis er aufgrund meines dauernden Nachhakens gestand, er hätte sich bereits beworben und die Stelle erhalten. Ein Kriegskamerad von ihm, der in diesem Institut als Assistent arbeitete, hätte ihn informiert, dass nur eine Diplomarbeit vergeben werde. Daraufhin bewarb er sich, ohne mich zu informieren. Seine Entschuldigung: «Hätten wir uns beide beworben, hättest Du, weil Du jünger bist, diesen Platz bekommen.» – Ich sagte ihm, dass wir darüber vorher hätten sprechen können. Wir hatten uns immer geeinigt. Ich musste an den Strafgefangenen aus Dubi denken, der damals das Fleisch aus meiner Suppe herausfischte.

Die Motivation für das Handeln war von beiden gleich. Der eine hatte Hunger und sagte sich: «Wegen der paar

Stückchen Fleisch wird mein Mitgefangener nicht verhungern.» Der andere wollte eine Diplomarbeit und entschuldigte sein Verhalten sich selbst gegenüber: «Mein Freund wird schon eine andere Stelle finden.» Ich war tief betroffen und enttäuscht. Es war mir aber eine zusätzliche Bestätigung meiner durch die Lebenserfahrung erworbenen Auffassung, allen Menschen gegenüber eine persönliche Distanz zu behalten und ihnen nie bedingungslos zu vertrauen. Das Leben ist ein Kampf, gleichgültig ob ums Überleben oder um Vorteile!

Trotzdem, ich nahm Adam sein Verhalten nicht einmal übel. Ich konnte seine Handlungsweise bis zu einem gewissen Grad verstehen. Meine Enttäuschung bezog sich auf das fehlende Vertrauen zu mir. Er war doch mein Freund! Und für mich bedeutete Freundschaft etwas Einmaliges, Besonderes. Ich hatte immer nur einen Freund gehabt: Während der Schulzeit: Vollrath; während des Studiums: Adam. Insofern verstand ich nie meine Mitmenschen, die eine Unmenge von Bekannten Freunde nannten. Mein Freund war mein erweitertes Ich. Und das konnte ich nur mit wenigen teilen. Entsprechend offen hatte ich mich ihm gegenüber immer verhalten. Ich hatte geglaubt, dass Adam dieselbe Auffassung des Begriffs Freundschaft besass. Ich hatte mich getäuscht.

Endspurt

Nach dieser Pleite bewarb ich mich um eine Diplomarbeit am Max-Planck-Institut für Biophysik. Eine grosse, repräsentative, alte Villa stellte das Hauptgebäude des Instituts dar. Gleich, wenn man eintrat, umfing einen als Eingangshalle ein riesiges, dunkles, holzgetäfeltes Treppenhaus. An der Treppenwand entlang hingen Photos der Diplomanden und Doktoranden, die hier ihre Arbeiten abgeschlossen hatten. Ob ich eines Tages hier auch hängen werde?

Von der Sekretärin wurde ich in das Zimmer des Institutsdirektors geleitet. Der Chef, Prof. Boris Rajewsky, war gebürtiger Weissrusse. Ich hatte den Eindruck, wir waren uns von Anfang an sympathisch. Ich legte meine Zeugnisse vor und brachte mein Anliegen dar. Er fragte mich nach meinem Werdegang, und es entwickelte sich danach ein Frage- und Antwortspiel, das, stark vereinfacht, so ablief:

Er: «Können Sie Verstärker bauen?»

ich: «Nein.»

Er: «Können Sie Transformatorspulen wickeln?»

ich: «Nein.»

Er: «Hatten Sie während des Studiums Biologie belegt?»

ich: «Nein.»

Er: «Haben Sie schon englische Fachliteratur gelesen?»

ich: «Nein.»

Nach einer längeren Pause, während der ich sehen konnte, wie einiges in seinem Kopf vorging, stand er auf, gab mir die Hand und sagte: «Damit sind Sie aufgenom-

men, und viel Erfolg in meinem Institut!» Meine Offenheit hatte ihn beeindruckt.

Damit begann meine Institutszeit, während der ich neue Freunde gewann und vieles lernte, was ich an einem anderen Institut nie mitbekommen hätte. Als Instituts-Chef war Rajewsky ein Organisations-Genie. Es hatte eine Ausstattung, von der andere Institute damals nur träumen konnten. Insoweit musste ich im Nachhinein Adam dankbar sein, dass er mir den Diplomplatz im Institut für Experimentalphysik wegschnappte.

Aber es waren noch andere Umstände, die das Leben im Institut sehr angenehm machten. So wurden im Max-Planck-Institut auch Physikalisch-Technische-Assistentinnen (PTA) ausgebildet. Das lockerte die triste Männergesellschaft angenehm auf. Es schien uns, als ob Rajewsky immer die hübschesten Bewerberinnen aussuchte. Sogar eine echte Prinzessin war darunter. Es war imponierend, wie selbstverständlich sie alle Arbeiten wie jede andere PTA verrichtete.

Es mussten immer wieder neue PTA eingestellt werden, weil sie weggeheiratet wurden. Wir witzelten: «Die PTA bekommen schneller ihren Doktor als wir Diplomanden oder Doktoranden.»

Im Institut wurde nicht nur gearbeitet, sondern wir konnten uns auch sportlich betätigen: In der Mittagspause oder sonntags, wenn man Langzeit-Messungen machen musste, wurde bei schönem Wetter im Garten Pingpong gespielt. Gemischte Doppel waren besonders beliebt, denn so konnte schnell Kontakt mit den PTA hergestellt werden. Mit der Zeit entwickelte es sich zu richtigem Tischtennis. Ausser einem Schläger und ein paar Bällen brauchte man hierfür nichts. Das konnte selbst ich mir leisten.

Aber auch bei Regen oder Schnee brauchten wir auf unseren Ausgleichs-Sport nicht zu verzichten. Neben dem Institutsgebäude, der alten, ehrwürdigen Villa stand ein modernerer Bau mit einer Versuchshalle von beträchtlichem Ausmass. Hier wurde ein Betatron aufgebaut. In einer solchen Anlage werden Elektronen in einem Vakuum hoch beschleunigt und entweder als Elektronenstrahl direkt ins Freie oder auf eine Metallplatte zur Erzeugung von hochenergetischen elektromagnetischen Strahlen gelenkt. Diese Strahlen dienen für physikalische Experimente oder zur Bestrahlung von Krebserkrankungen. Für unsere Tischtennis-Platten blieb jedoch genügend Platz übrig. Im Erdgeschoss dieses Baus waren neben der Halle unter anderem chemische Labors untergebracht.

Eines Tages, wir waren mitten in einem heiss umkämpften Satz, hörten wir aus den Labors jemanden Feuer! rufen. Und wirklich, aus dem Zugang drangen Rauchschwaden durch die offene Tür in die Halle. Einige Spieler liefen aus der Halle raus, andere neugierig in Richtung der Labors. Ich dachte nur, wie kann ich helfen? Da sah ich auf der dem Zugang gegenüberliegenden Hallenseite einen grossen Feuerlöscher an der Wand hängen. Ich lief hin und riss ihn, wie in einem Brandschutz-Kurs gelernt, runter. Diesen Typ von Feuerlöscher kannte ich nicht. Er sah wie eine grosse Tüte für den ersten Schultag von Erstklässlern aus. Was ich nicht wusste: Er besass keinen Regler, sondern durch das Kippen beim Lösen von der Halterung wurde die Druckpatrone automatisch ausgelöst und der Löscher begann sofort mit Macht Schaum aus seinem spitz zulaufenden Rohrende zu speien. Der Apparat war ganz schön schwer. Da es keine Möglichkeit gab, ihn ab-

zustellen, rannte, besser: schwankte ich, die Schaum speiende Tüte zwischen den Beinen durch die Halle in Richtung Zugang zu den Labors. Die Zuschauer wussten nicht, wohin sie schauen sollten, nach dem Feuer oder zu meinen verzweifelten Versuchen, den Löscher zu bändigen und mit ihm zum Brandherd zu kommen. Ich kam mir saublöd vor, als ob ich Flammenwerfer spielte. Statt Feuer kam Schaum aus meinem Spielzeug, das ich zwischen meinen Beinen hielt! Als ich endlich die Zugangstür zum Labor erreicht und der Feuerlöscher die letzten Schaumspritzer versprüht hatte, kam mir der Laborleiter entgegen und sagte, alles Brennbares im Abzug sei verbrannt und das Feuer von allein ausgegangen. Jetzt kam ich mir richtig verulkt vor. Bevor ich meinem Ärger Luft machen konnte, hörte ich mit Tütü-Tata die Feuerwehr kommen. Mit drei Lösch-Zügen kamen sie angerückt, alarmiert von einem Nachbarn, der die Rauchwolken gesehen hatte. Das war mir jetzt ein willkommener Trost, dass selbst die Feuerwehr vergeblich bemüht worden war.

Nachdem sich die ganze Aufregung gelegt hatte, liess ich mir den Ablauf noch einmal durch den Kopf gehen. Was hatte ich, abgesehen von der Fehlbedienung, falsch gemacht? – Ich hatte doch nicht übereilt gehandelt! – Warum hatten aber die anderen nur Zuschauer gespielt, ohne aktiv zu werden. – Hatten sie gewusst dass nichts weiter passieren konnte? – Ich glaube nicht. Anscheinend hatten sie befürchtet, sich durch falsches Handeln blosszustellen! So wie ich mich hier blamiert hatte! – Trotzdem kam ich zum Schluss, dass ich in einer ähnlichen Situation wieder so reagieren würde!

Mein Arbeitsplatz war in einem Raum mit zwei Doktoranden, die mich während der Diplomarbeit etwas betreuen sollten. Sie wurden bald meine Freunde. Von ihnen war ich von Anfang an beeindruckt. Nicht nur wegen ihrer fachlichen Kenntnisse und Leistungen, sondern auch wegen ihrer herausragenden Allgemeinbildung. Beide hatten ihre Schulzeit bis zum Abitur nicht in einem mathematisch/naturwissenschaftlichen Zweig absolviert, sondern in einem humanistischen Gymnasium mit Griechisch und Latein im Hauptfach. Darüber hinaus waren sie auch musisch begabt und interessiert. In der Freizeit spielten sie Klavier und Geige. Ich hatte den Eindruck, es war das erstmal seit langer Zeit, dass ich nicht mit Fachidioten zusammen war. Das galt auch noch für einige andere meiner Mit-Diplomanden. Auch diese hatten ein humanistisches Gymnasium erfolgreich abgeschlossen. Ich fand hier meine schon früher gemachte Beobachtung bestätigt, dass die Absolventen von humanistischen Gymnasien auch auf dem naturwissenschaftlichen Gebiet an der Spitze standen. Waren ihre Fähigkeiten in ihrer Schule begründet, oder wurden die intelligenteren Kinder von interessierten, engagierten Eltern ins humanistische Gymnasium geschickt? Hätte ich unter anderen Umständen auch so werden können? Ich schwor mir, dass meine Kinder es besser haben sollten, alle Möglichkeiten zur Weiterbildung, zum Studieren und Lernen ohne ablenkendes Arbeiten zum Geldverdienen, genügend Freizeit für kulturelle Weiterbildung!

Auch finanziell ging es aufwärts. Ich stellte mit meinem Flüchtlingsausweis beim Lasten-Ausgleichsamt einen Antrag auf Beihilfe zur Ausbildung. Mit sofortiger Wirkung erhielt ich daraufhin eine monatliche Aufbesserung,

die sich bis zum Diplom noch etwas erhöhte. Jetzt endlich konnte ich beruhigt weiterstudieren und an meiner Diplomarbeit basteln.

Trotz der für die damalige Zeit ausgezeichneten Ausstattung des Instituts gab es noch viele Jahre nach dem Krieg auf Grund der von den Alliierten auferlegten Verbote zur Beschäftigung mit Kerntechnik unglaubliche Einschränkungen – auch für meine Diplomarbeit. So musste ich u. a. ein Gerät zur Zählung von Alpha-Strahlen in einer Ionisationskammer entwickeln, bauen und anwenden. Wegen der alliierten Gesetze konnte man damals in Deutschland weder entsprechende elektronische Röhren noch Hochohm-Widerstände kaufen. Da war Improvisation gefragt. Eine hochohmige Triode aus einem alten Volksempfänger bildete zunächst die Eingangsröhre, und den Hochohm-Widerstand stellte ich mir selber her: ein Streifen Papier, ein dicker Bleistift-Strich und an den Enden jeweils eine Kupferfolie angeklemt. Über die Entladung eines Kondensators wurde der Widerstand geprüft; war er zu klein, wurde etwas Bleistift-Schwärze wegradiert, war er zu gross, wurde etwas nachgekritzelt! – Es funktionierte! So wurden die ersten Messungen durchgeführt. Später wurde dann die Elektronik verbessert.

Die ersten Messergebnisse waren Erfolg versprechend, und mit dem Stipendium konnte ich mir jetzt sogar einige Freiheiten erlauben. Das musische Engagement meiner Freunde führte mich in den Instituts-Chor. Hier wurde fleissig für die jährlichen Aufführungen geübt. Unter anderem brachten wir Rajewsky zum sechzigsten Geburtstag spät abends bei Fackelschein eine ukrainische Moritat

dar. Ich sang auf Russisch den Räuberhauptmann Pitirim, dem nach blutrünstigen – aber gerechten – Überfallen auf reiche Christen das Gewissen schlug, so dass er ins Kloster ging. Ich war in eine Mönchskutte gekleidet, der Chor sang den Refrain. Boris war tief bewegt. Wir hatten seine russische Seele gerührt. Und zu seinem zwanzigsten Jubiläum als Institutsleiter wagten wir uns an die Bauernkantate von Bach, in der ich den Michel sang. Noch heute höre ich mir gern die damals mitgeschnittene Bandaufnahme an und höre über manche Schwächen grosszügig hinweg. Auf diese Weise tankte ich frische Energie für eine möglichst schnelle Fertigstellung meiner Diplomarbeit.

Damit sich die neuen Institutsmitglieder besser einleben konnten und nicht nur die fachliche Zusammenarbeit gedieh, wurde einmal im Jahr ein Betriebsausflug unternommen. Diesmal fuhr die ganze Belegschaft des Instituts mit einem Bus in den Odenwald. Schon während der Fahrt ging es ganz ungezwungen und lustig zu. Es wurden Witze erzählt und Lieder gesungen, unter anderem «Wem Gott will rechte Gunst erweisen...» Ohne darüber nachzudenken, wandelte ich den Text der letzten Refrain-Zeile um und sang ihn so, wie ich es von Zuhause her kannte: «...den lässt er seine Wunder weisen, bei Wotzka in der Wurstfabrik!» Daraufhin drehte sich mein Vordermann im Bus um und fragte: «Wieso bei Wotzka?» «Ach», sagte ich, «das war der Name eines Fleischers in meiner Geburtsstadt. So haben wir immer das Lied gesungen!» «Ja, ich auch!» antwortete er. So stellte sich heraus, dass er ebenfalls aus Oppeln stammte! Welcher Zufall! Was gab es da nicht alles zu erzählen. Er hatte im Institut promoviert und arbeitete jetzt hier als Assistent.

Ich fühlte mich im Institut bald wie in einer grossen Familie. So interessierte ich mich das erstmal auch für die persönlichen Belange der am Institut arbeitenden Menschen, für ihre Sorgen, ihre Freuden, ihre Eigenheiten. Manche hatten ihre Ticks, besaßen Schwächen, die ich vorher nie bemerkt hätte. Bis dahin hatte ich geglaubt, dass man ohne wirtschaftliche oder gesundheitliche Sorgen glücklich und zufrieden sein müsste. Jetzt stellte ich fest, dass nur wenige unbeschwert und frohgemut lebten. Manche der Besten und Intelligentesten hatten bisweilen Schwierigkeiten, mit den Realitäten und Härten des Lebens zurecht zu kommen. Einer der Diplomanden stellte ein extremes Beispiel dar. Er war gross, kräftig, gutmütig und wenn ich ihm begegnete, erinnerte er mich immer an einen Tanzbären. Er hörte nebenbei Vorlesungen über Psychologie und hielt sich selbst für einen grossen Psychologen. Uns Kollegen gegenüber dozierte er immer, wie man sich in allen möglichen Situationen verhalten sollte. So erklärte er uns einmal lang und breit, wie man sich einem Polizisten gegenüber benehmen muss, der einen wegen eines Verkehrsvergehen anhält: «Man sollte freundlich sein, sich reumütig zeigen, ihn mit Herr Hauptwachtmeister anreden, um Verständnis bitten und so weiter.» Ein paar Tage später tappte er in das Labor, wo meine beiden Freunde und ich arbeiteten. Er stakste herum, wir merkten, er hatte etwas Besonderes auf dem Herzen. «Nun, welche psychologischen Tricks können Sie uns heute verraten?» fragten wir. «Heute gar keine, heute habe ich aber etwas Unglaubliches erlebt!» und er erzählte uns seine Geschichte: Er wollte in einem abgesperrten Baggersee schwimmen. Da sei ein kleiner Wachmann gekom-

men und hätte ihnaufgefordert, zu verschwinden, da das Gebiet für die Öffentlichkeit gesperrt sei. Daraufhin habe sich unser Pseudo-Psychologe aufgerichtet, sei auf das kleine Männchen losgegangen, habe es am Schlafittchen gepackt und es angeraunt: «Sie Wicht, was wollen Sie mir antun!» Der Wachmann habe darauf die Pistole gezogen, Verstärkung gerufen, und man habe ihn abgeführt. Jetzt hätte er ein polizeiliches Verfahren am Hals. Wir mussten an uns halten, um nicht lauthals loszulachen!

Nach seinem Diplom bewarb sich derselbe Überpsychologe am Institut um eine Doktorarbeit. Professor Rajewsky schlug ihm vor, den Informationsaustausch von Vögeln zu untersuchen, wie zum Beispiel Vogelschwärme es fertig brächten, plötzliche Wenden zu fliegen, ohne dass einzelne Vögel zusammen stiessen. Seine Antwort: «Wer hat denn von uns 'nen Vogel?» Nach dieser aggressiven Antwort musste er einige Monate auf ein anderes Thema für seine Doktorarbeit warten. – Ich wunderte mich nur, wie schwer es für ihn sein musste, das theoretische Wissen in die Praxis umzusetzen.

Die Zeit verging. Es kam der Winter und es wurde bitter kalt. Selbst in Frankfurt/Main blieben tagelang die Temperaturen unter Minus zehn Grad Celsius. Es war so eisig, dass Kunststudenten auf dem Platz vor dem Schauspielhaus vor dem Goethe-Denkmal eine Quadriga aus Schnee und Eis modellierten. Steffen und ich hatten kein Geld mehr für Heizung übrig. Darauf hoben wir den Fussbodenbelag aus Linoleum ab und nagelten damit als Isolierung das Fenster zu. Tageslicht brauchten wir nicht, denn wir kamen sowieso erst abends nach Hause und fuhren früh morgens bei Dunkelheit wieder weg. Geheizt wurde nur noch sonntags.

An einem Montag kam abends die Vermieterin ganz aufgeregt zu mir und beschimpfte mich fürchterlich. – Was war geschehen: Wir hatten für unsere Besucher von unserer Zimmerwirtin vor einiger Zeit zwei Stühle aus ihrer Wohnung rübergestellt bekommen. Den Tag davor hatte mein Bruder die Vermieterin gefragt, ob sie die Stühle brauchte. Sie antwortete darauf: «Nein!» – «Ok», dachte sich mein Bruder, zerhackte die Stühle und verfeuerte sie. Am Tag drauf war die Besitzerin dahintergekommen, weil sie frühmorgens die noch nicht verheizten, aber schon zerhackten Reste im Keller hatte liegen gesehen!

Ich wollte mit meiner Diplomarbeit endlich fertig werden. So wurde im Institut nicht nur gesungen, sondern auch gewählt. Die Arbeit dauerte meistens bis in die Nacht. Diesmal machte ich etwas eher Schluss. Es war Heilig Abend. Ich ging vom Institut nach Hause. Dabei dachte ich an das zu Ende gehende Jahr und war mit dem Erreichten recht zufrieden und träumte davon, wie es weitergehen könnte. Ich wollte auf die andere Strassenseite und überquerte an einer Seite den stockdunklen Platz. Die regennasse Strasse reflektierte die Lichter der vorbei rauschenden Autos. Auf einmal wurde es immer heller. Ich drehte mich um und dachte noch, 'der wird mich doch nicht überfahren wollen', als es krachte. Ich wachte auf, weil jemand furchtbar stöhnte. Jetzt merkte ich, dass ich es selber war. Ich lag vor einem Auto. Ein Mann redete auf mich ein. Ich stand auf, fasste mich an meinen Kopf und humpelte davon. «Gott sei Dank ist mir nichts passiert! Gott sei Dank ist mir nichts passiert!» murmelte ich andauernd. Der Mann liess mich nicht laufen. Polizei kam, nahm den Unfall auf, ohne mich weiter zu beachten.

Da ich in Fortsetzung des Bürgersteiges den Platz überquert hatte, gab der Autofahrer seine Schuld uneingeschränkt zu. An seinem Auto war nur eine Delle auf dem Kotflügel und eine an der Stossstange. Die Beamten wollten nach Hause, um Weihnachten zu feiern. Als sie merkten, dass ich am Kopf blutete, fuhren sie nicht direkt ins Polizeipräsidium zurück, sondern machten meinerwegen einen Umweg übers Krankenhaus. Dort wurde ich nicht etwa untersucht, es wurden nur die Haare um die Platzwunde abrasiert, und die Wunde wurde mit Mastix zusammengeklebt. Ich bekam einen dicken Verband um den Kopf und sollte nach Hause gehen. Mit der Zeit hatte ich meinen Schock überwunden und merkte, dass ich mit dem linken Bein kaum auftreten konnte. Die Polizisten verlangten einen Arzt. Der kam unwillig, zerrte an meinem Bein herum, dass ich vor Schmerz aufschrie. Das sei eine typische Verstauchung, meinte er. Das war's. Ich erwischte noch die Polizisten, die gerade wegfahren wollten. Sie nahmen mich bis zum Polizeipräsidium mit, wo sie mich ausluden. Den Kilometer bis nach Hause könnte ich ja laufen.

Zu Hause wartete mein Bruder ungeduldig auf mich mit dem Weihnachts-Abendessen. Er hatte extra etwas Feines gekocht: Schweinebraten mit Sauerkraut und Klößen! Weil ich jetzt erst so spät kam, waren die Klösse zu einer dicken Pampe zerflossen. Er war ganz schön sauer auf mich. Als er mich sah, beruhigte er sich, denn er konnte an meinem dicken Verband um den Kopf feststellen, dass ich mich nicht absichtlich verspätet hatte. Aber wie es so schön heisst: Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps, da ich Stubendienst hatte, musste ich noch vor dem Essen Kohle aus dem Keller holen.

Obwohl Schweinebraten mit Sauerkraut und Klößen mein Lieblingsgericht war, wollte es mir heute nicht schmecken. Bein und Kopf taten mir weh, und ich haute mich trotz Weihnachten bald auf meine Ami-Pritsche. Da mir kalt war, zog ich noch meine alte Zeltplane über.

Ein Tag später weckte mich früh morgens mein Bruder Steffen. «Raus, Du Faulpelz! Heute heiratet doch Adamow!» – Wahrlich, das hatte ich vergessen. Wir waren zwar nicht eingeladen, aber zu Adams Überraschung wollten wir während der kirchlichen Trauung ein paar Photos schießen. Ich hatte einen gewaltigen Brummschädel, als hätte ich gestern ein paar Flaschen Wodka geschluckt. Langsam erinnerte ich mich an den Unfall. Mir war jetzt alles egal; aber wir hatten uns vorgenommen, die Hochzeit zu photographieren. Also stand ich auf, zog mich an, und wir fuhren zur Kirche. Wie ich in die Kirche gekommen war, wusste ich nicht mehr. Es waren nicht nur die anderen Hochzeitsgäste, die sich nach mir mit meinem weissen Turban auf dem Kopf umdrehten, sondern vor meinem Auge drehte sich alles. Ich hatte den Eindruck, ich bekomme gar nichts mehr mit. An Photographieren war nicht zu denken. Mein Bruder nahm die Kamera, schlich sich hinter den Altar und drückte jedesmal, wenn der Pastor nicht auf ihn schaute, den Auslöser. Nach dem entsprechenden Blitz trafen ihn die zornigen Blicke des Pastors und der versammelten Gemeinde. Ich dachte nur, sind wir hier bei einer Beerdigung? – Als das Brautpaar aufstand und die Kirche verliess, verdrückten wir uns schnell.

Ich wusste nur eins, ich hatte einen Dauerversuch im Institut laufen. Den musste ich überprüfen. So setzte ich mich aufs Fahrrad, mein Bruder hängte mir die Kamera

um den Hals und schärfte mir ein, den Film zu entwickeln und die Photos abzuziehen.

Im Institut lief mein Versuch einwandfrei. Mit Kopfschmerzen ging ich darauf ins Photo-Labor und setzte den Hochzeitsfilm in die Entwicklerdose. Mir fiel ein: «Entwickler- und danach Fixierlösung musst Du reintun!». Das tat ich, dann schlief ich anscheinend ein. Als ich wieder zu mir kam, nahm ich den Film, ohne zu wässern aus der Dose. Er klebte gleich zusammen, alle Bilder waren hin! – Ich regte mich darüber gar nicht auf, denn meine Kopfschmerzen waren nach dem Halbschlaf in der Dunkelkammer bei dem dunkelroten Licht wie weggeblasen und mir war nicht mehr schwindlig!

Die Kopfwunde heilte bald. Aber die Schmerzen im Bein liessen kaum nach. Wenn ich den Fuss unter Last etwas drehte, tat mir der Unterschenkel besonders weh. Im Institut für Biophysik forschten auch Ärzte. Ich sprach einen befreundeten Röntgenologen an, der betastete mein Bein und meinte, da machen wir mal eine Röntgenaufnahme. Aber wie und wo? Auf die Idee, irgendeinen praktizierenden Arzt zu konsultieren, kam ich gar nicht. Denn seit meiner Gefangennahme hatte ich keine ärztliche Praxis aufgesucht. Krankheiten wurden mit Selbstdiagnose und mit Hausmitteln in Eigentherapie behandelt: Fussbäder, heisse Wickel oder kalte Umschläge, Grog, und wenn das nicht mehr half: Novalgin-Chinin, das ich mir in der Apotheke besorgte! Aber diesmal halfen diese Hausmittel nicht. – Ein Studienkollege am Institut arbeitete für seine Diplomarbeit mit einer Therapie-Röhre, einer Röntgenröhre für Bestrahlungen von Mäusen. Aber das war für uns eine besondere Herausforderung. Mit welcher Span-

nung und welcher Leistung sollte die Röntgenröhre betrieben werden und wie lange sollte die Bestrahlung dauern, damit ein Film auswertbar belichtet wurde? Wir rechneten etwas zur Abschätzung der Dosis herum, ich legte mich auf den Fussboden, der Röntgenfilm kam unter das Bein und mit der Stoppuhr wurde die abgeschätzte Bestrahlungszeit zwischen Ein- und Ausschalten gemessen. Anschliessend entwickelten wir den Film in der Dunkelkammer. Der Röntgenologe hob das entwickelte Bild gegen den Bildschirm. Ich humpelte dazu, da fauchte er mich an: «Du setzt Dich hin!» Nanu, dachte ich, in einem solchen Ton hat er mit mir nie geredet. Typisch, jetzt kehrt er den Arzt raus. «Sitzt Du?» fragte er. Als ich bejahte, sagte er, ich hätte mein Wadenbein gebrochen, und er hätte mich hinsetzen lassen, damit ich nicht vor Schreck umfiele. Dann führte er weiter aus: «Prima Kallusbildung, unter anderem auch durch die dauernde Reizung während Deines Heruml Laufens. Deine kräftigen Waden haben das Wadenbein so festgehalten, dass die Bruchstelle kaum schief steht. Spätere Beschwerden kannst Du ausschliessen!» Da dachte ich an den Pantator in Cerveny Újezd: «Deutsche nix krank, Deutsche arbeit oder tot.»

Ich humpelte in mein Labor zurück. Trotz der Aufklärung über den Beinbruch fühlte ich mich zunächst stark, dass ich diesen Unfall so gut weggesteckt hatte. Aber je länger ich darüber nachdachte, desto mehr spürte ich, wie sich ein Gefühl der Angst in mir ausbreitete. Es war eine Angst, kurz vor dem Nahziel, dem Diplom noch schlapp zu machen oder ohne Schuld abgefangen zu werden. Die ganze Zeit war ich nie ernsthaft krank gewesen. Gegen Unfälle oder andere Einwirkungen war man immer gefeit?

Mit der Zeit liessen die Schmerzen nach, und ich konnte das Bein immer besser belasten. Nur wenn ich ein Auto des Typs sah, der mich auf die Hörner genommen hatte – es war ein alter Buckel-Taunus, – schmerzte der kaum verheilte Bruch.

Und mit den nachlassenden Schmerzen kamen die dummen Gedanken zu lustigen Studentenstreichen wieder. Einer meiner Institutskollegen suchte mal wieder eine Freundin. Er betrachtete gerade ein gruseliges Photo von sich. Ich sagte: «Ich kann ein noch besseres vorweisen!» und zeigte ihm ein Photo, das mein Bruder am Tag nach meinem Unfall von mir aufgenommen hatte: blutunterlaufene Augen, dicker Kopfverband, und der Gesichtsausdruck nicht gerade besonders intelligent. Da kam uns die Idee zu einem Inserat: «Zwei erfahrene Studenten möchten unternehmungslustigen Mädchen die Frankfurter Unterwelt zeigen. Photos werden auf Wunsch ausgetauscht. Unterschrift: Undertaker & Co. Zuschrift: Chiffre ...» Wir lachten uns halb tot, gaben das Inserat in der FAZ (Frankfurter Allgemeine Zeitung) auf und hielten es für erledigt. Als ich vierzehn Tage später zufällig bei der FAZ vorbeifuhr, fragte ich nach unserer Anzeige. Wider Erwarten war eine Antwort mit zwei hübschen Mädchenphotos eingegangen. Dazu ein anonymer Brief mit aus einer Zeitschrift ausgeschnittenen und aufgeklebten Buchstaben und mit der Bitte nach unseren Photos, auch unter Chiffre. Wir schickten unsere Mafiosi-Photos ab und bekamen bald eine recht vielversprechende Antwort, aber wieder keinen Absender, sondern nur die aufgeklebten Buchstaben. Nun war unser Ehrgeiz geweckt. Als erstes fanden wir heraus, dass beide Briefe am selben Postamt in Frank-

furt-Eschersheim abgestempelt worden waren. Dann lösten wir die Buchstaben ab und fanden bald heraus, dass sie aus einer Apotheken-Zeitschrift stammten. Jetzt suchten wir mit den Photos die Apotheken in der Nähe des betreffenden Postamts auf. Bei der zweiten wurden wir fündig. Als nur noch die beiden Mädchen und ihre Chefin im Verkaufsraum waren, betraten wir den Raum und stellten uns als Die Undertaker vor. Der Schreck fuhr den beiden Mädchen in die Glieder, wir sahen in Wirklichkeit anscheinend noch schlimmer als auf unseren Photos aus. Mit der Auflösung des Rätsels war die Spannung weg. Die Mädchen entpuppten sich als weniger witzig als ihre anonymen Briefe, und so konnten wir uns bald wieder unseren Diplomarbeiten widmen.

Eines Morgens wurden mein Bruder und ich durch eine gewaltige Explosion aus dem Schlaf gerissen. Es rauschte und krachte, das Zimmer wackelte, Glas klirrte. Dann war Stille. Mein Bruder sprang ans Fenster. Ich hatte gerade am Institut eine Vorlesung über Strahlenschäden belegt und rief ihm im Halbschlaf zu: «Weg vom Fenster, das war eine Atombombe!» Dann hörten wir Schreie. Auch ich lief zum Fenster. Wir sahen zunächst nur eine Staubwolke. Als der Staub sich verzogen hatte, sahen wir – nichts, bis uns einfiel, da hatte doch schräg gegenüber von uns ein Neubau gestanden! Er war erst vor ein paar Tagen bezogen worden. Jetzt war da nur noch ein grosser Schutthaufen. Die Strasse war von Steinen und Glassplittern bedeckt. Überall in der Nachbarschaft waren die Fensterscheiben zu Bruch gegangen. Da wir bei offenem Fenster schliefen, waren unsere Scheiben heil geblieben.

Die Nachbarn versuchten, mit den Händen den Schutt wegzukratzen. Ein vergebliches Unterfangen, denn keine Mauer war stehen, keine Ziegelsteine waren zusammengeblieben. Die Wände waren wie zerbröseln, in sich zusammengebrochen, nur die Betondecken der einzelnen Stockwerke waren intakt geblieben. Dadurch wurden die früheren Wohnräume wie Sandwiches etagenweise zusammengedrückt. Jeglicher Zugang zu den Eingeschlossenen, vielleicht noch Überlebenden, war so versperrt. Auch die Feuerwehr war hilflos. Später kamen amerikanische Soldaten mit schweren Räumgeräten, mit denen die Betondecken abgehoben werden konnten.

Am nächsten Tag erfuhren wir, was geschehen war: Der Käufer des Ruinen-Grundstücks, der auch der Bauherr des Neubaus war, hatte Angst vor Gas. Ein Gasanschluss käme ihm nicht ins Haus. «Ich lass mir doch nicht mein Haus durch irgendeinen Idioten, der den Gashahn offen lässt, in die Luft sprengen!» Es wurde stattdessen eine Ölheizung eingebaut. Was er nicht bedachte: in den alten Keller führte eine Stadtgasleitung mit einer Drucksperr. Beim Abdrücken der Stadtgasleitung wurde die Sperr durchbrochen und so strömte Gas in den Keller und in die porösen Hohlziegel. Als am frühen Morgen der erste Frühaufsteher im Keller Licht machte, wurde das Haus im wahrsten Sinne des Wortes in seine Einzelteile zerlegt.

Als ich diese Hintergründe erfuhr, war ich tief betroffen. Man kann seinem vorbestimmten Schicksal nicht entgehen! Der Mensch denkt und Gott lenkt! Man kann sich noch so sehr abstrampeln, doch viele für einen Erfolg notwendige Bedingungen kann man selbst nicht beeinflussen. Hätte ich nicht auch in diesem Haus wohnen können?

Und wieder beschlich mich diese unbestimmte Angst, hilflos ins Leben geworfen zu sein, ohne die eigenen Grenzen selbst bestimmen zu können. Warum bin ich bisher immer so relativ gut davongekommen? Ich kam zu dem oft bedachten Schluss: Gott oder ein gnädiges Geschick spielen eine viel massgeblichere Rolle als unser eigenes Wirken und Streben. Man müsste IHM – dankbar dafür sein!

Der Weg zum Institut führte entweder direkt über den Frankfurter Bahnhofsvorplatz oder auf einer Strasse entlang, die unter den Schienen des Hauptbahnhofs verlief. Hier holte mich meine Vergangenheit ein. Ich merkte auf einmal, ich schaffte es weder mit dem Rad noch zu Fuss, durch die Unterführung zu kommen. Jedesmal, wenn ein Zug die Gleise über der Unterführung entlang donnerte, hatte ich die Vorstellung, die Decke würde zusammenbrechen und auf mich stürzen. In panischer Angst stürzte ich aus diesem Tunnel.

Mir war mein Verhalten zuerst unerklärlich, bis ich mich an das Zusammenbrechen der Stollen im Bergwerk erinnerte. Es war von demselben Donnern begleitet, und ich hatte mich oft nur durch Fortrennen retten können. An die Zeit Untertage hatte ich überhaupt nicht mehr gedacht. Hatte ich diese Zeit verdrängt? Es waren seither fast zehn Jahre vergangen! Von jetzt an ging ich jeden Tag in die Unterführung, auch wenn ich nicht ins Institut musste, und versuchte, die in diesem Fall unbegründete Angst zu besiegen. Wenn ein Zug kam, versuchte ich zu bleiben, redete mir zu, dass diese Angst nur Einbildung sei. Wider jegliche Vernunft zitterte ich unter dem Donner und rannte raus. Mit der Zeit hielt ich zuerst einen Teil des Zuges, dann die ganze Überfahrt aus, bis ich ohne Angst durch

die Unterführung gehen oder fahren konnte und ohne an die Vergangenheit denken zu müssen. Nur wenn ich irgendwann husten und ausspucken musste, war der Auswurf gelegentlich von Kohlenstaub geschwärzt. So wurde ich noch viele Jahre später an die Zeit der tiefsten Erniedrigung erinnert.

Dann kam ich doch noch zu einem Auslandsaufenthalt. Meine Diplomarbeit im Max-Planck-Institut war noch nicht fertig, aber einige Messergebnisse wollte Prof. Rajewsky während eines internationalen Symposiums in Leeds in England präsentieren. Er war zu diesem Zweck vom Präsidenten der Britischen Röntgenologischen Gesellschaft eingeladen worden. Aus unvorhergesehenen Gründen konnte er nicht fahren, so schickte er mich an seiner Stelle hin. Er sagte es mir am Tag vor der geplanten Abfahrt. Ich war gleich Feuer und Flamme, stieg im Institut sofort auf mein Fahrrad und: – fuhr in ein Schuhgeschäft, um mir ein paar neue Schuhe zu kaufen! Meine alten waren durchgelaufen. Sie hatten Löcher, und da man sagte, in England regnete es meistens, brauchte ich neue. Dann hob ich mein Erspartes ab und tauschte es gegen englische Währung ein.

Am nächsten Tag ging es per Bahn nach Calais. Zwei Oberassistenten des Instituts waren mit von der Partie. Im Hafen von Calais angekommen, passierten wir die Kontrolle der französischen Grenze. Obwohl ich mir schon vor einiger Zeit einen Reisepass besorgt hatte, waren sie sehr misstrauisch und wollten mich nicht aufs Schiff lassen. Ich erfüllte anscheinend nicht ihre Vorstellung von einem Wissenschaftler, der einen Vortrag in England halten sollte, obwohl ich neue Schuhe und einen relativ neu-

en Regenmantel trug. Vielleicht hielten sie mich für einen Spion. Meine Begleiter hatten sich gleich nach der Kontrolle verdrückt. Die Sirenen des Dampfers hatten schon mehrmals geheult. Meine Sorge galt, nicht mehr mitfahren zu können, da liessen sie mich endlich gehen.

Ich genoss die Überfahrt im Liegestuhl auf dem Oberdeck. Als wir in Dover ankamen, wieder Grenzkontrollen. Diesmal musste ich den Koffer aufmachen, ausräumen und mir wurde ein Schild vor die Nase gehalten. Auf diesem Schild stand in Englisch, was man alles nicht mitbringen, in England nicht tun und aus England nicht zurücknehmen darf. Ich musste mit Unterschrift bestätigen, dass ich das gelesen und verstanden hätte. Dann durfte ich alles wieder einpacken. Was der Zöllner nicht bemerkte: ich packte auch das Schild mit ein, denn wie konnte ich mir das alles ohne schriftliche Hilfe merken!? – Als ich durch die Passkontrolle war, sah ich eine lange Schlange vor dem Zöllner, der immer noch sein Schild suchte.

Dann fuhren wir per Bahn nach Leeds in Nordengland. Ich war gespannt, wie die mir als zurückhaltend und die Deutschen ablehnend geschilderten Engländer wirklich waren. Ich wurde angenehm überrascht. Im Zug sprach mich gleich ein Mann im mittleren Alter an. Als er erfuhr, dass ich Deutscher wäre, war das die Basis für eine stundenlange Unterhaltung, während der er auf liebenswerte Weise mein Englisch korrigierte. Ich rief, als wir an einer riesigen Schafherde vorbeifuhren: «Oh, look there, so many sheeps». Er: «You are right, but there are many sheep, one sheep, two sheep, many sheep». Und so brachte er mir richtiges Englisch bei.

In Leeds waren für uns Zimmer im Railway-Hotel bestellt worden. Als ich die Preise sah, fiel ich fast um: umgerechnet zweihundert DM pro Tag. Selbst wenn ich mehr Geld als meine einhundert DM mitgehabt hätte, hier würde ich nicht bleiben. Ich empfand diesen Preis als Wucher und Verschwendung. Meinen Koffer packte ich erst gar nicht aus.

Unten warteten die beiden Oberassistenten, denn wir waren beim Präsidenten privat zu einem Willkommens-Empfang eingeladen. Sie waren völlig verstört, als ich ihnen klar machte, dass ich unter keinen Umständen in ein so teures Zimmer gehe. Zunächst war keine Zeit zu langen Diskussionen, wir fuhren zu unserem Gastgeber, wo wir herzlich begrüßt wurden. Und als der eine Oberassistent sagte, dass ihr studentischer Begleiter nicht in dem reservierten Hotel übernachten wollte, rief die Dame des Hauses: «Oh, my dear, that's wonderful! Then you can sleep here in our guest room!» – So übernachtete ich im Hause des Präsidenten! Und die Engländer sollen so kalt und zurückweisend sein? Ich wunderte mich.

Am nächsten Tag konnte ich es nicht vermeiden, in ein Fettnäpfchen zu treten. Zusammen mit der ganzen Familie wurde umfangreich gefrühstückt. Das Frühstück war vorzüglich, ich machte entsprechende Komplimente. Als ich dann den Kaffee lobte, der meiner Meinung nach so stark war, dass der Löffel senkrecht stecken blieb, rief die Frau des Präsidenten: «Oh, my dear, that's tea!» – Sie hat es mir aber nicht übel genommen.

Dann ging es zu den Vorträgen. Alles lief prima ab. Auch für ein soziales Programm war gesorgt. So fuhren wir mit den englischen Gastgebern nach York, besichtig-

ten unter anderem die dortige Kathedrale. Wir fuhren auch nach Coventry. Das Stadtzentrum wurde im zweiten Weltkrieg durch deutsche Luftangriffe fast völlig dem Erdboden gleich gemacht. Ich hatte ein ganz schlechtes Gewissen, als ich die Ruine der dortigen Kathedrale sah. Erstaunlich war die nüchterne Sachlichkeit, mit der die englischen Führerinnen ihre Kommentare während der Besichtigung abgaben, obwohl sie merkten, dass Deutsche unter den Besuchern waren.

Überall wurden wir zu Banketten eingeladen. Da ich mit den vielen Bestecken nichts anzufangen wusste, war es bewundernswert, wie meine Nachbarn, die meine Befangenheit bemerkten, vor mir zu essen anfangen und dabei weit ausholend zum richtigen «Werkzeug» griffen.

Einmal sprach mich ein Tischnachbar auf Hitler an und meinte, Hitler wäre gar nicht so übel gewesen, wenn er nicht so schlimm mit den Juden umgesprungen wäre. Mir war das sehr peinlich, und ich widersprach ihm. Ich konnte nicht verstehen, dass ein Mann aus – meiner Meinung nach – dem Urland der Demokratie nicht das eigentliche Problem sah: die Diktatur. Das ganze Elend konnte nur dadurch heranwachsen, dass jegliche andere Meinung im Entstehen unterdrückt wurde. Die Judenverfolgung war nur ein Teil des Nazi-Terrors. Natürlich hatte ich Schwierigkeiten, meine Ansicht in Englisch zum Ausdruck zu bringen. Aber er nahm mir meine Stellungnahme wohlwollend ab. Vielleicht hatte er mir mit seiner Äußerung nur einen Gefallen tun wollen.

Zum Abschluss gab es einen Empfang beim Bürgermeister von Leeds mit Steh-Büffet. Ich hatte so etwas noch

nie mitgemacht. Auch später habe ich selten ein solch reichhaltiges Büffet erlebt. Wir drei Deutsche langten erst einmal ordentlich zu. Dann standen wir uns auf einmal gegenüber: Jeder hatte in beiden Händen einen vollgeladenen Teller, den wir aber nirgendwo absetzen konnten! Dazu kam noch ein Tusch des Hausherrn auf die Gäste. Mir war es im Gegensatz zu den beiden anderen nicht peinlich, denn ich war ja neu in dieser Art der Repräsentation. Irgendwie haben wir es dann geschafft, jeweils einen Teller abzustellen, und wir konnten das Büffet richtig geniessen.

Nach einer Woche ging es wieder auf dem gleichen Weg, wie wir gekommen waren, nach Hause. Diesmal nahm ich kein Schild mit. Das vorher mitgenommene hatte ich beim Präsidenten gelassen. Als ich der Familie die Geschichte erzählte, wie ich in den Besitz dieser Zollerklärung gekommen war, hatten sie sich darüber köstlich amüsiert.

Als ich dann zu Hause ankam, hatte ich eine Menge gelernt und viele mir erzählte Vorurteile über die Engländer ablegen müssen. Auch das war mir eine Bestätigung, wie vorsichtig man mit Äusserungen und Urteilen über Fremde – oder Fremdes – umgehen muss.

Übrigens: Die ganze Woche war in England herrlicher Sonnenschein, und es hat kein einziges Mal geregnet! Und mit meinen neuen Schuhen hatte ich Glück: Weder Blasen noch schmerzende Füsse!

Eines Tages lag zu Hause in unserem Briefkasten ein Brief im DIN-A4-Format von der US-amerikanischen Botschaft. Er sah ganz offiziell aus und war an mich adressiert. Was sollte denn das? – Ich öffnete ihn: Es war eine Einladung zur Vorstellung im Frankfurter Hof bei einem Doktor Stuhlinger. Wie es sich später herausstellte,

war er ein Stellvertreter und Bevollmächtigter von Werner von Braun. Er war auf der Suche nach guten Physikern für das Raketenforschungszentrum in Huntsville. Ich würde in einem Jahr das Diplom machen, hiess es in dem Brief weiter, und sie würden mir gern ein Angebot überreichen. Woher sie meine Adresse hatten, und wie sie so gut über mich Bescheid wussten, erstaunte mich. Vielleicht hatte jemand von der NASA (Abkürzung von National Aeronautics and Space Administration, die zivile US-Behörde für Luft- und Raumfahrt) in England an dem Symposium teilgenommen.

Ich sagte zu und ging zum vorgeschlagenen Treffen. Doktor Stuhlinger empfing mich in seiner Suite und versuchte mir die Idee, in die USA zu gehen, schmackhaft zu machen. Er nannte Einkommenshöhen und Lebensbedingungen, die für mich unvorstellbar waren. Ich geriet ordentlich in Versuchung. Mein Ziel war jedoch erst noch das Diplom und zu promovieren. Vielleicht könnte ich mich danach bei ihm bewerben. Er liess nicht locker und stellte ein noch höheres Jahreseinkommen in Aussicht. Ich blieb hart. Bei der Verabschiedung meinte er, ich sollte mir das alles noch einmal durch den Kopf gehen lassen, und er würde mir ein schriftliches Angebot zukommen lassen. Wirklich, eine Woche später war das Angebot der NASA da. Arbeitsort nach Wunsch, New Mexiko oder Huntsville, Urlaubszusagen, Bezahlung der Überfahrt, des Umzuges, Übergangsgeld und vierzigtausend US \$ per annum garantiert. Für 1954 ein fürstliches Gehalt.

Zu dieser Zeit stand ich mit einem Mädchen aus Puerto Rico in Briefkontakt. Ich hatte sie während eines See-Euro-Trip in Frankfurt/Main kennen gelernt und ihr die Stadt und auch das Nachtleben gezeigt. Sie war begeistert

gewesen. «You have been the first boy, I was allowed to go to dance alone! (Du warst der erste Junge, mit dem ich allein ausgehen durfte)» Sie war traurig, als sie mit ihren Eltern zur Weiterfahrt nach Heidelberg → München → Paris → Rom → Puerto Rico aufbrechen musste. Ich schrieb ich von dem Angebot und fragte sie, was sie davon hielte. Die Antwort kam postwendend: «Auf jeden Fall annehmen! Nach fünf Jahren kaufen wir uns eine Rinderfarm und leben ruhig, glücklich und zufrieden mit unseren Kindern!» Ich war baff über so eine Lebenseinstellung! Sie war damals gerade siebzehn Jahre alt.

Für mich war die Entscheidung klar: erst einmal das Diplom machen und danach promovieren. Dass ich jetzt schon ein derartiges ernsthaftes Angebot bekam, gab mir jedoch für die weiteren mageren Jahre des Studiums einen unglaublichen Auftrieb und die innere Sicherheit, dass die Entbehrungen und Anstrengungen nicht vergeblich gewesen sein würden.

Dann bekam ich noch vor meiner Diplomprüfung eine halbe Assistenten-Stelle im Institut. Dadurch wurde meine Entscheidung, hier zu bleiben und im Institut noch möglichst viel zu lernen, weiter untermauert.

Mit der halben Assistentenstelle war eine repräsentative Arbeit verbunden: Einmal im Monat fungierte man für eine Woche als Assistent vom Dienst. Ich war voller Stolz, denn jetzt stand in der betreffenden Woche mein Name neben dem Sekretariat des Professors, und ich empfand das als das erste Zeichen für einen erfolgreichen Abschluss meiner jahrelangen, mühevollen Ausbildung.

Viel zu tun hatte man als Assistent vom Dienst nicht. In erster Linie mussten Besucher betreut und einfache tech-

nische Anfragen bearbeitet werden. Es war bisweilen kurios, welche Anfragen an das Institut für Biophysik herangetragen wurden.

So wurden wir einmal zu einer Frau gerufen, die sich über die elektrischen Schläge in ihrem Büro beschwerte. Mit einem grossen, beeindruckenden elektrostatischen Voltmeter, das wir zu Demonstrationszwecken in den Vorlesungen benutzten, rückten wir an und konnten ihr demonstrieren, dass sie sich gegenüber der Umgebung um einige hunderttausend Volt auflud. Der Fussboden des Büros war mit einem Belag aus Kunststoff ausgelegt. Sie hatte schicke Schuhe mit gut isolierenden Sohlen und Absätzen an und wurde ganz rot, als ich sie nach ihrer Unterwäsche fragte. Verschämt sagte sie: «alles Nylon!» Sie hatte recht trockene Haut, und so blieb als Therapie nur ein Wechsel der Unterwäsche und Übergang zu Lederschuhen. Sie rief mich ein paar Tage später dankbar an.

Ein anderes mal kam ein Erfinder zu uns. Er hatte ein Bild des Bad Gasteiner Stollens beidseitig auf eine Metallplatte gemalt. In diesen Stollen von Bad Gastein wurden Kranke zur Behandlung von Atemweg-Problemen eingefahren. Die Therapie-Erfolge wurden teilweise auf die Alpha- und Beta-Strahlen des Radons und dessen radioaktive Folgeprodukte zurückgeführt. Seine Erfindung bestand darin, auf die eine Seite der Metallplatte des Bildes radioaktive Isotope aufzutragen, so dass der Betrachter bestrahlt werden würde, während er den Eindruck hatte, im Stollen zu sitzen. Wüsste er keine Bestrahlung mehr, könnte das Bild umgedreht werden. Die Metallplatte schirmte die Strahlung der Radio-Isotope ab und jetzt diente das Bild nur noch als Wandschmuck. Wir soll-

ten ihm radioaktive Isotope besorgen, und er würde das Institut am Gewinn beteiligen. Wir sahen uns nicht in der Lage, eine positive Stellungnahme zu dieser Erfindung abzugeben, viel weniger noch, ihm radioaktive Stoffe zu besorgen.

Einmal kam eine Frau zu uns, die behauptete, von Unbekannten bestrahlt zu werden. Auch jetzt, während sie bei uns sei, spüre sie diese Strahlen. Da wir in unserem Institut minimale Radioaktivitäten bis zur natürlichen Umgebungsstrahlung messen mussten, konnten wir eine Bestrahlung mit ionisierenden Strahlen ausschliessen. Also könnte es sich nur um elektromagnetische Strahlen handeln. Wir führten sie in einen Raum, der für die Prüfung von empfindlichen elektrischen Geräten mit Kupferfolien ummantelt und so gegen elektromagnetische Strahlen abgeschirmt war, sagten es aber nicht. Auch hier spürte sie die Bestrahlung. Danach führten wir sie in den Vorraum zur Dunkelkammer, der ebenfalls kein Fenster besass, aber keine elektromagnetische Abschirmung. Vorher gaben wir vor, sie in einen speziell abgeschirmten Raum zu bringen. Prompt spürte sie keine Belästigung mehr. Sie gab die Besserung anscheinend nicht vor, denn sie lebte richtig auf. Da konnten wir ihr nicht helfen und verwiesen sie an einen Psychologen.

Meine Apparatur zur Zählung von Alpha-Zerfällen für die Bestimmung des natürlichen Gehalts an Radium in allen möglichen Stoffen arbeitete in der Zwischenzeit zuverlässig. Die Messzeiten für eine Messung waren recht lang, da die zu messenden Aktivitäten sehr klein waren. Sie dauerten mehrere Stunden. Die Zählraten lagen in der Grössenordnung von einem Impuls/min und kleiner. Die

Messanordnung war sehr empfindlich gegen mechanische Schwingungen. Darum wurde sie auf eine Schaumgummi-Unterlage gestellt, worauf sie den Namen Wackelturm erhielt. Die Störungen waren bis auf einen Verursacher beseitigt: Manchmal fuhr ein Lanz-Bulldozer am Institut vorbei und versetzte dann das Labor in derartige Schwingungen, dass der Zähler irre hohe Zählraten auswarf. – Gott sei Dank! Denn so war gleich klar, dass die Messung irregulär war und wiederholt werden musste.

Während der längeren Messzeiten hatte ich genügend Zeit, die Diplomarbeit zusammenzuschreiben und mich auf die mündliche Diplomprüfung gründlich vorzubereiten. So Überstand ich auch diese Prüfung ohne Schwierigkeiten. Ich hatte den Eindruck, dass das Abitur das schwierigste Examen gewesen war und in den folgenden Prüfungen immer weniger Anforderungen an mich gestellt wurden. Vielleicht hatte ich durch die vielen Zwischenprüfungen eine derartige Prüfungsroutine bekommen, dass Prüfungen von mir als unabdingbarer Teil des Studiums angesehen wurden und mir nichts mehr ausmachten.

Erst nach Abschluss der Prüfung kam mir zu Bewusstsein, dass ich das Ziel all meiner Träume und Mühen erreicht hatte: Ich hatte eine Berufsausbildung erfolgreich abgeschlossen. Wie oft hatte ich mir vorgestellt, wie glücklich ich sein würde, wenn ich dieses Ziel erreicht habe. Dort angekommen, spürte ich nur eine grosse Leere.

War ich glücklich? – Gut, ich fühlte mich erleichtert, eine grosse Last schien mir von den Schultern genommen. Ich hatte trotz der vielen Widrigkeiten mein Ziel erreicht. Und ich merkte, mit dem Erreichen eines Vorhabens oder

mit der Erfüllung eines Wunsches geht eine Befriedigung, ein starkes, aber kurzes Glücksgefühl einher. Gleichzeitig fehlten neue Herausforderungen. Der gewohnte Stress war auf einmal weg – ein ganz neuartiges Erleben. Ähnliche Empfindungen hatte ich auch nach den vielen Zwischen- und Fleissprüfungen verspürt, aber nie in einem so starken Ausmass.

Es dauerte einige Zeit, bis ich dieses Loch überwunden hatte. Dann wurde mir klar, dass ich zwar den bisher bedeutendsten Lebensabschnitt gemeistert hatte, aber dass noch viele Herausforderungen in der Zukunft bewältigt werden müssen. Als Nahziel stand die Promotion an, und ich wusste, dass auch das kein Zuckerschlecken sein wird.

Rückschau und Ausblick

Das Leben ging weiter. Nach der Promotion blieb ich nicht wie fast alle meiner damaligen Kollegen im Dienst der Wissenschaft und wurde Professor. Stattdessen bewarb ich mich auf eine Stellenanzeige in der Industrie, die meine ganze Aufmerksamkeit erregte. Es handelte sich um die Mitarbeit bei der Entwicklung eines Kernkraftwerks mit einem Hochtemperaturreaktor als Energiequelle. Der Aufbau ähnelte einem normalen Dampfkraftwerk. Statt Kohle in den Feuerraum eines Dampfkraftwerks wurden die Brennelemente in den Reaktor gefördert. Sie bestanden aus Graphit-Kugeln, in die das spaltbare Material in Form von winzigen, mit gasdichten Karbidüberzügen versehenen Kügelchen eingepresst wurde. Die Kühlung erfolgte durch Helium. Das Prinzip versprach eine inhärente Sicherheit, das heisst, die Kettenreaktion konnte sich nicht unkontrolliert verstärken, der Reaktor konnte nicht durchgehen. Ich war von dieser Idee begeistert, denn endlich konnte eine neue, praktisch nicht versiegbare Energiequelle erschlossen werden. Kohle musste als Primärenergie nicht mehr verfeuert werden. Abgesehen von den Gefahren, unter denen die Kohle aus den Bergwerken gefördert wurde und die ich – wie beschrieben – selber kennen gelernt habe – war nach meiner Auffassung die Kohle als Rohstoff viel zu wertvoll, um sie als Heizmaterial zu verfeuern. Mehrere Hundertmillionen Jahre dauerte es, um die Steinkohle entstehen zu lassen! Im Vergleich hierzu in einem kurzen Bruchteil dieser Zeit wird sie während der nächsten Jahrhunderte in Asche und Kohlendioxyd aufgegangen sein!

Meine Bewerbung wurde angenommen. Es waren interessante, neue Wissensgebiete, in die ich mich einarbeiten musste und die einen vollen Einsatz verlangten. Schliesslich war die grundsätzliche Entwicklung eines Versuchskernkraftwerks vollendet, der Bauauftrag wurde erteilt, und ich bekam den Auftrag zur Vorbereitung und Leitung der Inbetriebnahme und des Probetriebs.

In der Zwischenzeit hatte ich meine Schwimmerin geheiratet und zwei Kinder vervollständigten das Familienglück, das nur durch die arbeitsbedingte andauernde Abwesenheit des Vaters leicht getrübt war.

Ich fand, oder nahm mir keine Zeit, an die Vergangenheit zu denken. Sie war überwunden, vorbei, verdrängt. Ich lebte für die Gegenwart. Deutschland war geteilt. In die DDR zu fahren, kam mir nicht in den Sinn. Trotzdem, die Stätten meiner Jugend hätte ich vielleicht gern mal wieder sehen wollen. Aber der Gedanke an Rostock mit dem volksdemokratischen System liess mich erschauern. Für mich war die DDR kein Rechtsstaat. Ich fürchtete, bei einem Aufenthalt in Rostock als Republikflüchtling verhaftet zu werden. Von dieser Ansicht liess ich mich auch nicht von meinen in Rostock verbliebenen Angehörigen abbringen, obwohl in der Zwischenzeit viele Jahre vergangen waren.

Dasselbe galt auch für einen Besuch in der CSR. Auch hier wirkten die Jugenderinnerungen im Unterbewusstsein nach. Eines Tages bot sich eine günstige Möglichkeit. Ich hatte einen Vortrag für eine Konferenz der IAEA (Internationale Atom Energie Behörde) eingereicht. Die Tagung fand vom 9.-13. November 1969 in Prag statt. Der Vortrag wurde angenommen, und gleichzeitig wurde ich als Vorsitzender einer Vortrags-Sektion (Session-Chairman) benannt. Jetzt fühlte ich mich als Internationaler Re-

präsentant so sicher, dass ich die in meinem Inneren existierenden, scheinbar unüberwindlichen psychologischen Schranken überwand und mich in das ehemalige Feindesland wagte.

Vor dem Schlagbaum an der Grenze zur Tschechischen Republik: eine lange Auto-Schlange. Als ich die Grenzpolizisten die Autoschlange entlanggehen und die Pässe einsammeln sah, musste ich an mich halten, um nicht kehrt zu machen. Ich gab mit gemischten Gefühlen meinen Pass ab. Der Grenzer verschwand mit dem eingesammelten Stapel im Grenzhäuschen. Kaum war er verschwunden, trat er wieder heraus und winkte mich aus der Autoschlange heraus. Ich bekam einen gehörigen Schreck, denn alle möglichen Erinnerungen stürzten auf mich ein. Der Grenzpolizist sprach mich in deutsch mit ausgesuchter Höflichkeit an, und ohne Kontrolle durfte ich an allen anderen Autos vorbei die Grenze passieren. Anscheinend war mein Einreise-Visum entsprechend gekennzeichnet worden. Ich war gleicher als alle anderen Gleichen.

Die Autofahrt nach Prag empfand ich als deprimierend. Ich fühlte mich die fast fünfundzwanzig Jahre in meinen damaligen Zwangsaufenthalt zurückversetzt. Die Städte, die Dörfer, die Strassen, alles sah unverändert trostlos, schmutzig und zum Teil verfallen aus, wie zur Zeit meiner Gefangenschaft. Nur Prag machte einen etwas besseren Eindruck. Allerdings hatte ich seinerzeit von Prag nur den Bahnhof kennen gelernt. Und mit ihm verband ich keine gute Erinnerung.

In Prag waren die Konferenzteilnehmer im besten Hotel, einem Neubau im sowjetischen Zuckerbäckerstil untergebracht. Dieses Nobelhotel war sonst nur höheren Funktionären vorbehalten. Trotzdem fühlte ich mich dauernd beobachtet, oder vielleicht gerade deswegen?

Die Tagung selbst war sehr gut organisiert und verlief wissenschaftlich zur vollsten Zufriedenheit. Kurz vor Ende der Konferenz wurden die Chairmen vom tschechischen Atom-Minister zu einem Bankett eingeladen. Ich traute meinen Augen nicht. Der Festtisch bog sich unter der Last luxuriöser Köstlichkeiten, einschliesslich Schalen von Beluga-Kaviar. Am Abend zuvor war ich durch die Strassen der Stadt gezogen. Die Auslagen in den Lebensmittelgeschäften liessen auf alles andere als auf besonderen Reichtum und Luxus schliessen.

Der tschechische Atom-Minister und dessen Mitarbeiter unterhielten sich recht freimütig mit den ausländischen Gästen. Die tschechischen Gastgeber sprachen in einer Weise spöttisch über ihr eigenes politische System, dass es mir manchmal schon provokant vorkam. Aber ich hatte den Eindruck, sie meinten es ernst. Sie rissen politische Witze, die mir manchmal schon makaber erschienen. Und das von der Führung!

Vom Generaldirektor der Skoda-Werke bekam ich für die nächste Woche eine Einladung, das Werk in Pilsen (Plzen) zu besuchen, wo dickwandige Reaktorbehälter durch Lagenschweissen hergestellt werden sollten. Ich hielt das Verfahren für nicht Erfolg versprechend, wollte es mir aber Interesse halber unbedingt ansehen. Die Einladung nahm ich auch deshalb gerne an, weil ich jetzt das Wochenende sozusagen mit behördlicher Sanktion im Rücken für das Aufsuchen der Stätten meiner verlorenen Jugend nutzen konnte.

Am folgenden Samstag startete ich in Richtung Glatzer Bergland. Vorher musste unbedingt Treibstoff fürs Auto getankt werden. Ich fuhr kreuz und quer durch Prag. Endlich fand ich eine Tankstelle. Ich stellte mich mit meinem Auto hinten an einer fast unüberschaubaren Pkw-Schlange

an. So unübersehbar war sie doch nicht. Denn kurz darauf kam ein Tankwart angelaufen, fragte mich, ob ich in deutscher Westmark bezahle und winkte mich nach der bejahenden Antwort an allen Autos vorbei zur Zapfstelle. Auch hier erkannte ich das volkssozialistische System wieder, ich war als Devisenbringer gleicher als alle anderen Gleichen.

Nach ein paar Minuten konnte ich meine Fahrt fortsetzen. Am Stadtrand sah ich eine junge Frau, die mit einem Daumen in meine Fahrtrichtung winkte und als Anhalterin mitgenommen werden wollte. Als ich anhielt und das Fenster herunterkurbelte, kam sie angelaufen und fragte als erstes auf Tschechisch: «Sind Sie Ost- oder Westdeutscher?» Am Autokennzeichen hatte sie anscheinend erkannt, dass ich Deutscher war. Aber warum diese Unterscheidung? Ich gab mich wahrheitsgemäss als Westdeutscher zu erkennen, worauf sie fragte, ob ich sie nach Liberec (dem früheren Reichenberg im Sudetenland) mitnehmen könne. Natürlich nahm ich sie gern mit, denn Reichenberg lag nur wenig abseits von meiner geplanten Tour. Zudem war ich froh, eine Tschechin als Begleiterin während meiner Fahrt in meine Vergangenheit bei mir zu haben. Sie entpuppte sich bald als hilfreiche Wegweiserin in meine Jugend.

Sie war Studentin in Prag und wollte zum Wochenende nach Hause. Freimütig erklärte sie ihre erste Frage, die mir so seltsam vorgekommen war: Ihr Freund hatte am Prager Frühling, dem Aufstand im Jahr 1968 gegen das von den Sowjets eingesetzte kommunistische System aktiv mitgewirkt und war damals verhaftet worden. Ostdeutsche Truppen waren danach von den Sowjets in die Tschechei zur Niederwerfung der Revolte zur Hilfe gerufen worden

und hätten brutal gegen das tschechische sozialistische Brudervolk zugeschlagen. Das konnten die Tschechen nicht vergessen. Die Ostdeutschen waren ihnen verhasst. Ich bekam dieses Ressentiment während meines ganzen Wochenend-Ausflugs zu spüren. Überall wurde ich gefragt, ob ich Bürger der DDR oder der BRD sei! Als Bundesrepublikaner wurde ich sofort freundlich aufgenommen.

Die Unterhaltung mit der Studentin ging etwas holprig, denn sie konnte neben Russisch kaum Englisch und meine Russisch- und Tschechisch-Kenntnisse waren in den vergangenen Jahren nicht gerade gewachsen. Als ich der Studentin von meiner Fahrt in meine Vergangenheit erzählte, war sie Feuer und Flamme. Ich erklärte ihr, dass ich mich nicht mehr an den Namen der Bahnstation erinnerte, wo ich mit den deutschen gefangenen Offizieren erschossen werden sollte. Ich konnte ihr nur genau das Aussehen des Bahnhofs und die ungefähre Gegend des Ortes beschreiben.

So fuhren wir am Rande des ans Waldenburger Bergland und das Riesengebirge angrenzenden Sudetenlands entlang. In den verschiedenen Orten, durch die wir kamen, liess sie mich anhalten und fragte Passanten: «Der Deutsche hier sucht den Ort, wo er als Junge erschossen werden sollte!» Und danach beschrieb die Beifahrerin den von mir dargestellten Bahnhof. Alle Gefragten versuchten zu helfen und fuhren manchmal zu den vermuteten Bahnhöfen mit. Wirklich, wir fanden das gesuchte Objekt. Es war der Bahnhof von Zelezný Brod. Genau wie ich mich an ihn erinnerte und wie ich ihn beschrieben hatte: Die Bahnhofsgebäude, der Wald und die Mauer dahinter, an der ich das Ende meines bis dahin kurzen Lebens erwartete und

das ich letztlich durch den beherzten Einspruch unbekannter tschechischer Menschen weiter führen konnte. Die Zeit schien hier still gestanden zu sein.

Nach diesem Erfolg brachte ich meine Begleiterin zu ihrem Zuhause, mit dem Versprechen, sie am Sonntag Abend wieder abzuholen. Ich selbst fuhr ins Riesengebirge und in meine Kindheit. Während der Osterferien waren meine Eltern, mein Bruder und ich hier Ski gefahren. Fast jeden Sommer wanderten wir durch die dichten Gebirgswälder, kletterten durch das Knieholz bis auf den Kamm und schauten hinab in die gruseligen Tiefen der Schneegruben. Hier hatte ich den letzten Sommerurlaub 1944 mit meinen Eltern in der Peterbaude auf dem Riesengebirgskamm verlebt. Wie würde es jetzt aussehen?

In Spindelmühl (Spindleruv Mlýn) unterhalb des Hauptgebirgszuges fand ich ein noch geöffnetes Gasthaus, das halbwegs vertrauenerweckend aussah. Ich hatte Glück, denn erstens war die Sommer-Saison vorbei und die Wintersaison hatte noch nicht begonnen, und zweitens schienen die meisten Hotels nicht mehr bewirtschaftet und halb verfallen zu sein. Man merkte, sie hatten vor langen Jahren bessere Zeiten erlebt. Seitdem war anscheinend nichts mehr in die Renovierung und Wartung der Gebäude investiert worden. Die Häuser standen nur noch auf Grund der ursprünglichen soliden Bausubstanz.

Die Wanderung durch den Bäregrund bis zum Hauptkamm, zur früheren Peterbaude und an der Wiesenbaude sowie Prinz-Heinrich-Baude zurück nach Spindelmühl war für mich deprimierend. Was war das in meiner Erinnerung für ein herrliches Urlaubsgebiet gewesen! Diese Bauden waren eine Synthese aus gemütlichen Alpen-Hüt-

ten und Erst-Klass-Hotels gewesen. Die alpenländische Ähnlichkeit bestand nicht ohne Grund. Einige der Bauden-Betreiber waren Südtiroler, die auf Druck der Italienisierungspolitik Mussolinis nach einem Übereinkommen mit Hitler aus Südtirol ins Riesengebirge umgesiedelt worden waren.

Nun waren alle Bauden verkommen oder verfallen. Zum Teil lag es auch daran, dass auf dem Riesengebirgskamm die Grenze zwischen Polen und der Tschechei verlief. Ein Überschreiten der Grenze war strengstens verboten. So kam auch der Tourismus fast völlig zum Erliegen.

Stundenlang wanderte ich auf dem Riesengebirgskamm entlang, ohne einem Menschen zu begegnen. Viele Erinnerungen an unschuldige Kindertage wurden dabei wieder wach.

Die Rückfahrt nach Prag verlief fast ohne Probleme. Ich holte meine Mitfahrerin in Liberec ab, und wir fuhren nach Prag zurück. Dann wurden wir von einem tschechischen Autofahrer brutal gestoppt. Er setzte sich vor mein Auto und versperrte die Strasse. Dann stürzte der Fahrer aus seinem Wagen, lief zu uns zurück und pochte an meine Autofenster. Als ich sie runterkurbelte, rief er auf Tschechisch: Ich tausche Dein ganzes deutsches Geld in tschechische Kronen um! Er nannte einen Kurs, der fast dem Zehnfachen des offiziellen Umtausch-Kurses entsprach.

Ich hätte mich nie auf einen solchen Handel eingelassen, doch hatte ich gar keine Zeit zu antworten. Denn er hatte nicht mit meiner tschechischen Begleitung gerechnet, die sich über mich zu meinem Autofenster reckte und ihn furchtbar aufgebracht als Vaterlandsverräter beschimpfte. Als er merkte, dass er es hier mit einer Lands-

frau zu tun hatte, rannte er schnell zu seinem Auto zurück und raste mit quietschenden Reifen davon.

Meine tschechische Begleiterin war von dem Vorfall sehr niedergeschlagen. Sie war von einem eigenen tschechischen Weg zu einem gerechten Sozialismus überzeugt. Ich versuchte ihr klar zu machen, dass alle politischen Systeme oder Ideologien scheitern müssen, wenn sie nicht den Menschen so nehmen wie er ist, mit seinen Schwächen und Stärken. Nach meiner Erfahrung, sagte ich ihr, führe der Sozialismus entweder zum wirtschaftlichen Bankrott, weil niemand mehr seinen Fleiss und seinen Ehrgeiz anerkannt findet, oder zur Diktatur – nicht des Proletariats – sondern derer, die vorgäben, es zu repräsentieren. Als Beweis hierfür berichtete ich ihr von den Gesprächen mit ihrer politischen Führung und einigen tschechischen Kernkraftwerkskollegen in den Pausen der IAEA-Tagung. So beklagte sich ein Schweissfachingenieur bei mir, er bekäme weniger Gehalt als ein Schweisser mit der Begründung, er würde ja nicht mehr körperlich anstrengend arbeiten. Wozu sollte er sich dann noch um Weiterbildung kümmern? Ich nannte ihr noch weitere Beispiele. Meine Ausführungen richteten sie nicht gerade auf. In Prag stieg sie wortlos aus. Ich habe von ihr nie wieder etwas gehört.

Nach diesem ereignisreichen Wochenende galt es, die Heimfahrt mit dem Besuch der Abteilung für die Fertigung von Reaktorkomponenten der Skoda-Werke in Pilsen zu verbinden. Die Fahrt nach Pilsen konnte ich mit einem kleinen Schlenker über Cerveny Újezd und über Kladno durchführen. Ich nutzte sie, um diese Stationen meiner Gefangenschaft aufzusuchen. Über holprige Landstrassen fuhr ich durch eine hügelige Landschaft mit un-

überschaubar riesigen, abgeemteteten Feldern. Ab und zu durchquerte ich halbverfallene Ortschaften. Es waren kaum Menschen auf den Strassen. Dann tauchte nach einer Fahrt von einer halben Stunde das Ortsschild von Cervený Ujezd auf. Ich merkte wie meine Pulsfrequenz anstieg. Werde ich die Orte und Stellen der Zwangsarbeit wiederfinden? – Erinnerste ich mich noch richtig, oder spielte mir meine Erinnerung einen Streich?

Zunächst sah alles anders aus. Ich musste mich erst einmal orientieren. Von wo bin ich mit den Mitgefangenen aus dem Lager von Hajek in das Dorf gelangt? – Ich fuhr weiter durch den Ort und aus dem Dorf heraus. Da sah ich in einiger Entfernung einen Hain, der von einem kleinen Kirchturm überragt wurde: Das muss das Kloster von Hajek sein! Also sind wir wahrscheinlich von dort gekommen! Ich wendete und fuhr langsam in das Dorf wieder zurück. Mir erschien alles viel bekannter. Ja, wirklich, dort links neben dem Platz ein grosses Blechtor, der Eingang zum damaligen staatlichen Gut. Ich parkte ausserhalb des Gutes und betrat durch das halb offenstehende Tor den Hof. Niemand war zu sehen. Alles sah wie in meiner Erinnerung aus, nur noch schmutziger und verfallener. Ein ungutes Gefühl kroch in mir hoch. Ich machte mich im wahrsten Sinne des Wortes schleunigst aus dem Staub.

Langsam fuhr ich in Richtung Hajek. Mir schien, als wäre ich erst gestern diese Landstrasse entlang marschiert. An der Abzweigung zum Kloster stellte ich mein Auto so ab, dass man die Kennzeichen nicht erkennen konnte. Dann ging ich den Pfad in Richtung Kloster. Strasse konnte man die Zufahrt nicht mehr nennen. Sie war von Gestrüpp überwuchert. Die eingrenzenden Klostermauern waren verwittert, zum Teil eingestürzt. Plötzlich sah ich

zwei Mädchen kichernd durch eine solche Mauerlücke kriechen. Danach kamen russische Soldaten, die ihnen grölend Flüche nachriefen. Sie sahen mich misstrauisch an. Als ich aber den Mädchen ein paar tschechische Schimpfworte nachrief, verschwanden die Soldaten wieder im Klostergarten. Ich schlenderte möglichst unauffällig zu meinem Auto zurück. Wie war ich froh, dass ich mein Auto abseits abgestellt hatte!

Von hier waren es nur noch wenige Meter, dann war ich an der Pferdeschwemme, von wo meine Schwester mit den anderen Kindern das Wasser holen musste. Der Teich hatte sich in ein morastiges Sumpfloch verwandelt. Die Baracke, die uns damals als Behausung diente, stand jetzt hinter einer Mauer, der Zugang zum Hof war durch ein Stahltor versperrt. Ich hatte nicht den Mut, das Tor zu öffnen oder zu überklettern, um einen Blick dahinter zu werfen. Mir reichte das Wiedereintauchen in die Vergangenheit. Angst schlich in mir hoch. Schnell schoss ich noch einige Photos, stieg in meinen Wagen und fuhr Richtung Unhost, um die im Totenschein meines Vaters angegebene Ruhestätte in Svàrov zu suchen.

Der Friedhof von Svàrov war verschlossen. Ich fragte ein paar jüngere Männer, wo der Pfarrer wohnte. Sie zuckten die Schultern. Ich zeigte ihnen den Totenschein und sagte, dass ich das Grab meines Vaters suchte. Wieder stiess ich auf eine Mauer des Schweigens. So blieb mir nichts anderes übrig als auf die Friedhofsumrandung zu klettern. Der Friedhof war völlig ungepflegt, die Grabsteine standen schief, einige waren umgefallen, und an verschiedenen Stellen lagen Steine und Schutthaufen herum. Hier würde ich das Grab meines Vaters bestimmt nicht finden. Wehmütig setzte ich mich wieder in mein Auto und fuhr jetzt in Richtung Kladno weiter.

In Kladno fand ich mich zunächst überhaupt nicht zu recht. Zu viel hatte sich in den vergangenen Jahren verändert. Den Standort des Arbeitslagers im Stadtteil Dubi konnte ich nicht mehr ausfindig machen. Darum fuhr ich nach Motycin weiter. Der Ort sah trostlos aus. Mir erschien er trostloser als in meiner Erinnerung. Lag es daran, dass es regnete? Schmutzige, holprige Strassen, von den rissigen Wänden der Häuser blätterte der Putz ab. An der Hauptstrasse fand ich das Gasthaus, in dem wir Zwangsarbeiter des Bergwerks Gottwald in Hnidousy untergebracht waren. Fenster und Türen waren mit Brettern vernagelt. Ich fuhr weiter und entdeckte den Brunnen, aus dem wir als Nachtschichtler das Trinkwasser holen mussten. Er schien noch benutzt zu werden. Die Zeit war hier stehen geblieben.

Hinter einem Hügel tauchte ein Förderturm auf. Ich fuhr bis zur Strassenkreuzung, von der die Zufahrt zum Bergwerk DDL GOTTWALD abzweigte. Ich erkannte sie wieder, dort hatte ich nach der Frühschicht die Löcher für die Fahnenmasten zur Namengebung des Bergwerks nach dem designierten Ministerpräsidenten ausgehoben. Ich traute mich nicht, in diese Strasse abzubiegen und ins Werk hineinzufahren. Alles sah so bedrohlich aus. Mir kam der Ort nicht geheuer vor. Schnell wendete ich den Wagen und fuhr unverzüglich nach Pilsen.

Dort wurde ich von den Cheftechnikern empfangen und konnte mit ihnen offen über ihre Probleme diskutieren. Trotz der Kompetenz der Ingenieure und Techniker erneuerte ich meine Zweifel am Erfolg ihres Verfahrens. Jahre später wurden die Versuche und das Verfahren eingestellt.

Nach diesem Ausflug in die Vergangenheit fuhr ich ohne Unterbrechung nach Hause zur Familie und zur Arbeit zurück. Hier konnte ich die Inbetriebnahme des Ver-

suchskernkraftwerks erfolgreich zu Ende führen. Danach hatte ich auch wieder mehr Zeit, mich der Familie zu widmen.

Leider lief die Weiterentwicklung dieses Reaktortyps nicht wie erhofft, insbesondere aus wirtschaftlichen Gründen wurde sie trotz der Erfolge in Deutschland eingestellt. In Japan, China und Südafrika wird sie jetzt auf der Basis unserer Entwicklung fortgesetzt.

Ich übernahm darauf beim TÜV-Bayern den Direktionsbereich, der sich u. a. mit der Sicherheit von Kernkraftwerken befasste und machte mich nach Ablauf meines Zeitvertrages als wissenschaftlich-technischer Berater für Reaktorsicherheit selbständig. Diese Arbeit fesselte mich so, dass ich meinen Beruf bis über meinen siebzigsten Geburtstag hinweg ausübte. Danach siegte die Einsicht, jüngeren Menschen diese verantwortungsvollen Tätigkeiten zu überlassen. Ich beschloss zu privatisieren und mich mehr den bis dahin vernachlässigten Hobbys zu widmen: Lesen, Klavierspielen und mit dem Mountainbike oder zu Fuss die Berge erobern. Fast automatisch ergab sich aber durch das Fehlen einer produktiven Arbeit eine Denkpause, die zu einer Aufarbeitung der Vergangenheit führte.

Ich musste feststellen, dass die Erinnerung an meine Vergangenheit mich und mein Handeln prägte, in vielen Fällen wahrscheinlich unbewusst. Die Vergangenheit war – und ist noch heute – allgegenwärtig. Manchmal erinnert mich ein Bild, ein Geruch oder ein Ereignis an meine Jugend. Dann spult sich vor meinem geistigen Auge ein Film ab, in dem das Geschehen noch einmal Wirklichkeit wird. Manchmal sind es nur Wort-Fetzen, die plötzlich auftauchen und einem ins Bewusstsein zurückkehren. «War das wirklich so?» fragt man sich verwundert. «Hast Du das

wirklich erlebt, oder bildest Du Dir das nur ein?» – Dann blättere ich in alten Dokumenten und bin erstaunt, wie viel ich sogar vergessen habe. Oder ich spreche meine Geschwister an und lasse mir meine Erinnerung bestätigen. Oft sind es ganz andere Ereignisse und Situationen, die sie als besonders wichtig in Erinnerung behalten haben. Ich staune, wie jeder eine eigene Bewertungsskala besitzt. Anscheinend zählen nicht die realen Fakten, sondern die Empfindungen und die persönliche Anteilnahme am vergangenen Geschehen.

Den Lebensabschnitt von der Flucht bis zum Abschluss meines Studiums möchte ich trotz der manchmal menschenunwürdigen Situationen nicht missen, denn erst durch die damit verbundenen Erlebnisse kamen mir die falschen Versprechen und der Widersinn des Nationalsozialismus zu Bewusstsein. Ich erkannte die Wahnvorstellungen politisch extremer Ideologien und fand so zu meiner Identität. Darüber hinaus lernte ich, die Motive und Beweggründe der Menschen für ihr Tun oder Nichttun besser zu erkennen und zu verstehen.

Manchmal frage ich mich, was wohl aus mir geworden wäre, wenn das Dritte Reich nicht durch den Krieg vernichtet worden wäre. Durch die Lebensbedingungen, die Freunde, die Schule, überhaupt durch das gesamte Umfeld hätte ich gar keine Möglichkeit gehabt, ein anderes politisches System als die Nazidiktatur kennen zu lernen. Hätte ich die Kraft gehabt, aus mir selbst heraus die Grausamkeit und den Widersinn eines solchen Systems zu erkennen und womöglich mich dagegen aufzulehnen? – Darf jemand, der in einem solchen System nicht gross geworden ist, es nicht aus eigener Erfahrung kennt und erdulden musste, über die dortigen Menschen richten?

Die Entwicklung meines Lebens von der behüteten Kindheit in Oppeln bis zum selbständigen Neuanfang im Westen Deutschlands war durch eine Fülle von Zufälligkeiten und Möglichkeiten geprägt, die mir ohne mein Zutun angeboten wurden. Ich musste sie aufgreifen und mich entscheiden. Von meinem Englisch-Lehrer in Oppeln lernte ich den Spruch: «God gave us hands, but he didn't build bridges for us.» An diese Worte musste ich oft denken und versuchte danach zu leben. Mir war dabei immer klar, dass ich meine Tätigkeit sorgfältig und mit vollem Einsatz durchführen musste, dass aber dies allein nicht der Garant für immerwährenden Erfolg ist. Dieser Spruch ist an Voraussetzungen gebunden, die wir selbst nicht vorgeben können. Um bei dem Bild zu bleiben: Es müssen sich Gräben oder Flüsse zeigen, über die wir Brücken bauen können, und es müssen das nötige Material und die Werkzeuge beschaffbar sein. Und letztlich dürfen die zu überwältigenden Hindernisse nicht unüberbrückbar sein. Ich lernte, dass Ziele, die ich mir setzte, für mich erreichbar sein müssen.

Daraus zog ich die Lehre, dass das Gelingen von Aufgaben und das Bewältigen von Herausforderungen nicht nur vom eigenen Wollen und Können abhängig ist. Ebenso entscheidende Einflüsse kommen vom Umfeld, von der jeweiligen Zeit, den herrschenden Meinungen und Auffassungen. Diese Einsicht in die eigene Beschränktheit führte mich nicht zur Resignation, sondern zu der Erkenntnis, dass man glücklich und zufrieden sein muss, wenn sich trotz dieser Unwägbarkeiten Erfolge einstellen. Ein Misslingen muss nicht unbedingt durch eigenes schuldhaftes Versagen verursacht sein!

Und noch etwas erkannte ich: Menschlichkeit und Unmenschlichkeit sind nicht angeborene Eigenschaften von

Nationen oder Rassen, nicht Merkmale von Religionen und Konfessionen, nicht Wesenszüge von Reichen oder Armen, sondern sie hängen von den Menschen selbst und deren Erziehung zur Achtung und Anerkennung der Menschenwürde jedes Einzelnen ab!

Meine eigenen Erlebnisse mit dem Nationalsozialismus und mit der dann folgenden politisch-ideologischen Gegenreaktion insbesondere durch die tschechische Führung nach dem nationalsozialistischem Zusammenbruch, sagen mir, dass aus der Geschichte nicht gelernt wurde. Aufwiegelung zu Rache, Hass, Demütigung und Vertreibung sind keine Mittel für eine friedliche Zukunft. Unrecht bleibt Unrecht, auch wenn es auf Grund erlittener Leiden und Verfolgungen verübt wird. Wenn man in der Geschichte genügend weit zurück geht, ist fast jedes Volk irgendwann von dem anderen überfallen, gedemütigt oder besetzt worden. Die Kette der archaischen, unzivilisierten Gewalt muss einmal durchbrochen werden. Das kann nur durch eine frühe und intensive Erziehung zu Toleranz erreicht werden.

Dabei hatte gerade der tschechische Theologe und Pädagoge Jan Amos Komensky (genannt Comenius 1592-1670) schriftlich in seinem Werk 'Magna Didactica' Prinzipien festgeschrieben, nach denen Menschen durch Erziehung ein friedliches Zusammenleben ermöglicht und Konfliktlösungen ohne Gewaltmittel erreicht werden könnten. Schon damals – beeinflusst durch das Grauen des dreissigjährigen Krieges – sah er die Notwendigkeit, Kinder durch eine breite Ausbildung zu friedliebenden Menschen zu erziehen. Was von diesen Ideen ist im zwanzigsten Jahrhundert übrig geblieben? – Werden sie sich im einundzwanzigsten Jahrhundert durchsetzen?